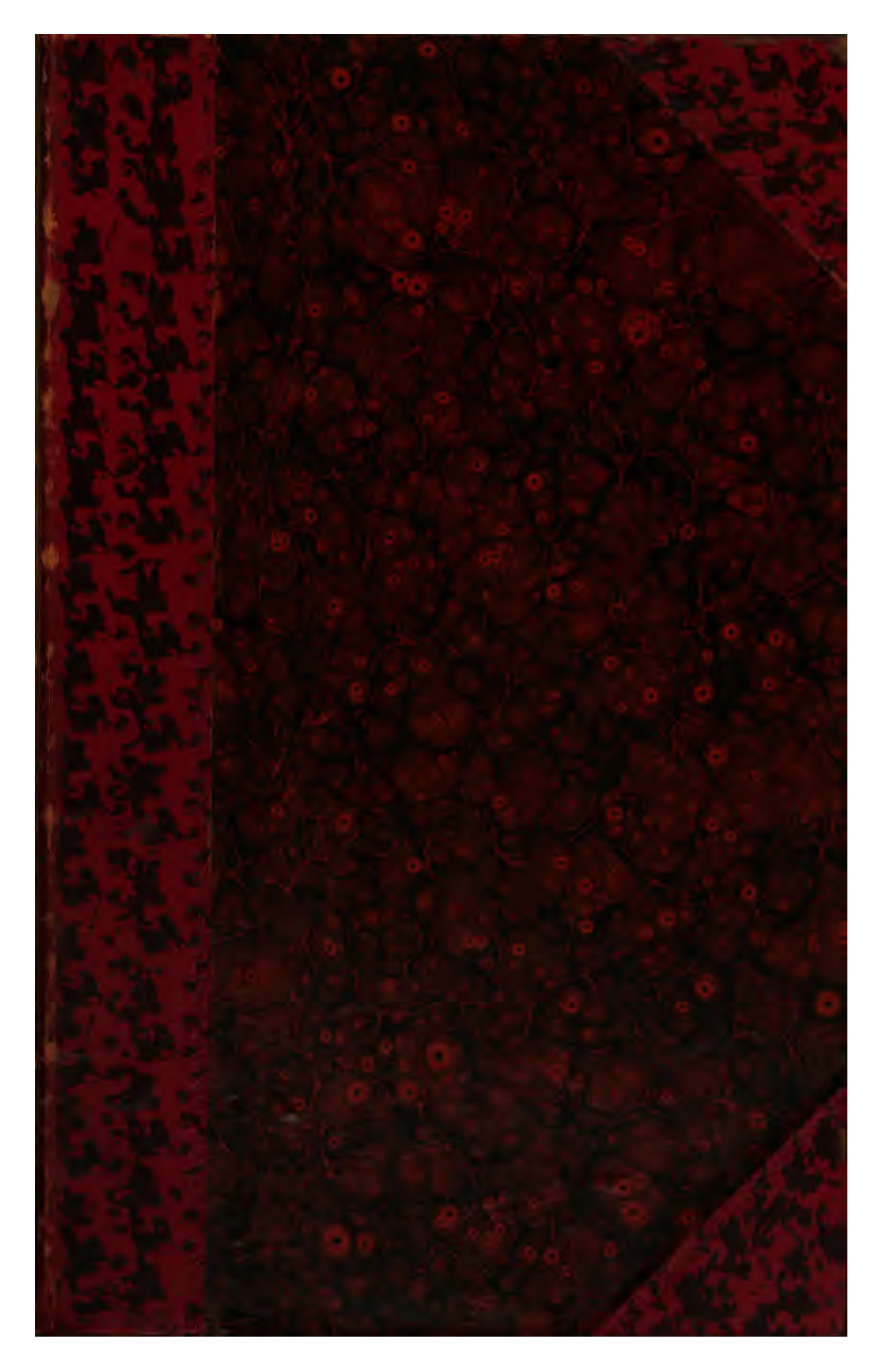
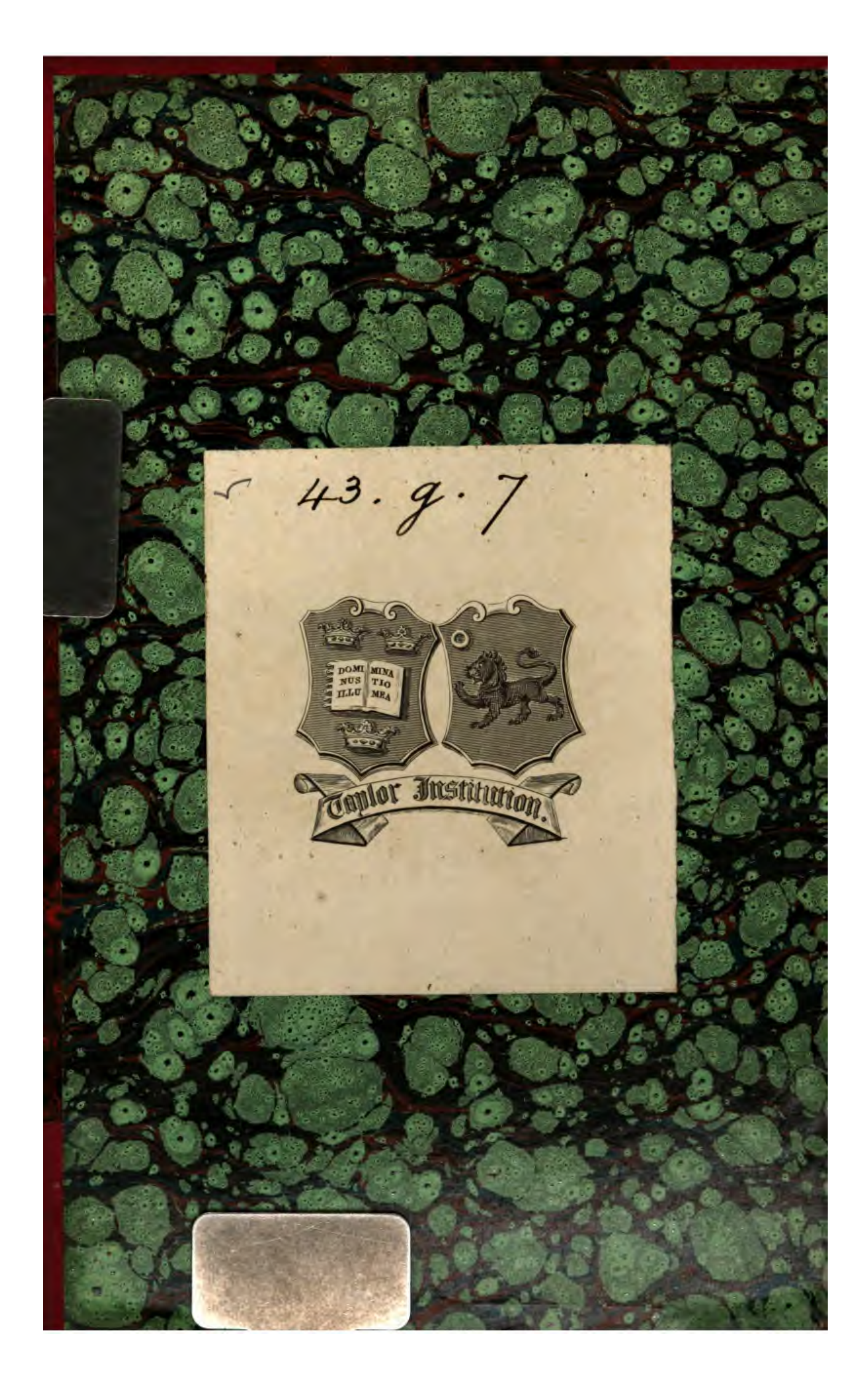
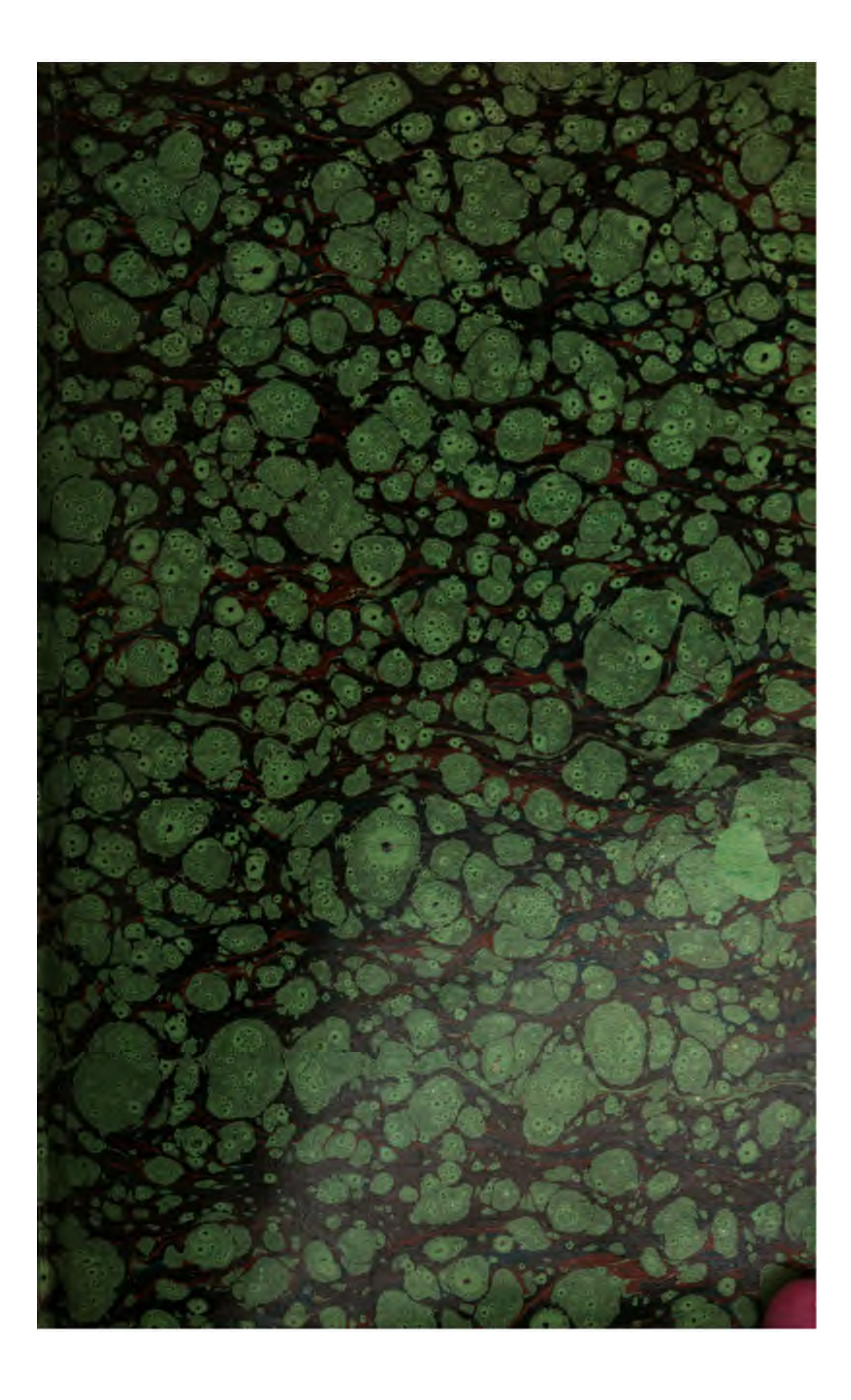





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Vom Gestade

der Cyklopen und Sirenen.

Briefe

von

W. Roßmann.



Leipzig,
Friedr. Wilh. Grunow.
1869.

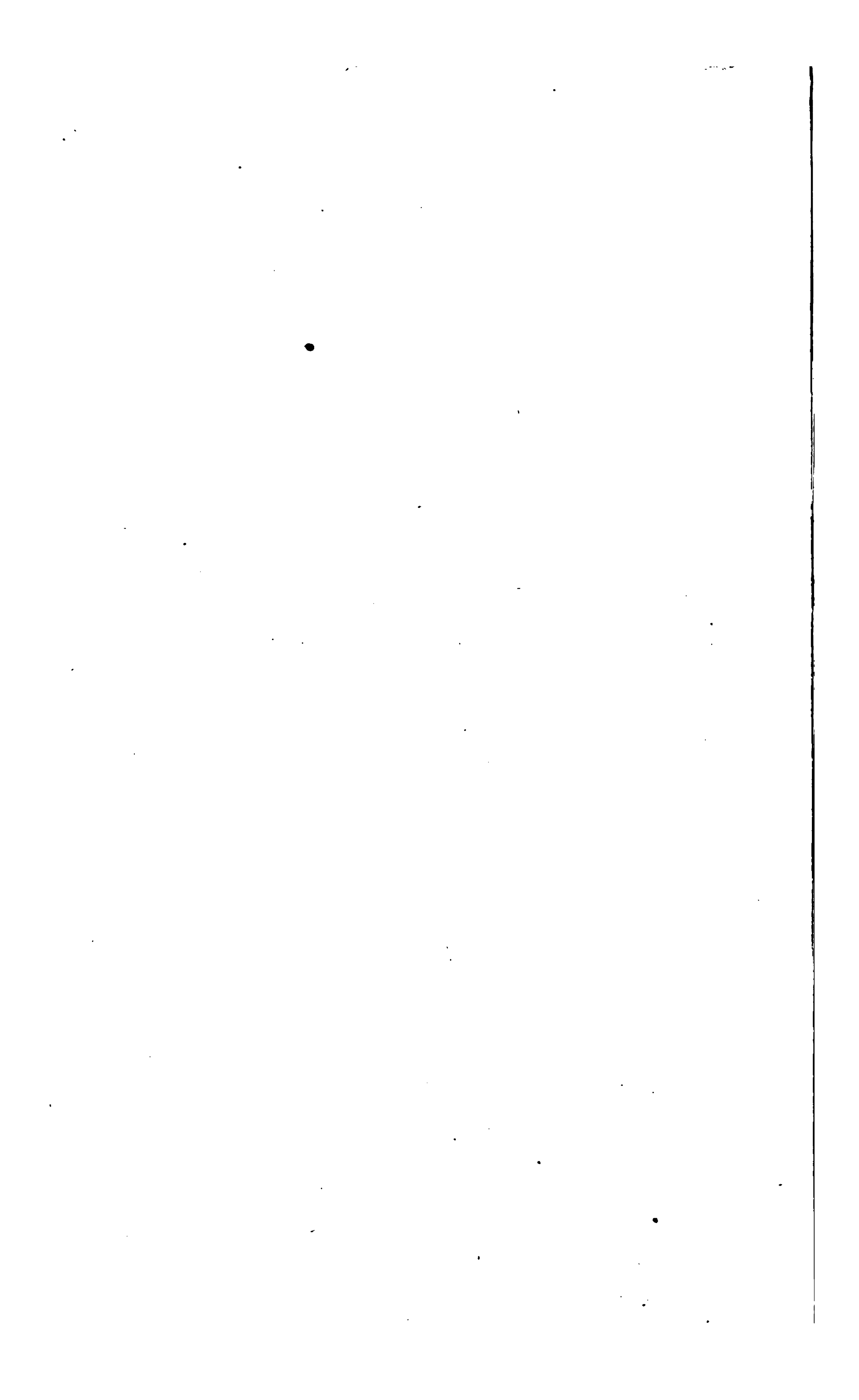

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
19 NOV. 1942

Ihrer Hoheit

Frau Herzogin Feodore von Sachsen-Meiningen

ehrfurchtsvoll

zugeeignet.



Vorwort.

Die folgenden Briefe habe ich im vergangenen Winter von Neapel und Sicilien aus an die Meinigen geschrieben, um auch sie, soweit es durch die Kraft des Wortes geschehen möchte, all der Herrlichkeit theilhaftig zu machen, die mir dort in anmuthigster Gesellschaft zu schauen und zu genießen vergönnt war. Meist entwarf ich sie spät Abends unter den Eindrücken eines lebendigen Gesprächs, in welchem die Bewohner der Villa Brigitta, auf's Glücklichste angeregt durch die geistvolle Fürstin, welche mir huldreich gestattet hat durch Ihren Namen dies Buch zu schmücken, mit den Erfahrungen und Anschauungen des Tages ihre Ansichten über das Gesehene und Erlebte in Ernst und Scherz auszutauschen pflegten. Was auf diese Weise unter der Aufsicht einiger kritisch gewöhnten Naturen aus den frischen Quellen eines feinen unmittelbaren Gefühls und einer unbeirrten künstlerischen Beobachtung, aus den Reservoirs alter Erfahrung und junger Bücherweisheit zu gemeinsamem Besitze zusammenfloß, das findet sich auf diesen anspruchslosen Blättern dargestellt. Wenn vielleicht die sicilianischen Briefe nicht von der gleichen Mannichfaltigkeit der Mittheilungen sind, wie die der beiden ersten Abtheilungen, und etwa ein wenig zu sehr nach Schule und Literatur schmecken, so wird das daher kommen, daß ich die sicilianische Reise mit meinem wißbegierigen Zöglinge, S. H. dem Erbprinzen von Meiningen, allein machte: den vielseitigen Anregungen unserer liebenswürdigen Gesellschaft entrückt, sind wir, wie es mir wenigstens hinterher scheinen will, auf einem so durchaus classischen Boden nur zu bald in unser gewohntes Schulgeleise gerathen.

Einige dieser Briefe wurden, bald nach ihrer Ankunft in der Heimath, durch die Grenzboten einem größeren Publikum mitgetheilt, und ich hatte die

Freude zu erfahren, daß man sie, auch nach so vielen trefflich geschriebenen Reisewerken, nicht ohne Befriedigung gelesen habe. In der That ist ja auch das Interesse, welches die gebildete Welt für Campanien und Sicilien und für das Stück Geschichte empfindet, das auf diesen Schauplätzen sich abspielte, zu stark und tiefgegründet, als daß es mit den Mittheilungen aus diesen merkwürdigen Landen, zumal auch ihr gegenwärtiger Zustand die allgemeine Theilnahme in Anspruch nimmt, so bald zur Ueberfüllung kommen könnte. Beide Länder stellen in Folge besonderer Fügungen und Umstände zur Reihe der allgemein interessanten historischen Monumente einen so unverhältnißmäßig großen Antheil, beide ragen auch mit dem, was sie an sich den Entwickelungen der vorchristlichen Zeit, zum Theil auch des Mittelalters, bedeuteten, so tief in das Innerste unserer Bildung herein, daß eine eingehendere Erörterung fast jeder der wichtigeren Fragen des geistigen, religiösen oder künstlerischen Lebens nothwendig über ihr Gebiet hinführt; und wie daher ein Büchermensch, der sie nun leibhaftig durchwandern darf, Angesichts ihrer merkwürdigen Stätten sich zu allerhand gelehrten und gemüthlichen Selbstgesprächen, zu hundert Interjectionen des Erstaunens oder der Befriedigung gereizt findet, so werden seine individuellen Gedankenfolgen und Ergüsse auch am Ende leicht die Theilnahme geistesverwandter Kreise in der Heimath erwecken. Indessen würde ich, wenn ich in dieser Zuversicht auch annehmen durfte, daß man sich einige wenige Briefe gefallen lassen werde, mich doch nicht entschlossen haben, die reiche Literatur der italienischen Reisen um ein ganzes Buch zu vermehren, wäre ich nicht überzeugt, daß dasselbe durch eine seiner Eigenthümlichkeiten einem ganz bestimmten Interesse entgegenkomme, welches wir selbst wenigstens auf dem Büchermarkte sehr gern berücksichtigt gesehen hätten.

Uns nämlich entstand bei unseren Wanderungen an den ruinenbedeckten Küsten kein dringenderer Wunsch als der, an Ort und Stelle und im Angesichte der erinnerungumsponnenen Trümmer die alten Dichter und Historiker zu vergleichen, die von jenen merkwürdigen Stätten gehandelt, ihre Geschichte überliefert, ja ihren Ruf zum Theil erst selbst begründet haben; denn keine erfreulichere Belehrung ließ sich erwarten, als die aus der wechselseitigen Erläuterung unserer eigenen Anschauung und einer Lectüre entstehen mußte, aus der wir in unseren Lehrjahren den besten Theil unserer Bildung geschöpft haben. Nun aber fanden wir wohl viele Bücher, in denen die Alten citirt, viele, in denen sie mit Anspielungen bedacht sind, aber keines, das sie so weit zu Worte kommen ließe, daß wir uns der Mühe überhoben gesehen hätten, uns selbst aus ihren Werken das für unsern Zweck Wichtige zusammenzutragen. So schafften wir denn, was uns dienlich schien,

und ohne daß wir uns nun ausschließlich auf die classischen Schriftsteller beschränkt hätten, meist in eigenen Uebersetzungen für die Unterhaltung unseres kleinen Kreises herbei, und diese Blumenlese ist auch den vorliegenden Briefen zu Gute gekommen. Sie konnte beträchtlich vermehrt werden, wenn es uns um etwas mehr, als um die Illustration des Allerwichtigsten und Bedeutendsten zu thun gewesen wäre, wie sich denn allein an die Schilderung der Ruinen Pompeji's ohne sonderlichen Zwang so ziemlich die ganze Archäologie mit allen Belegstellen anknüpfen ließe; aber die Briefe sind nicht für die Studirstube, sondern für das Familienzimmer geschrieben. Wie sie nun vorliegen, glaube ich mit ihrer Veröffentlichung sowohl Denen einen Dienst zu erweisen, welche daheim ihre aus der Literatur geschöpften Vorstellungen von Kumä und Bajä, von Misenum und Pozzuoli, von Taormina und Syrakus u. s. w. durch eine Schilderung zu beleben wünschen, welche die Anschauung mit der Literatur in Verbindung setzt, als Denen, welche nach uns so glücklich sind, die Gestade der Cyklopen und Sirenen zu durchwandern, und die an die Dinge der Ober- und Unterwelt — denn auch diese haben wir kühnlich befahren — etwa dieselben Fragen zu stellen haben wie wir.

Inhaltsübersicht.

Neapel und seine Umgebung.

Capri, Ischia und Pästum.

Sicilien.

Neapel und seine Umgebung.

Neapel, 29. November 1868.

Nun haben wir es endlich erreicht, dieses vielbefahrene, vielbesungene Gestade, welches, wie man weiß, Olympier und Titanen zu ihrem Kampfplatze ersahen, von dessen Höhen Sirenen singen und Cyklopen donnern und wo das finstre Reich der Schatten zum lachendsten Tage mündet; nun sind wir in der wunderbaren Stadt, deren Schönheit die Sage nur durch Zauberers Hände zu erklären weiß, und die zugleich durch unsagbaren Schmutz berühmt ist; die seit alten Zeiten die müßige heißt und doch lauter lärmt als irgend eine andere: wir sind in der bella Napoli. Ein Tag liegt schon hinter uns, ein Tag unter diesem seltsamen Volke verlebt, das, nach Goethe's Ausdruck, zwischen Gott und Satan eingeklemmt wohnt, das zwischen dampfenden Kratern und über unterirdischen Feuern tanzt und jubelt und in unvordenklichen Zeiten von den Sirenen, deren eine ihm den Namen der Parthenopäer gab, den Gesang und das dolce farniente, bei seinen cyklopischen Nachbarn die Revolution lernte: — es wird, das ist gewiß, zwischen diesen Gegensätzen eine Fülle des Lebens und der Anschauung für uns werden. Ich will Euch Alles berichten, Kleines und Großes, wie der Tag es bringt, und unsere Thaten, Erlebnisse und Meinungen sollen Euch treulich verzeichnet werden, aber ich kann nicht dafür, wenn dieser Bericht der Ruhe und des großen historischen Stils ermangelt; denn das sehe ich wohl, wenn ich nicht überfluthet werden will, so muß ich dem Laufe des Tages folgen und darf mich für jetzt nicht damit abgeben zu untersuchen, was etwa in Wahrheit groß und was klein, was wichtig und unwichtig sei.

Früh um acht Uhr kamen wir mit überreizten Sinnen und in übernächtiger Stimmung von Rom hier an. Von allen Seiten drang schon das Leben lärmend und brausend auf uns ein, aber ich schloß mich gegen die Außenwelt ab wie eine Schnecke und legte mich nieder, um erst die römischen Gestalten, die sich noch in meinem Hirne in munterem Reigen umtrieben, in ihre Kammern und zur Ruhe zu bringen. Dann sollte von

St. Elmo aus oder vom Posilipp mit erfrischten Sinnen all die Herrlichkeit, deren wir nun gewiß waren, mit umfassendem Blicke überschaut und zur Betrachtung und zum Genusse systematisch eingetheilt werden. Aber was ist der Mensch mit seinen besonnenen Planen gegen die Gewalt des Momentes und die Gegenwart, die sich ihm aufzwingt! Es dauerte nicht lange, so drang von Unten her ein stilles murmelndes Brausen zum Fenster empor, breit und mächtig, wie ein Selbstgespräch des Meeres. Es stammte von vielen Tausenden sonntäglich geschmückter Menschen, die sich zwischen dem Ufer des Golfs und unserem Hôtel um einen Bretterverschlag gesammelt hatten, in welchem ein in der Füllung begriffener Luftballon sich zu dehnen und zu heben anfing. Von Oben in den Pferch hineinsehend, theilte ich mit der privilegirten Minderheit, die sich einen Platz darin erkauft hatte, ein gewaltig aufregendes Schauspiel. Während der dirigirende Luftschiffer mit dem Ballon beschäftigt war, trat eine Dame in schwarzem Reitgewande mit einem geputzten Kinde hinter einer Gardine hervor, führte es melancholisch im Kreise herum, hob es empor und küßte es mit wehmüthiger Emphase. „Jetzt nimmt sie Abschied von ihrem Kinde“, so flog es elektrisch bis in die äußersten Reihen der draußen harrenden Menge. Das Kind wurde auf den vorderen Sitzplätzen herumgereicht und unter vielen Thränen von den anwesenden Damen geküßt, denen der schöne Moment zu rechter Herzstärkung gereichte. Die Mutter warf noch einen schmachtenden Blick auf das kleine Wesen und schwang sich, als gälte es für Glauben und Vaterland eine große That zu thun, auf einen Klepper, der in der Nähe des Ballons stand und verlegen an einer Rübe fraß. Der Unglückselige war im Begriff den Pegasus zu spielen und steckte schon in seinen Gurten. Die Leinen wurden befestigt, der Herr sprang in den Kahn, und Ballon, Kahn, Roß und Reiterin schwebten auf sein Commando in die Höhe. Das Kind wurde Unten von den Damen hoch und immer höher emporgehoben und breitete die Aermchen aus, die Mutter grüßte mit der Gerte herab, der Vater streute Gedichte unter das Volk, das Pferd zuckte verzweifelt mit den Beinen, und aus der Menge erscholl kein Ruf, kein Geschrei, aber ein allgemeines, unermeßliches Geschwätz.

Wir eilten nun hinab, uns unter das Volk zu mischen, und trafen auf den Corso, der jetzt begann. Er gilt für den reichsten und elegantesten der Welt. Vielleicht fünfhundert der schönsten Equipagen, gezogen von edlen rasirten englischen Pferden, die wie in Bronze gegossen aussehen, und besetzt mit schönen Damen in farbenglänzender Toilette, sind in beständiger Bewegung neben und gegen einander, oft fünf in einer Reihe; daneben trabt auf einem erhöheten Wege eine Menge von Reitern die Chiaja entlang.

Auch das kronprinzliche Paar, das seit einiger Zeit hier residirt, erschien in einem offenen Wagen, der sofort von Hunderten von Menschen umdrängt wurde; die liebliche Erscheinung der Kronprinzessin mit ihrem guten fast deutschen Angesichte wurde mit unverkennbarer Liebe und Theilnahme betrachtet. Wir sahen dem bunten Treiben und Drängen von der Villa reale zu. Das ist eine dem öffentlichen Gebrauche übergebene Promenade unmittelbar am Meeresstrande, besetzt mit immergrünen Eichen, Pinien, Oliven, Palmen, Pfefferbäumen, Lorbeern und Myrthen, zwischen deren Grün in Marmor nachgebildet eine Reihe der besten Antiken erglänzt. Hier erheben sich auch die Denkmäler Vicos, des Geschichtsphilosophen, und Colettas, des patriotischen Geschichtsschreibers und Generals, der die Engländer aus ihren Befestigungen von Capri verjagte. Hier ist auch dem Andenken des größesten Dichters, den Neapel sein nennen darf, des Virgil, ein Tempel gebaut; er überdacht eine Büste mit jener Inschrift, welche der Dichter selbst seinem Grabe bestimmte und die sich etwa in folgenden Zeilen wiedergeben läßt:

Mantua hat mich gezeugt, in Kalabrien starb ich, jetzt hat mich
Parthenopäa: ich sang Helden und Weiden und Feld.

Die Helden hat er in seiner Aeneide, das Feld in seinem Gedichte über den Landbau eben hier, zu Neapel, besungen.

Die Villa reale ist eine Promenade von unvergleichlicher Schönheit: links hat man den blauschimmernden Golf, an dessen Horizont sich wie herausgemeißelt Capri erhebt, rechts die sich amphitheatralisch in hellglänzenden Häusern aufbauende Stadt, vor sich die mit Villen und Parks besäete Landzunge des Posilipp. Das ist die Aussicht, welcher Claude Lorrain und Poussin ihre erste mächtige Anregung verdanken. Von der Promenade aus sahen wir auch zum ersten Male den Vesuv, jetzt ausruhend von der fürchterlichen Arbeit der letzten Woche und nur noch leichtes Gewölk hervorkeuchend. Die Spuren seiner letzten Thätigkeit sah man deutlich. Vom unteren Rande des eigentlichen Aschenkegels herab bis dicht hinter Portici zog sich ein breitgedehnter Rauchstreifen, der sich etwa in der Mitte in Kreuzesform auseinanderzog: er bezeichnete die bis beinahe an die Häuser des Städtchens herabgeflossene Lava. Spät Abends nahmen wir noch über ihrer oberen Strecke einen leichten rothen Schein wahr.

Inzwischen zog wieder der Ballon unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte sich auf den Golf heruntergelassen und wurde, über dem Wasser schwebend, von einem kleinen Dampfer in's Schlepptau genommen. Jetzt begann erst das rechte Vergnügen für die am Ufer Schritt haltende Menge; denn

das Pferd, dessen Reiterin längst in den Kahn hinaufgeklettert war, schleifte mit allen Vieren im Wasser und tauchte auch oft mit dem Maule so tief und so lange ein, daß es dem Ersticken nahe war. Erst in diesen kritischen Momenten warf der Luftschiffer so viel Ballast aus, daß es hoch genug kam, um zu verschnaufen; dann ließ er es wieder in das salzige Element hinabsinken. Wir gaben uns der tröstlichen Ueberzeugung hin, daß einige der stattlichen Gensdarmen, welche mit der Menge flanirten, den genialen Schinder in Empfang nehmen, oder daß die Schiffer, welche dem Aufzuge folgten, ihn kielholen würden; aber nichts von alle dem. Groß und sicher wie ein Triumphator stieg er an's Land, von der Menge jubelnd begrüßt; die Mutter zog unter den Thränen der Umstehenden ihr Kind an's Herz, und die arme Bestie lag indessen auf dem Sande, schaudernd über den ungewohnten Trunk. Im Uebrigen hatte Jedermann eine große herrliche Stimmung und sein volles Vergnügen gehabt, und ein Ausdruck der Mißbilligung war nirgends zu hören.

Spät Abends gingen wir noch auf den Toledo, die wichtigste und belebteste Straße Neapels, die vom Museum bis zum Largo di St. Carlo herunterführt. Es rauschten noch die letzten Wellen eines mächtigen Sturmes, der hier nach dem Vergnügen des Nachmittages improvisirt worden war. Leider erfuhren wir erst jetzt davon. Vor zwei Tagen sind nämlich in Rom die beiden Mörder Mouti und Tognetti hingerichtet worden, weil sie einen Theil der Zuavenkaserne und mit ihm 27 Menschen in die Luft gesprengt haben; dieß Ereigniß wurde von den Italianissimi angemessen ausgebeutet. Die beiden Meuchler sind als Märtyrer der italienischen Einheit proclamirt worden, obschon sie ihre That bereut haben, und den Priestern hat man Tod und Verderben gedroht. Kinder, denen man die Sache auseinandersetzte, haben in pathetischer Rede vom Balkon herab den Papst verwünscht, begeisterte Banden sind lärmend auf- und abgezogen. Man hat Sammlungen eröffnet, nicht nur für die Hinterbliebenen der Hingerichteten, sondern auch für den Zweck, ihnen selbst ein Denkmal zu errichten. An den kleinen phantastisch geschmückten Limonadebuden, welche an den Straßenecken angebracht sind, und in den hellerleuchteten Kaffés wurde noch lebhaft geredet und gesticulirt, die Zeitungsbuben drängten sich von allen Seiten heran, um die Hinrichtungsscene in fürchterlichen Holzschnitten feil zu bieten. Und das Alles um zwei feige Mörder. Unter welch ein wunderliches Völklein sind wir gerathen!

Als wir vom Spaziergange heimkehrend in unser Zimmer traten, drangen von der Straße die Töne eines schönen seelenvollen Tenors zu uns herauf, der von einer Geige, einer Zither und Guitarre begleitet wurde. Wir erkannten das beliebte neapolitanische Volkslied: Santa Lucia. Die Stimme

war nicht mehr frisch und die Aussprache nicht gerade edel; aber wie das bebte und schwebte, strömte und floß! Als würde der Gesang eben im Momente aus dem tiefsten Borne der eigenen Seele geschöpft. Wir konnten uns nicht satt daran hören und warfen Münzen über Münzen hinunter, um mehr zu haben. Aber es dauerte nicht lange, so wuchs dem holden Sänger ein Chorus nächtlicher Strolche zu, die es im Vorübergehen auch dilettirte, an der Lust des Gesanges und der reichlichen Beute Theil zu nehmen, und nach und nach ertrank die schöne Stimme ächzend unter einem immer kindischer werdenden Gequäke.

30. November.

Heute fuhren wir durch die Grotte des Posilipp an den Golf von Bajä. Die Grotte ist ein sehr langer, schmaler und hochgewölbter Tunnel, der, ähnlich wie das Neuthor bei Salzburg, durch den vulkanischen Tuff (eine uralte zusammengebundene Asche) schon früh in Römerzeiten hindurchgelegt ist; die Volkstradition zählt ihn unter die Werke des Virgilius, der nur uns als Dichter, dem gemeinen Manne aber als Zauberer bekannt ist. Die Fahrt durch die Grotte ist bei der schlechten Luft, die trotz der oben angebrachten Luftzüge darin herrscht, und durch den Lärm der einander anrufenden Kutscher und Eseltreiber höchst unerquicklich. Kommt man über die Häuserreihe von Fuorigrotta, die jenseits des Tunnels beginnt, in die Ebene hinaus, so erkennt man alsbald deutlich den Charakter des Höhenzuges, durch den man hindurchgedrungen ist: es ist der Rand eines alten ungeheuren Kraters, von welchem die See ein großes Stück hinweggespült hat, und wir befinden uns auf der herabgeschwemmten Fläche, die den alten Schlund geschlossen hat. Der Weg durch diese Ebene bot für jetzt nichts Bemerkenswerthes, aber im Sommer muß er sehr schön sein; denn rechts und links ist er durch große Weingärten begleitet, in denen der Wein sich an Ulmen hinaufrankt, um die schönsten Guirlanden zu bilden. Am Strande angekommen sahen wir zunächst rechts von uns das Städtchen Pozzuoli, das alte Puteoli der Römer, weiterhin die Trümmer von Bajä, dann das Cap Misenum, an welchem einst die römische Flotte lag, gegenüber die schönen Formen der Inseln Procida und Ischia, und zur Linken das kleine Felseneiland Nisita, das einst durch eine Villa des Brutus gekrönt war. Für heute ließen wir dieß Alles, um uns dem Posilipp zuzuwenden, an dessen Rückseite wir nun hinaufstiegen. Ganz nahe an seiner Spitze durchdringt ihn ein zweiter Tunnel, den man nach dem Sejanus genannt hat, obschon er lange vor dessen Zeit angelegt wurde; bis zum Jahre 1840 war sein Eingang verschüttet, damals ist er eröffnet und wieder zugänglich gemacht

worden. Er diente den Römern, um von Bajä und Puteoli auf dem kürzesten Wege nach den Villen des Posilipp zu gelangen; gerade vor seiner Mündung lagen die des Lucullus, Sejanus, Vedius Pollio und Andrer, in deren Bereich wir jetzt aus dem langen dunklen Gange hervortraten. Wir befanden uns nun wieder im Angesichte des neapolitanischen Golfes; der Blick ist unvergleichlich. Man übersieht den ganzen wunderbaren tiefblauen Meerbusen. Er ist rings fast in seiner ganzen Ausdehnung ununterbrochen von hellglänzenden Städten umbaut: von Massa und Sorrent herum durch Vico equense, Kastellamare, Torre dell'Annunziata, Torre del Greco, Resina, Portici, Neapel, bis zum Posilipp (dem alten „Sorgenfrei" der Griechen und Römer) und da, wo wir stehen, eine zusammenhängende, viele Stunden lange Reihe von Häusern, Villen und Gärten, ein Halbkreis wie eines mächtigen griechischen Theaters mit seinen leuchtenden Marmorstufen, zu dem der Spiegel des Golfs die Orchestra und Capri, das von jedem Punkte des Ufers aus unausweichlich den Blick auf sich zieht, die hochragende Scene abgiebt.

Die ersten Trümmer, auf welche man stößt, stammen von der Villa des Sejan, des allmächtigen Vertrauten Tibers. Der Grundriß des Baues ist nicht mehr zu erkennen. Rechts daran, auf der äußersten Spitze des Posilipp, hatte sich Lucullus, der geistreiche Feinschmecker, angesiedelt; von seinen Gründungen sind nur noch die Sitzreihen zweier kleiner Theater erhalten, in denen er seine zahlreichen Gäste zu unterhalten pflegte. Links hinab, mehr nach dem Meere zu, da wo sich jetzt das Kirchlein Maria del Faro erhebt, lag die Villa des Vedius Pollio. Von ihr sind noch die Fischbehälter übrig, welche den Namen des Schlemmers für immer zum Greuel gemacht haben. Denn hier ließ er, es ist kein Zweifel, die Sklaven, die er zum Tode verurtheilte, seinen Muränen lebendig als Speise vorwerfen. Der freundliche Weinbergsbesitzer hat jetzt in die ausgetrockneten Gewölbe seinen Wein eingelegt; indem er mit einem Tischlerbohrer seinem besten Fasse zu Leibe ging und einen Strahl seines rothen Rostrale für uns in einem alten schlechten Topfe auffing, erinnerten wir uns, wie eines Tages der Boden, auf dem wir standen, auf eine besondere Veranlassung mit den Scherben der schönsten Krystallbecher hoch überdeckt wurde. „Einer von den Sklaven des Vedius Pollio", so erzählt Seneca gelegentlich in seinem Buche über den Zorn, „hatte (bei einem Gastmahle, das Vedius dem Augustus gab) ein Krystallgefäß zerbrochen; Vedius ließ ihn dafür ergreifen und wollte sich nicht einmal begnügen, ihn auf gewöhnliche Weise hinrichten zu lassen: er sollte den Muränen vorgeworfen werden, von denen er gewaltige Exemplare in seiner Piscina unterhielt. Wer möchte nicht glauben, daß er dies seiner

Schlemmerei wegen that? Es war eine Grausamkeit. Der Sklave entschlüpfte aber und flüchtete sich zu den Füßen des Cäsar, nur um zu erflehen, daß man ihn auf andere Weise umbringe, damit er nicht zum Fraße würde. Der Cäsar, auf den die Neuheit der Grausamkeit Eindruck machte, hieß den Burschen entlassen, dagegen alle Krystallgefäße in seiner Gegenwart zerbrechen und die Piscina damit anfüllen. Der Cäsar konnte seinen Freund so strafen: er machte einen guten Gebrauch von seiner Gewalt. Denn wie? Du befiehlst Menschen wegzuschleppen und durch ganz neue Martern zu zerfleischen? Wenn Dir ein Becher zerbrochen ist, sollen die Eingeweide eines Menschen zerrissen werden? Und so sehr gefällst Du Dir, daß Du Jemanden wegzuführen befiehlst, wo der Cäsar zugegen ist?" Wie uns diese Scene zwischen dem blasirten herzlosen Fresser und dem edelthuenden Cäsar vor die Erinnerung trat, wollte uns der Wein nicht mehr munden. Da ich jetzt aber im Seneca die Geschichte nachlese, will mir der alte Schulmeister und Hofmann, der den unerhörten Frevel schließlich unter den Gesichtspunkten einer Etiquettefrage betrachtet, fast noch widerwärtiger vorkommen, als jene Beiden.

Wir wandten uns der Strada nuova di Posilipo zu, um hinabzusteigen, und nahmen Abschied von unserem freundlichen Führer, der sich sehr bei uns zu insinuiren gewußt hatte. Als wir nämlich die Grotte des Sejan zu zwei Drittheilen durchwandert hatten, forderte er uns auf, nach dem weitentfernten Eingange zurückzublicken, der nur noch als ein Lichtpünktchen zu erkennen war, und sagte auf Deutsch, indem er den weichsten Ton deutscher Sentimentalität anschlug: „Es ist wie ein Stern in der Nacht." Das verhielt sich denn auch so, und da er sah, daß unsere Damen weich geworden waren, beschenkte er sie in der Freude über seinen Erfolg mit einigen Muscheln und getrockneten Seepferdchen, die er bei sich trug, und pflückte ihnen draußen jedes Kraut, auf das ihr Auge fiel. Jetzt zum Schlusse wartete er mit einem Arme voll stachelichter Cactusblätter auf, die er in einem fremden Garten abgebrochen hatte, und wir schieden mit gegenseitiger Rührung.

1. December.

Wir besuchten heute die neue Lava, die uns schon einige Tage durch Rauch und Schein gelockt hatte. Wir fuhren nach Portici (das sich ohne Lücke an Neapel anschließt) und schlugen uns von da seitwärts unter Leitung eines Führers in die Weinberge, aus denen uns schon ein Brandgeruch entgegenwehte. Der Anblick, der sich uns nun alsbald darbot, war ebenso überraschend und fremdartig, als abscheulich. Wir hatten uns die

Sache anders gedacht, erkannten aber sehr bald, warum sich das Phänomen hier, wo der Lavastrom zum Stehen gekommen war, so und nicht anders gestaltete. Vor uns nämlich erhob sich in einer Höhe von vielleicht 20 Fuß in schräger, zerrissener und zerklüfteter Böschung eine schwarze, formlose, brockichte Masse, die sich am Besten mit einer Aufschüttung gefrorener und leicht beschneiter Erdschollen vergleichen läßt und die diesen Vergleich fast vollständig aushalten würde, wenn nicht hie und da Rauch daraus emporstiege. Näher betrachtet, läßt sie sich als zerrissene, poröse Schlacke und Asche erkennen. Die Sache erklärt sich einfach. Oben an der Kratermündung sucht sich der glühende Strom die erste Rinne, die sich ihm darbietet. In dieser stürzt er hinab, fängt aber allmählich an seiner Oberfläche zu erstarren und zu oxydiren an. Allein die sich bildende dicke Kruste bleibt nicht in Ruhe; theils bleibt die Lava im Innern flüssig und arbeitet weiter, theils drängen immer neue Massen von Oben nach. So wird die Kruste, während sie sich bildet, auch fortwährend zerstört, und dieß giebt die zerrissenen formlosen Schollen, die nun immer weiter nach Unten geschoben werden, wo sie sich endlich hoch über den Boden emporstauen müssen. Der weiße Reif, der darüber liegt, wird aus ammoniak- und salpeterhaltigen Salzen gebildet, die sich an der Oberfläche krystallisiren.

Wir stiegen durch einen Lacrymä-Christi-Weinberg, der halb zugedeckt war, an der Seite der Lava hinauf; bis auf zwei Schritt war sie dem Weinbergshause nahe gekommen und thürmte sich neben ihm in gleicher Höhe auf. Auf den Balcon des Häuschens war in der Eile irgend ein hölzerner Heiliger gestellt worden, der seine Hand gegen den Strom emporhielt. Ein heiliger Januarius und eine Mutter Gottes waren an die Pfosten gebunden. Nun, dieß Haus war denn auch verschont geblieben, der Strom hatte auch nicht mehr die Gluth ausgehaucht, die es von Außen hätte beschädigen können; aber rechts unter der unheimlichen Masse lag doch eine große Anzahl von Häusern, natürlich für immer, begraben, und da, wo es am meisten qualmte, zehrte die innere Gluth in einem überflutheten Kapellchen an einem ganzen Chorus geschnitzter und gemalter Heiligen.

Nicht weit über dem Hause forderte uns der Führer auf, die Lava selbst zu besteigen, und es konnte dieß ohne alle Gefahr geschehen, obgleich man die Wärme der Schlacke durch die Sohlen spürte. Mit großer Mühe kletterten wir unter Begleitung der Damen etwa 60 Schritt hinauf und übersahen nun die ganze Breite des verwüstenden Stromes. Er war oben, nach der Seite der Somma zu, aus einer neuen Oeffnung herausgekommen, dann neben der Eremitage (auf der mittleren Höhe des Berges) vorbeigestürzt und hatte sich, in einer Breite von 180 Metern, auf Portici zuge-

wandt und auf diesem Wege einen Theil der Gemeinde Novella verschüttet. Indem uns der Führer mit italienischer Lebendigkeit den Vorgang beschrieb, ahmte er für das Herabstürzen der glühenden Fluth die Galoppbewegung eines Pferdes nach, und für den Ton eine brummende Orgelpfeife. Den Geruch prüften wir selbst als eine Mischung von Apotheke und Brandstätte. Wir gingen an einen der natürlichen Schlöte heran, aus denen es noch rauchte und die sich mit schwefligem und salzigem Niederschlage gekränzt hatten; der Führer legte einige Reben hinein und sofort schlug die Lohe heraus. Er versicherte uns, daß man nach 15 Monaten noch an diesen Stellen Maccaroni kochen könne: eine Leistung, die ihn gegen den sonstigen bösen Willen des tückischen Cyklopen sehr viel milder zu stimmen schien.

Lebhaft konnten wir uns, auf dem rauchenden Lavadamme stehend, den Eindruck vergegenwärtigen, den die erste in historischer Zeit erfolgte Eruption des bis dahin bis oben hinauf begrünten Berges auf die Anwohner des Golfes gemacht haben muß. Sie veränderte, wie Tacitus erwähnt, den Charakter der lachenden Landschaft ganz und gar. Martial, der die Stätte der Verwüstung kurz nach dem Ausbruche besuchte, faßt den Schmerz und den Schrecken der Zeitgenossen in folgenden epigrammatischen Zeilen zusammen:

Das ist der stolze Vesuv, umgrünt von schattenden Reben,
  Wo von dem edelsten Naß reichlich die Kelter geträuft;
Den einst Bacchus geliebt mehr als die nysäischen Hügel;
  Der des silenischen Chors muntere Reigen gesehn.
Venus thronete hier, der lakonischen Insel vergessend,
  Und der böotische Held schenkte ihm Namen und Ruhm.
Alles liegt nun bedeckt von Gluth und Asche — es klagen
  Selbst die Olympier jetzt, daß sie's vollbringen gedurft.

Unter großen Beschwerden krochen wir über die harte Schlacke wieder herab und wandten uns durch Wein- und Feigengärten, die auf einer alten Lava köstliche Früchte erzeugen, wieder der Straße zu. Am letzten Thore sprachen uns mehrere arme Weiber, deren Hütten die Lava zugedeckt hat, um ein Almosen an; sobald sie genug beisammen haben, werden sie sich wieder auf der neuen Kruste ansiedeln. So sind die Häuser von Portici und Resina über denen des alten Herculanum erbaut, das wir jetzt zu besuchen gingen.

Das Theater, dem wir uns zuerst zuwandten, war völlig zugedeckt durch eine Masse, die aus conglomerirter Asche besteht. Mächtige Regenströme haben sie zu einer Art groben Mörtels gebunden, der dann alle Räume des Theaters ausgegossen hat. Darüberher floß nun noch, aber nicht in der ganzen Breite der Stadt, eine glühende Lava. Diese kam also

nicht unmittelbar mit den auf und vor der Scene aufgestellten Statuen in Berührung. Die ganze Schuttmasse hat über der Orchestra eine Mächtigkeit von etwa 80 Fuß. Und zwar noch heute; denn das alte Gebäude ist keineswegs zu Tage gelegt, sondern man steigt dazu durch einen in die Lava gearbeiteten Treppenschacht bei Kerzenlicht hinab und übersieht nur immer so viel, als sich in einem bergmännisch gewölbtem engen Gange darstellt. Die moderne Treppe führt auf den zweiten Corridor des Theaters, den man völlig von Lava entleert hat, so daß man unter seinem alten Gewölbe und zwischen seinen alten Mauern wandelt. Von da nimmt uns auch die alte Theatertreppe auf. Sie führt zwischen den Sitzreihen hindurch quer durch jenes Brunnenloch, das aus Zufall in das alte Theater hinabgesenkt wurde und auf dessen Grunde man jene Gewandstatuen fand, die sich jetzt im Dresdener Museum befinden. Der Prinz von Elboeuf ließ es im Jahre 1721 für die Anlage eines Casinos graben.

Man steigt bis zur Sohle der Orchestra hinab und befindet sich nun vor der Scene, deren vorderer Rand wenigstens in seiner ganzen Länge blosgelegt ist. Ueberhaupt war die Scene bis zu ziemlicher Höhe der Scenenwand von Lava befreit, aber man sah sich leider genöthigt, der obenstehenden Gebäude halber drei gewaltige Pfeiler hineinzustellen, um das Gewölbe zu stützen, und so geht der Totaleindruck verloren. Rechts und links an den Enden der Scene standen ehemals zwei Reiterstatuen von Marmor, die sich jetzt im Museum zu Neapel befinden. Ihre Postamente sind noch an Ort und Stelle; die darauf befindlichen sehr deutlichen Inschriften sagen uns, daß die Herculanenser dem ersten Proconsul Balbus und dessen Sohne diese Statuen errichteten, die eine nach dem Tode, die andere bei Lebzeiten.

Die Scenenwand zeigt die drei bekannten Thüren, die mittelste in einer Nische, deren Wölbung cassettirt ist. Von dieser mittelsten Thür bis zum vorderen Scenenrande maß ich 15 Schritt, von einer der anderen 9 Schritt. Die Bühne hat also, auch für unsere Begriffe, Tiefe genug; nur mit der Länge oder vielmehr Breite der Scene verglichen, erscheint sie gering. Aber wenn die große Breite des Bühnenhauses durch die Masse des Zuschauerraumes geboten war, so gab es für die verhältnißmäßige Vertiefung desselben nicht den gleichen Grund; vielmehr war es geradezu geboten, die Scenenwand möglichst weit vorzurücken, weil nur so der Schall der Stimmen, die einen mächtigen Raum auszufüllen hatten, nach vorn geworfen werden konnte.

Rechts und links, hinter und neben der Scenenwand befanden sich die Garderobezimmer für die Schauspieler. Ihre Wände sind noch zum Theil

mit Malereien bedeckt. Eine Spur, der wir hier begegneten, sprach mit seltsam überraschender Unmittelbarkeit von dem ehemaligen Gebrauche dieser Räume. Ueber sich nämlich in der Lava erkennt man den Abdruck eines menschlichen Angesichts von großen und starken Zügen. Er stammt von einer Bronzemaske, die hier auf einen Schrank gelegt sein mochte. Mit welcher Gewalt solch ein unwillkürlich erzeugtes Denkmal in den Moment des Ereignisses, in den Abend der letzten Vorstellung zurückversetzt!

Auch um die Außenseite des Theaters ist ein Gang herumgelegt; man sieht die Gewölbe, in denen Verkäufer feilgeboten haben werden. Indem wir von da wieder in das Theater hinaufstiegen, wurde uns in einem der Corridors ein erschütternder Anblick. Man sieht der Thür gegenüber auf den Stuck der Mauer aufgesetzt in dunkelbrauner Färbung die Silhouette eines Menschen. Er hat ohne Zweifel zu der Thür hinausgewollt, aber die entgegenstürzende Masse preßte ihn, der sich schnell umdrehte, gegen die Wand und bildete so dies schreckliche Petrefact. Den rechten Arm und das rechte Bein hat die Figur erhoben.

Das ist der letzte Eindruck, den man in dem unheimlichen Labyrinthe empfängt, und man begrüßt erleichtert und freudig das von Oben einströmende Tageslicht.

Wir suchten nun jene Häuser auf, deren Reste, wie in Pompeji, ganz zu Tage gelegt sind. Sie bilden einen Theil und die Ecke einer Straße, die unmittelbar zum Meere führte, das jetzt durch die Lava vom Jahre 79 und drei darauf folgende ziemlich weit zurückgedrängt ist. Das Lavapflaster der sehr schmalen Straße ist blosgelegt. Die sehr engen Baulichkeiten auf der rechten Seite waren mir in ihrem Zwecke und Zusammenhange nicht recht klar; sie sollen zu einem Tribunal gehören, das sich noch unter dem Schutt befindet und von dem der Rand einer Mosaik zu sehen ist. Auf der linken Seite vorn am Meere steht die untere Etage eines Gebäudes, das als Fabrik oder Lagerhaus für maritime Zwecke gedient haben muß. In einem ziemlich großen gewölbten Raume, der mehrere Wasserabgüsse nach der Straße zu hat, ist an der Wand ein bleierner Kessel über einer Feuerung eingemauert, der, als er aufgefunden wurde, ein großes Quantum rother Farbe enthielt. Neben ihm, aber tiefer, findet sich eine zweite Kesselummauerung, wie man dergleichen wohl in Fabriken sieht. In dem benachbarten Gewölbe ist ein Anker aufgefunden worden. Neben einem dritten mündet der Kanal einer Wasserleitung; man fand darin zwölf Skelette. Die Unglücklichen, denen sie angehörten, werden einen sicheren Schlupfwinkel zu finden gemeint haben. Sie sind aber durch die sich auf beiden Seiten vor-

wälzende Lava abgeschnitten und so nur einer längeren Todesqual preisgegeben worden.

Oberhalb dieses fabrikartigen Gebäudes steht das Gefängniß, dem Tribunal gegenüber. Es hat noch die eisernen Gitter an den Fenstern; unterhalb derselben in einem Verließ, der wie ein Bärenzwinger aussieht, fand man zwei an den Füßen gefesselte Skelette. Zu diesem Gefängnisse gehören noch einige kleine Wohnräume und ein Atrium oder vielmehr ein Vorhof, in dessen Mitte sich das Compluvium neben dem Fragment einer Säule befindet, die als Tischträger gedient haben mag. In der marmornen Schwelle der Straßenthür finden sich noch die Oeffnungen für die Thürzapfen.

Die folgenden drei Häuser, die noch in der Reihe stehen, haben eine kleine Vorhalle gehabt, getragen von vier Säulchen, deren halbe Schäfte erhalten sind. Die Passage ging unter ihnen durch. Unter diesen Häusern befindet sich das des Proconsul Arrius, ausgezeichnet durch ein hübsches Peristyl mit zum Theil vollständig erhaltenen Säulen, die aus Ziegeln aufgebaut und mit Stuck überkleidet sind. Eine davon trägt noch ein korinthisches Capitäl. Dieser Säulengang umgiebt einen kleinen Garten, den man auch wieder hergestellt hat; unter dem Marmortischchen, das in der Mitte an seiner alten Stelle steht, fand man das Skelett einer Frau, mit Kostbarkeiten in der Hand. Sie hatte das Haupt unter dem Tische zu bergen gesucht. Auf das Peristyl hinaus geht das Fenster eines sehr hübschen kleinen Arbeitszimmers, das dem Proconsul zugehörte; der Boden ist mit Mosaik, die Wände sind mit Malereien bedeckt. Man sieht da zum Beispiel einen auf einer Anhöhe belegenen baumumschatteten Tempel gemalt, unten davor einige Figürchen, zwei Frauen und einen Hirten, ganz in derselben leichten etwas gezierten Weise, wie man sie etwa auf Porzellantassen aus unserer sentimentalen Periode sieht. Meistens sind die Wände mit einer sonderbaren Art von Architektur bemalt, die um so mehr auffällt, als die Muster dazu in der Wirklichkeit fehlten. Man erkennt da Veranden, Thürmchen, Hallen und dergleichen, meist auf eine roth gemalte Mauer aufgesetzt, mit ungemein schlanken, oft gewundenen oder phantastisch bekleideten und bemalten Säulchen, Alles sehr leicht und schnörkelhaft gemalt; zuweilen findet man sich sogar leise an chinesische Bauweise erinnert. Oder die Wand ist durch ganz leichte Guirlanden, Fähnchen und dergl. in ein Hauptfeld und zahlreiche kleine Nebenfelder eingetheilt; alsdann enthält die meist roth gefärbte Mitte ein Hauptbild, z. B. die Geschichte vom Farnesischen Stier, jedes Nebenfeld einige phantastische Figürchen, Masken, Stillleben, Vögel. Doch ich will mit der Darstellung des Einzelnen bis zum Besuche des Museums warten,

da sich dann bei viel reicherem Material die rechten Gesichtspunkte leichter ergeben werden.

Hinter dem Hause des Arrius tritt die Ecke eines Tempels aus dem Schutt hervor; sie ist durch einen bemalten Pfeiler mit daran gesetzten Säulen gebildet. Doch sind die Säulen nicht höher, als die im Peristyl des Arrianischen Gartens, die sehr zierlich sind, und ich möchte fast glauben, daß sie auch noch einen Bestandtheil des Arrianischen Hauses bilden. Neben dem letzteren ist noch das des Philodemus merkwürdig und bedeutend geworden durch die Auffindung einer Bibliothek von nicht weniger als 3000 Papyrusrollen, die im Museum aufbewahrt werden und zum Theil entziffert, auch publicirt worden sind. Bis jetzt sind nur philosophische Raisonnements zu Tage gekommen.

2. December.

Und heute in's Museum, diesen Reliquienschrein des alten Italien. Wir hatten uns vorgenommen, heute die Räume nur flüchtig zu durchwandern, um uns erst einigermaßen zu orientiren und das Wichtigste für sorgfältigere Betrachtung zu merken. Aber als wir nach dreistündiger Wanderung völlig ermüdet wieder herauskamen, ward uns inne, daß wir erst die Hälfte des Erdgeschosses begangen hatten. Wer könnte auch eilen, wo so viel alte Bekannte uns begegnen, um uns ihre eignen uns noch unbekannten Freunde und ihre Sippe vorzustellen! Diese Varietäten der Venus, des Apollo, der Musen, diese Schaaren von Faunen, von Bacchen! Alles tritt familienweise auf, und da uns doch wenigstens irgend ein Glied solcher edlen Gemeinschaften bekannt war, so war man sofort zur Vergleichung, zur Unterscheidung gereizt und fand sich ebenso oft innerlich bestätigt als überrascht. Und man wird nicht müde, bewundernd und beschämt jenes Volkes und jener Zeiten zu gedenken, die dieß Alles hervorgebracht haben, jener Menschen, die in heiterem Lebensgenuß unter diesen ihren idealen Gegenbildern wandelten. Man gehe nur einmal z. B. in die Modellsammlung der Münchner Erzgießerei und vergleiche!

Wir wollen nicht ungerecht sein. Unsere Vorzüge liegen im Reiche der Innerlichkeit. Es fehlen uns allzusehr solche Gegenstände der allgemeinen Kenntniß und Verehrung, die plastisch verwendbar und unter verschiedenen Umständen verwendbar wären. Der Grieche fand denselben Dionysos, dem er im Tempel ehrfurchtsvoll opferte, in seiner Hauskapelle, in seinem Triclinium, im Theater, im Odeon und auf den Straßen wieder, und von der Wand seines Arbeitszimmers leuchtete ihm das Bild seiner Vermählung mit Ariadne. Das ganze Leben mit den Göttern getheilt, die sich denn eben

nicht gar zu weit von menschlicher Art und Empfindung entfernten! Ein Bartholomäus aber, der seine eigene Haut in der Bauschung des Mantels trägt, ein Laurentius mit dem Roste, sie sind nur in der dunklen Seitenkapelle einer Kirche denkbar, und auch da kaum erträglich. Auch Christus und die Seinigen sind nicht in dem Maße wie jene Gestalten geeignet, der Alltäglichkeit des Lebens in bildlicher Darstellung vermittelt zu werden.

Heute kann ich nur Eins und das Andere hervorheben. Von dem stärksten Eindrucke war eine Reihe von Bildwerken der menschlichen Sphäre, die Statuen aus der Familie Balbus in Herculanum. Diese Familie, deren Namen wir schon tief unten in den Lavagängen des Theaters bei Kerzenlicht gelesen hatten, hat sich, wie wir nachher auf den Marmorplatten des Inschriftensaales lasen, um die verschüttete Stadt durch Aufführung öffentlicher Bauten hoch verdient gemacht. Wie ergreifend, daß sie nun, nachdem sie achtzehn Jahrhunderte im Grabe geruht, nachdem auch die Statuen, durch welche ein dankbares Volk ihr Andenken verewigen wollte, eben so lange tief unter der Lava begraben gelegen, in eben diesen Kunstwerken eine so glorreiche Auferstehung feiern muß! Daß ihr nun von den Gebildeten der ganzen Erde Bewunderung und Theilnahme dargebracht wird für die Wohlthaten, die sie der kleinen Stadt erwiesen! Eine wahrhaft poetische Gerechtigkeit des Schicksals, die der Neapolitaner feiner hätte empfinden sollen. Man durfte, meine ich, dieser Familie wohl einen gesonderten Platz gönnen und sie zu einander versammeln; denn das Interesse, das man an ihren Statuen nimmt, ist ebenso menschlich wie ästhetisch.

Fünf, vielleicht sech's Mitglieder der Familie sind vertreten, Vater und Sohn doppelt, jeder nämlich auch in einer Reiterstatue. Diese letzteren waren, wie ich schon erwähnte, am Proscenium des Theaters aufgestellt gewesen; sie waren zertrümmert, sind aber gut wieder zusammengesetzt und restaurirt. Außen am Theater in einer breiten Nische standen die Statuen der Mutter und der Töchter. Die Mutter ist eine mächtig imponirende Gestalt mit dem ausdrucksvollsten, durchgebildetsten Kopfe, kräftiger Nase, die Unterlippe etwas vorgeschoben: man sieht sie, wie sie im Kreise der Ihrigen durch stille Würde ruhig gebietet. Die Töchter sind nicht eigentlich schön; die Backenknochen sind ein wenig breit, der Mund liegt etwas zurück, aber diese Züge haben einen unendlich sympathischen Ausdruck, und man kehrt immer wieder zurück, sie zu betrachten. Das Haar beider Gestalten, leicht gewellt und anmuthig geordnet, hat noch den Schimmer röthlicher Bemalung; auch auf den Gewändern meint man die Farbe noch scheinen zu sehen.

Von ebenso fesselnder Gewalt ist die sitzende Statue der älteren Agrippina, der Gattin des Germanicus (als solche ist sie nach den von ihr er-

haltenen capitolinischen Büsten erkannt): ein in der Idee vorzügliches, in der Ausführung mindestens sehr beachtenswerthes Werk, obschon die Arme ein wenig zu kurz, die hängenden Falten der Gewandung ein wenig zu hart gerathen sind. Die Figur ruhig in sich geschlossen, die Beine unten gekreuzt, die Hände zusammengelegt, der Kopf ein wenig geneigt, während der Oberkörper zurückgelehnt ist, — Alles drückt Ruhe, Nachdenken und Contemplation aus. Unendliche Erfahrung, viel Schmerz, viel Enttäuschung, viel Gelassenheit nach vielem Kampfe reden aus diesem Gesichte, das, wie mich dünkt, jene Bemerkung des Tacitus sehr schön erläutert: Germanicus habe dem leidenschaftlichen Sinne seiner Gemahlin nur die Richtung auf das Gute übrig gelassen. Mich wundert sehr, daß unsere Bildhauer die Stellung dieser Figur noch nicht für Grabmonumente in Anwendung gebracht haben, da sie doch zwischen der Großartigkeit des Standbildes und der Hinfälligkeit der liegenden Gestalt eine so schöne Mitte hält; um den ruhigen still waltenden Sinn der Frau zum Ausdruck zu bringen, möchte keine angemessener sein.

Eine Menge Porträtbüsten bekannter und unbekannter Männer und Frauen zogen uns an. Eine davon, deren Gesicht mit reichlichen trockenen Falten überdeckt ist, wurde offenbar nach der Maske gearbeitet; die meisten sprechen ein interessantes, sorgfältig abgelauschtes, individuelles Leben aus. Eigentlich antiker Köpfe sind nur wenige darunter; viele verrathen schon das Ueberwiegen der Innerlichkeit, den Mangel an naiver Uebereinstimmung mit dem Leben und jenen aus dem Vorwalten der Reflexion entstandenen Bruch der Existenz, der die neuere Zeit charakterisirt. Während in der Periode des ungebrochenen Lebens die Menschen einander so ungemein ähnlich sahen, weil sie sich an ein und derselben uralt überlieferten Gegenständlichkeit von Einrichtungen und Mythen bildeten, über welche sie innerlich noch nicht hinausgekommen waren (ich wenigstens glaube nicht, daß die typische Gleichartigkeit in den Nachbildungen blos auf Rechnung der Künstler zu setzen sei), so tritt uns hier eine auffallende Mannichfaltigkeit von Charakteren entgegen. Alle diese Menschen haben sich mehr oder minder bewußt von der Ueberlieferung emancipirt, sie haben sich ihren eigenen Gedankenkreis angebaut, sich ihre eigene Art zu glauben, zu leben und zu genießen gebildet, und wie dies nach den Bedingungen der persönlichen Lage auf die verschiedenartigste Weise geschehen kann, so löst sich auch der Typus der Angesichter in unendliche Variationen auf; denn der Geist formirt sich sein Fleisch, wie der Künstler sein Wachs modellirt. Im Allgemeinen läßt sich bemerken, daß diese Köpfe der Kaiserzeit mehr klug und sinnig, als tüchtig und selbstgewiß, mehr interessant, als imponirend, mehr genießend, als activ

erscheinen; diejenigen der herrschenden Familien drücken mehr Rücksichtslosigkeit und Berechnung, als ruhige Heldenhaftigkeit, mehr Egoismus, als Gemeingefühl, mehr Eitelkeit, als unbefangene Größe aus.

Von großem Interesse ist die Statue Cäsars, jenes Mannes, der das alte Rom zu Grabe getragen und dem neuen seine Signatur gegeben hat. Sein Angesicht, mir ein wenig antipathisch, ist höchst merkwürdig; es ist nicht mehr das eines Helden im Sinne der Alten, sondern eines Taktikers und Diplomaten, eines Mannes, der nicht in göttlichem Selbstbewußtsein unwiderstehlich vorwärts dringt und durch den Zauber seiner Persönlichkeit das Widerstrebende mit sich reißt, sondern der im Stillen seine Kräfte mit denen der entadelten und entnervten Zeitgenossen verglichen und ein großes Uebergewicht auf seiner Seite berechnet hat; der die entgegenstehenden Parteien zu zersetzen, Jeden an seiner Stelle zu benutzen, der zu theilen und zu herrschen versteht; dessen überlegenes und, wie mir scheint, ein wenig fades Lächeln dafür bürgt, daß er sich nie von der Leidenschaft des Moments hinreißen, daß er niemals weder dem Hasse, noch der Freundschaft mehr Raum läßt, als sich mit seinem Vortheile verträgt. Er ist kühl bis an's Herz hinan; das ist es, was seinen großen Talenten die Erfolge sichert. Ein hübscher Knabenkopf zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; es war der des Nero. Der Schädel ist stark entwickelt, die Augen sind eigenthümlich überbaut, die regelmäßigen Züge drücken eine große Intelligenz aus. Das Merkwürdigste in dieser Physiognomie ist der hübsche Mund über dem etwas zurücktretenden Kinn; vereinigt sich das Ganze, um ein Uebermaß frühzeitiger geistiger Eitelkeit auszudrücken, so umspielt den etwas zusammengekniffenen Mund eine heimliche Drohung gegen Diejenigen, welche Anerkennung und Bewunderung weigern. Dieser Knabe lebt schon in Triumphen der Zukunft.

Als wir diesen Theil der Sammlung verließen, kam uns zum Bewußtsein, daß wir dies erste Mal weit mehr stofflich und gemüthlich, als formell und ästhetisch interessirt worden waren. Ganz natürlich. Unter den Nachkommen jener Alten lebend, welche unsre Jugendzeit beschäftigt haben, auf den Stätten ihres Wirkens und unter so vielen unmittelbaren Denkmälern ihrer Thätigkeit wandelnd, will man sich ihnen selbst, wie es gehen mag, in menschlicher Theilnahme nähern, und so verengert man sich unwillkürlich von der ruhigen Allgemeinheit ästhetischer Betrachtung auf ein dringendes persönliches Verlangen, das beinahe Neugierde ist. Man will unmittelbar auf die Seele all dieser Schöpfungen und Thaten kommen, die wir hier vor Augen haben und deren wir uns hier erinnern.

Mit wahrer Weihnachtserwartung drangen wir jetzt in die Räume der

Wandgemälde von Pompeji und Herculanum. Wir haben uns hinterher keineswegs enttäuscht gefühlt durch die Betrachtung dieser Werke, die so häufig unterschätzt werden. Zur richtigen Würdigung muß man sich nur erinnern, daß man es hier mit Zimmerdecorationen zu thun hat und daß dem Pompejaner die Bemalung seiner Wände kein künstlerisches Ereigniß war wie für uns die des Treppenhauses im Berliner Museum; alsdann soll man sich sagen, daß diese gelassenen und naiven Darstellungen einer Zeit angehören, die noch nicht an die starke effectvolle Vortragsweise unserer Tage gewöhnt war, und endlich wird man auch hier, wie bei allen menschlichen Hervorbringungen, auf den Wechsel von Mittelmäßigem, Gutem und Bestem von vornherein gefaßt sein müssen.

Die Stoffe sind mythologischer, erotischer oder ganz phantastischer Natur; sehr oft begegnen auch kleine Stillleben, Thiere, Früchte, Blumen aller Art, Landschaften, Architekturen und Arabesken. Der gesammte Mythus ist vorwiegend auf das unerschöpfliche Thema der Liebe behandelt, das in allen Stadien und in der mannichfachsten individuellen Variation wiederkehrt, und es ist gewiß sehr merkwürdig und sehr charakteristisch für das Zeitalter, in welchem diese Gemälde entstanden, daß unter vielleicht anderthalbtausend und mehr Darstellungen sich nur ein einziges historisches Bild befindet, nämlich Scipio und Masinissa am Lager der Sophonisbe, welche die dargereichte Giftschale trinkt. Auch den mythischen Helden, z. B. des trojanischen Sagenkreises, begegnet man nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in den allgemein menschlichen Zuständen des Verliebtseins oder in pikanten Situationen der nämlichen nur verhüllten Pointe. Achill auf Skyros, Achill und Briseis, Paris und die Göttinnen, Paris und Oenone, Paris und Helena, das sind die Lieblingssüjets aus der Ilias, und auf den Streit selbst möchte wohl nur die interessante Darstellung des hölzernen Pferdes und die Thetis in der Schmiede des Hephästos deuten. Die Argonautensage hat besonders den Raub des Hylas dargeliehen; doch sind die Maler hier dem tragischen Ernste in der That nicht ganz aus dem Wege gegangen: Medea vor der Ermordung ihrer Kinder findet sich mehrere Male. Den meisten Stoff boten die Liebesabenteuer der Götter und Göttinnen; am allerhäufigsten wird wohl Aphrodite in ihrem Verhältnisse zum Adonis und Dionysos mit der Ariadne behandelt sein. Von den Gestalten niederen Ranges begegnet sehr oft die zweideutige des Narciß und, in der bekannten Umgebung von Faunen und Panen, die des Hermaphroditen; Eroten, Bacchantinnen, schwebende Tänzerinnen sind unendlich zahlreich vertreten; gerade in diesen Figuren zeigt sich die Kunst der Maler von Herculanum und Pompeji auf ihrer höchsten Stufe.

Die Composition der Bilder ist einfach und in den älteren Darstellungen von der früher ausgebildeten Kunst des Reliefs abhängig, das heißt, die Figuren, meist in vollkommener Ruhe oder doch in sehr maßvoller Bewegung gehalten, treten möglichst vollständig auseinander, so daß Schneidungen und Deckungen nur wenig vorkommen. Auf diesen älteren Bildern ist es auch nur auf die Hervorhebung der menschlichen Gestalten abgesehen, und der Hintergrund ist indifferent und oft ohne Andeutung der Localität gehalten. Am strengsten ist in diesen Beziehungen die durch viele Nachbildungen bekannte Opferung der Iphigenie, die Nachahmung eines berühmten älteren Bildes. Die Anordnung der Figuren ist hier ganz symmetrisch: links der sein Haupt verhüllende Agamemnon an einem archaistischen Standbilde der Pallas, rechts ihm gegenüber, und mit dem Kopfe genau in der Scheitelhöhe der Göttin, Kalchas, in der Mitte Iphigenie von zwei Männern kleinerer Statur getragen, und oben in der Luft correspondirend zweien Lücken in der untern Gruppe, rechts die Artemis, links eine Nymphe mit der Hirschkuh. Man muß dieß Bild übrigens nicht, wie zu geschehen pflegt, als ein Muster pompejanischer Malerei ausgeben, denn es ist herzlich trocken in der Ausführung und steif in der Zeichnung; es hat nur kunsthistorischen Werth.

In denjenigen Bildern, die sich durch freiere Behandlung und lebendigeres sinnlicheres Colorit als neuere Schöpfungen kennzeichnen, rücken die Figuren näher zusammen, schneiden und decken sich, obschon es nirgends zu solchen Verschlingungen und Compositionskunststücken kommt, wie auf modernen Gemälden. Auch wird das Local so weit ausgeführt, daß es wesentlich zum Ausdrucke der Stimmung mit beiträgt. In der Composition ist nirgends Absichtlichkeit wahrzunehmen und der Künstler geht weniger auf die melodiöse Linienführung des Ganzen, als auf die Schönheit des einzelnen Körpers aus; die Anordnung der Figuren erfolgt nur aus einem allgemeinen Gefühle für das Gleichgewicht der Massen. Ein Zurechtstellen der Figur, ein künstlich gesuchtes Drapiren wird man nur selten gewahr werden.

Die Zeichnung der Figuren ist von ungemeiner Keckheit und Eleganz; bei vielen, namentlich den schwebenden Figuren, die in der Villa des Cicero gefunden sind, von solcher Genialität, daß man die Hand eines bedeutenden freischaffenden Meisters nicht verkennen kann. Sonst finden sich im Einzelnen Verzeichnungen genug, aber Verzeichnungen von solcher Art, daß man sie leicht als Nachlässigkeiten und Unarten einer sonst kunstgeübten Hand erkennt. Ueberhaupt waren es nicht Decorateure im modernen Sinne, welche diese Wandflächen bemalten, sondern stets Künstler von selbständiger Kenntniß des menschlichen Körpers; denn wie oft auch ein und derselbe Stoff, ja

eine und dieselbe Zeichnung wiederkehrt, so findet sich doch nirgends die Schablone angewandt, und die Freiheit der nachbildenden Hand bewährt sich nicht selten in großen Feinheiten. Nur waren diese Maler nicht alle von der gleichen Kraft der Erfindung oder der gleichen Vollendung der Technik; was die Einen erdacht hatten, benutzten die Andern wie ihr Eigenthum, aber sie waren noch immer geschickt genug, ihr Vorbild aus freier Hand wiederzugeben. Fast möchte ich glauben, daß es für die Decoration der Häuser große Ateliers gab, in denen sich vom Lehrlinge an bis zum bewährten Unternehmer die verschiedensten Talente auf den verschiedensten Stufen der Ausbildung vereinigten und in denen sich zugleich ein Schatz von Zeichnungen zur Schulung, Nachahmung und directer Benutzung forterbte. In ihnen verband sich die Kunst mit dem Handwerke ohne sonderliche gegenseitige Abgrenzung zu gemeinsamer Wirkung: während die Einen nur die Wände grundirten, Andere mit Fruchtstücken, mit Arabesken und Stillleben betraut wurden, die Dritten ihre Stärke in Veduten und Architecturen hatten, führten die Vorgeschrittenern die eigentlichen Hauptbilder aus, von denen die feineren, wie deutlich zu ersehen ist, in der Werkstatt selbst auf besondere Stucktafeln gemalt wurden, um später eingesetzt zu werden. Meine Zeit reicht dazu nicht aus, sonst würde sich gewiß der Versuch der Mühe wohl lohnen, alle diese Bilder einmal nach den Genossenschaften und den Meistern zu unterscheiden, denen sie ihre Entstehung verdanken. Merkwürdig ist es indessen, daß diejenige Zeichnung, welche vielleicht als die beste anzuerkennen ist, im Contour eine gewisse Unfreiheit zeigt; es ist dieß eine uncolorirte mit rother Farbe auf eine Marmortafel gezeichnete Frauengruppe, der erste unter den alten Pirolischen Stichen. Ich möchte aber glauben, daß die scheinbare Aengstlichkeit der Linien, die wie durchgepaußt aussehen, dem Aetzprocesse zuzuschreiben ist, durch welchen, wie mir scheint, das Bild auf die Platte übertragen wurde. Die Gruppe selbst, um doch auch von dem Gegenstande ein Wort zu sagen, ist bis heute nicht völlig erklärt, obschon jede Figur in einer Beischrift deutlich benannt ist. Vorn knieen zwei junge Mädchen mit dem Astragalenspiel beschäftigt; die eine ist als Aglaie, die andere als Hileaira bezeichnet. Hinter ihnen stehen Leto, Niobe und Phoibe. Niobe, auf deren Schulter Phoibe die Linke gelegt hat, greift lebhaft nach Letos rechter Hand und scheint, unterstützt durch Phoibe, versöhnliche entgegenkommende Worte zu sprechen; Leto läßt ihr zwar die Hand, ist aber noch nicht völlig gewonnen. Der allgemeine Sinn der Handlung läßt sich wohl erkennen: die schwer bestrafte, nun gedemüthigte Niobe will die noch immer zürnende Feindin bewegen, von ihrem Zorne abzulassen und zu freundlichen heiteren Gesinnungen zurückzukehren. Die Scene ist also als eine jenseitige zu denken,

der ganze Vorgang eine freie Phantasie des mildgesinnten Künstlers. Hätte er die Phoibe als eine Matrone bezeichnet, so würde ich sie als die Mutter der Leto auffassen und ihr den Gedanken des Versöhnungswerkes zuschieben; so aber wird sie als die Schwester der unten knieenden Hileaira anzusprechen sein. Die beiden Schwestern sind jene Leukippiden, welche von den Dioskuren ihren Vettern, deren Verlobte sie waren, geraubt wurden; in welcher Verbindung sie aber mit dem Niobemythus stehen, ist nicht ersichtlich. Wäre zwischen Hileaira und der Aglaie (die freilich immer als eine der Chariten gilt) auch eine erbitterte und später ausgetragene Feindschaft anzunehmen, so könnte man den Vorgang dahin deuten, daß Niobe und Phoibe die noch immer grollende Leto durch den Hinweis auf die nun harmlos mit einander spielenden früheren Feindinnen zur Versöhnlichkeit bewegen wollen. Aber hier fehlt der Nachweis. Die Tafel wurde mit zwei anderen — später kam noch eine vierte hinzu — in einem Hause zu Herculanum gefunden. Wozu können sie gedient haben? Als Zimmerschmuck waren sie gegenüber den farbenglänzenden Bildern der Wände zu anspruchslos. Fast möchte ich glauben, daß wir hier die Vorzeichnungen einer Malerschule vor uns haben, die eben um ihres Gebrauches willen auf so dauerhafte Weise hergestellt wurden. Dafür spricht, daß sie alle vier von vortrefflicher Zeichnung sind und der Blüthezeit griechischen Schaffens angehören; die oben beschriebene Platte nennt auch einen Athenienser, den Alexandros, als ihren Urheber.

Die Malerei der meisten Bilder ist ganz vortrefflich. Trotz der außerordentlichen Leuchtkraft der einzelnen Farben begegnet doch nirgends eine Grellheit; mit seltenem decorativem Geschmacke sind die Töne zusammengestellt. Das Colorit der Bilder ist stets mit Rücksicht auf die Grundfarbe gewählt, welche der umgebenden Wand gegeben wurde, so nämlich, daß die größesten Flächen, z. B. des Hintergrundes oder der Gewänder entweder die Farbe der Wand wiederholen oder deren Complement zeigen. Auf diese Weise werden die Bilder in ihrer Umgebung festgehalten und das Ganze thut die erfreulichste Wirkung. Die Pinselführung ist so geistvoll und kühn, wie die Zeichnung keck und elegant ist; ein ängstliches Tupfen und Vertreiben findet sich nirgends. Gerade diese ungemeine Leichtigkeit des Vortrags ist für den Copisten fast unnachahmlich, und so geht das eigentlich Charakteristische der campanischen Wandmalerei in den Nachbildungen verloren. Auch die kostbaren Terniteschen Tondruckbilder, welche die Farbe im Ganzen recht gut wiedergeben, haben es nicht festzuhalten verstanden; ihre Geleckheit macht einen durchaus falschen Begriff von der Sache. Von besonderer Pracht und Lebendigkeit der Farbe sind vier große auf concave Flächen gemalte Bilder, von denen Winkelmann angiebt, daß sie in einem

Rundtempel zu Herculanum gefunden seien. Das eine davon stellt eine nicht genau zu deutende Scene aus dem Leben des Telephos dar, eines Sohnes des Herakles und der Auge. Das Kind saugt an einer weißgefleckten Hindin, neben der ein Löwe und ein Adler angebracht sind. Der bekränzte Herakles sieht, wie es scheint, verwundert auf diese Gruppe herab. Hinter derselben sitzt eine herrliche Frauengestalt mit merkwürdig großen sinnlichen Augen, vielleicht die Tellus, die Pflegerin der Kinder oder eine Personification der Arkadia. Diese prachtvollen mächtigen Augen sind den Frauen der campanischen Bilder eigenthümlich; aber noch heute kann man sie auch an den Nachkommen jener Modelle bewundern, welche die Maler von Herculanum und Pompeji für ihre Schöpfungen benutzten. Das zweite Bild stellt den Theseus dar, wie er den Minotaur getödtet hat und von den befreiten Knaben und Mädchen dankbar begrüßt wird; das dritte den Marsyas und Olympos, das vierte den Cheiron mit dem Achill.

Von anderer minder glänzender aber delicaterer Art der Arbeit sind einige schon im J. 1736 gefundene kleinere Bilder, von denen das eine eine Toilettenscene, das andere ein häusliches Concert, das dritte vermuthlich eine Theatergarderobe vorstellt. Hier sitzt ein Mann (der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ersten Napoleon hat) in königlichem Gewande und königlicher Haltung und scheint einer Frau zu dictiren, die rechts neben ihm kniet und an einem Steine, auf welchem eine tragische Maske liegt, den Griffel führt. Ursprünglich wollte man in der Gestalt des Mannes, nach dessen Gewande Napoleons antikisirendes Kaiserkostüm eingerichtet gewesen sein soll, den Aeschylos erkennen, wie er seine Dichtungen dictirt. Jetzt hält man ihn für einen Schauspieler, der den König zu agiren hat; die knieende Figur schreibt den Namen des Stückes, in welchem er spielt. Dieser Deutung wird man um so mehr beitreten können, als das Angesicht des Tragöden bei aller Leichtigkeit der Behandlung etwas durchaus Porträtartiges hat; es sollte hier ein großer Schauspieler in einer seiner berühmtesten Rollen verherrlicht werden.

Was die Technik der Wandmalereien betrifft, so ist sie trotz der zahlreichen Untersuchungen, welche seit Mengs und Winckelmann darüber geführt wurden, bis heute nicht deutlich erkannt. Nur scheint, daß diejenigen Bilder, welche auf den weißen Grund gemalt sind, als Fresco in unserem Sinne bezeichnet werden dürfen, obschon sie sich durch zwei Dinge von allen modernen Wandmalereien unterscheiden: erstens ist das Weiß, welches zur Mischung verwandt wurde, kein Kalk, sondern irgend eine fettere und weichere Substanz, sodann enthält der Malgrund keinen Sand, sondern statt dessen feine Marmorsplitterchen, wie Vitruv sie auch für die Abputzschicht der Wände fordert Beides zusammen macht diese Bilder glänzender und weicher,

als ein modernes Fresco jemals aussieht. Auffallend ist übrigens, daß man auch in den größeren Bildern nur selten eine Ansatznaht erkennt: sie müssen also ungemein rasch gemalt worden sein. Schwieriger ist es zu sagen, wie diejenigen Bilder hergestellt wurden, welche man auf den farbigen Grund aufsetzte. Da das Fresco, wie bekannt, seine Dauerhaftigkeit lediglich dadurch erhält, daß sich aus dem nassen Kalke eine Haut von Kalkhydrat bildet, welche die Farbe mit einschließt und festhält, so ergiebt sich für jeden der beiden Fälle, die sich etwa denken lassen, eine große Schwierigkeit. War der gefärbte Grund schon trocken, das heißt, mit seiner Haut überzogen, so konnte das Bild, welches nun noch darauf kam, nur durch ein neues besonderes Bindemittel darauf befestigt werden; war er noch feucht, so konnten, wie es scheint, die neuen Farben nicht aufgetragen werden, ohne sich mit dem Grunde zu vermischen, und es muß auch zweifelhaft erscheinen, ob der Kalkgrund so viele Schichten übereinander von sich aus durchdringen und festhalten kann. Man möchte also schließen, daß die auf farbigen Grund aufgesetzten Bilder mit Temperafarben gemalt wurden; aber bis jetzt ist kein einziges Bindemittel in den Farben entdeckt worden und eben so wenig ist eine Vermischung der einzelnen Schichten wahrzunehmen; im Gegentheil blättern sie, während sie im Ganzen sehr gut auf einander haften, doch hie und da ganz getrennt von einander ab. So bin ich denn einstweilen der Meinung, daß das Weiß, welches zur Mischung der Farben verwandt wurde, was es auch sein möge, selbst eine bindende Kraft besitze.

3. December.

Wir ritten heute nach Camaldoli. Nicht lange, nachdem man die Stadt verlassen, beginnt ein an beiden Seiten mit reicher Vegetation geschmückter Hohlweg, der in etwa zwei Stunden hinauf führt. Wir meinten zuweilen in Deutschland zu sein, so sehr erinnerte der Pflanzenwuchs an den der baierischen Gebirge; der Boden war mit Eichen, Platanen, Kastanien und bekanntem Niederholz bestanden, dazwischen wucherten kräftige Farrnkräuter, die nun schon zu vergilben anfingen. Alpenveilchen standen noch in voller Blüthe; ich hatte sie im Juni bei Reichenhall in lieber Gesellschaft gepflückt, und fand sie nun hier am dritten December wieder, während dort tiefer Schnee die romantischen Waldpfade bedeckt.

Unterwegs vergnügte es uns das Geschrei unserer eseltreibenden Jungen zu studiren, wie es uns schon auf den Straßen als eines der wichtigsten Elemente des ungeheuren polyphonen Lärmes aufgefallen war. Ganz einfach war es nicht zu charakterisiren. Endlich schien es doch am Meisten dem Schrei zu gleichen, den Jemand ausstößt, wenn er vom Barbier ge-

schnitten wird, und zwar nicht zum ersten, sondern zum zweiten oder dritten Male; denn es drückt eben so viel Ueberraschung als gerechten Schmerz aus. Gleichwohl gilt er nur den allerdings häufig wiederholten Versuchen des Esels, seine Vorliebe für das Adagio zur Geltung zu bringen, die zwar naturwissenschaftlich längst anerkannt ist, dem lebhaften Neapolitaner aber stets ein neues Entsetzen und neuen Kummer zu bereiten scheint.

Oben empfing uns ein dienender Camaldulenserbruder, einer von Dreien, die man hier als Staffage für dies herrliche mit uralten immergrünen Eichen besetzte Stück Landschaft belassen hat. Es war ein harmloses, weichmüthiges Geschöpf, freundlich und weiß wie ein Lamm. Er entblößte vor uns sein ganz und gar kahl geschorenes Haupt und führte uns auf den weltberühmten Aussichtspunkt. Camaldoli liegt auf einem 1400 Fuß hohen Aschenvorsprunge, von dem aus sich die Golfe von Bajä und Neapel übersehen, der von Gaëta erblicken lassen. Nach Norden trägt der Blick, wenn die Luft ganz klar ist, bis zum St. Peter von Rom; landeinwärts übersieht man die breite fruchtbare Ebene, die sich bis zu den Abruzzen erstreckt, in ihr die Städte Capua und Caserta. Das ganze glückliche Campanien, die Terra di Lavoro liegt unter uns; zunächst vor unseren Füßen erstrecken sich die phlegräischen Felder, die Arena, auf welcher der Kampf zwischen Göttern und Titanen ausgefochten wurde. Da ich aber in der Darstellung all der merkwürdigen Gegenstände, welche hier ein einziger Blick umfaßt, doch nicht einmal mit dem letzten Vedutenfabrikanten der Chiaja zu concurriren vermöchte, so will ich meinen Worten den undankbaren Dienst nicht aufnöthigen; ich kann sie eben doch nicht zwingen, zu leuchten und zu glänzen oder sich in andere als ihre gewohnten Parallellinien zu legen. Aber wir wollen einmal unter der Führung des Geographen Strabo (der auch ohne Zweifel hier oben gestanden hat) die von hier sichtbaren Ufer umgehen, um zu erfahren, was er und seine Zeit (er lebte von 66 v. Chr. bis 24 n. Chr.) von diesen Gegenden wußten und mythologisirten; so erfahrt Ihr zugleich das Wander-Programm unserer nächsten Wochen und erinnert Euch des Interesses, welches sich für uns als inquisitive travellers, die mit einer classischen Bibliothek reisen, an die einzelnen Localitäten knüpft. „Nahe bei Kumä", berichtet er, „ist das Vorgebirge Misenum und dazwischen der acherusische See, eine sumpfige Ergießung des Meeres (der jetzige Lago di Fusaro). Biegt man um Misenum herum, so kommt gleich unter dem Vorgebirge ein Hafen und darauf ein in eine tiefe Bucht zurückgehendes Ufer, an welchem Bajä liegt mit den warmen Bädern, die von üppigen weichlichen Menschen und von Kranken gebraucht werden. An Bajä schließt sich der Meerbusen Lucrinus an mit dem Avernus (dem Vogellosen) hinter sich, der das abge-

sonderte Stück Land von der Gegend zwischen ihm selbst und Kumä an bis Misenum hin zur Halbinsel macht; denn es bleibt längs der Grotte nach Kumä und dem Meere auf der kumäischen Seite nur eine Landenge von wenigen Stadien übrig. Unsre Vorfahren haben an den Avernus den Mythus der homerischen Todtenbeschwörung versetzt; auch erzählen sie, es sei dort ein Todtenorakel gewesen und Odysseus habe es aufgesucht. Der Avernus ist nämlich ein sehr tiefer Busen mit enger Mündung, der zwar die Größe und natürliche Beschaffenheit eines Hafens hat, aber doch als solcher nicht gebraucht werden kann, weil der etwas flache und weite Lucrinus davorliegt. Er ist von steilen Ufern umgeben, die von allen Seiten her, außer an der Einfahrt, über ihn hereinragen und gegenwärtig zwar freundlich angebaut sind, früher aber mit einem wilden, hochstämmigen und unwegsamen Walde bedeckt waren und den Busen düster machten; daher er denn Furcht und Aberglauben verursachte. Die Umwohner fabelten auch noch hinzu, daß die Vögel, welche darüberhin flögen, in's Wasser hinabstürzten, getödtet von den daraus emporsteigenden Dünsten, wie bei den Plutonien (den Eingängen zur Unterwelt). Auch diesen Ort hielten sie für ein Plutonium und glaubten, daß die Sage die Kimmerier hierher versetze, und hinein fuhren sie nur, nachdem sie vorher geopfert und die unterirdischen Götter versöhnt hatten, indem es da Priester gab, die sich des Platzes bemächtigt hatten und dergleichen besorgten. Es ist da auch eine Quelle trinkbaren Wassers am Meeresufer, deren sich aber Alle enthalten, weil sie glauben, daß es Wasser vom Styx sei; auch das Orakel besteht irgendwo dort und auf den Pyriphlegethon schließt man aus den warmen Quellen in der Nähe des acherusischen Sees. Ephoros aber, der den Ort den Kimmeriern zueignet, sagt, daß sie in unterirdischen Wohnungen hausen, die sie Argillen (Thonhöhlen) nennen; daß sie durch gewisse Stollen mit einander verkehren und durch diese auch die Fremden zu dem tief unter der Erde gegründeten Orakel führen; sie lebten aber von den Bergwerken und den Besuchern des Orakels, und der König habe ihnen gewisse Abgaben zugewiesen. Es bestehe aber für diejenigen, welche mit dem Orakel beschäftigt seien, die uralte Sitte, daß Keiner je die Sonne sehe, sondern daß sie nur bei Nacht aus ihren Klüften herausgingen, und deßwegen sage der Dichter von ihnen:

Nimmer auf Jene
Schauet die leuchtende Sonne herab ......

Später aber seien diese Menschen von einem Könige ausgerottet worden, da ihr Orakelspruch bei ihm nicht eintraf; das Orakel bestehe aber, nur an einen anderen Ort verlegt, noch fort. Dergleichen also haben unsere

Vorfahren gefabelt; jetzt aber, wo der Wald um den Avernus vom Agrippa abgeschlagen und das Gelände mit Häusern bebaut, auch ein unterirdischer Gang vom Avernus bis Kumä geführt worden ist, hat sich alles das als Fabel herausgestellt, obgleich Coccejus, der sowohl diese Grotte als die von Dikäarchia nach Neapel führende angelegt hat, sich gewissermaßen von der so eben erwähnten Sage über die Kimmerier leiten ließ, indem er es vielleicht für eine in dieser Gegend althergebrachte Sitte hielt, daß die Straßen durch Stollen führen.

Der Lucrinische Busen breitet sich bis Bajä aus, vom äußeren Meere durch einen acht Stadien langen und an Breite einem breiten Fahrwege gleichkommenden Erddamme geschieden, welchen Herakles aufgeschüttet haben soll, als er die Rinder des Geryon wegtrieb. Da derselbe aber bei stürmischem Wetter von den Wellen überschwemmt wurde, so daß er nicht leicht zu Fuße passirt werden konnte, so hat ihn Agrippa erhöht. Eine Einfahrt hat er zwar für leichte Schiffe, doch für eine Landung ist er untauglich; einen sehr ergiebigen Austernfang besitzt er aber. Einige halten nun diesen See für den acherusischen und Artemidoros hält ihn für den Avernus selbst. Bajä aber soll nach Bajos, einem der Gefährten des Odysseus, genannt worden sein.

Zunächst folgen die Gestade um Dikäarchia und diese Stadt selbst. Früher war sie ein am Ufer angelegter Ankerplatz der Kumäer, aber während des Feldzugs mit Hannibal siedelten die Römer eine Colonie daselbst an und nannten sie nun Puteoli von den Brunnen oder wie Andere meinen von dem üblen Geruche des Wassers; denn die ganze dortige Gegend bis Bajä und bis zum Gebiet von Kumä ist voll von Schwefel, Feuer und warmen Quellen. Einige glauben, daß deshalb die Gegend von Kumä auch Phlegra (Brandfeld) heiße und daß die von den Blitzen verursachten Wunden der gefallenen Giganten solche Ergüsse des Wassers und Feuers hervorbringen. Die Stadt ist ein sehr großer Handelsplatz geworden, da sie einen Hafen besitzt, der bei der Vortrefflichkeit ihres Bausandes künstlich hat angelegt werden können; er ist nämlich dem Kalke angemessen und verhärtet und bindet sehr fest. Man legt daher, indem man den Baustein mit dem Mörtel verbindet, Dämme in das Meer hinaus und macht die offenen Ufer zu Buchten, so daß die größesten Lastschiffe sicher anlegen können. Gleich über der Stadt aber liegt der Markt des Hephästos (die Solfatara), eine Ebene, die von vulkanischen Bergrändern umschlossen ist, welche an vielen Stellen schlotartige und stark brausende Dampflöcher enthalten; diese Ebene ist voll von herabgespültem Schwefel (Puzzolanerde).

Auf Dikäarchia folgt die kumäische Neapolis, — später siedelten sich

dort auch Chalcidenser und einige Pithekusaner und Athenienser an, so daß auch die Stadt deshalb Neustadt genannt wurde — wo das Denkmal der Parthenope, einer der Sirenen, gezeigt und in Folge eines Orakelspruchs ein gymnastischer Wettkampf gehalten wird. .... Es haben sich sehr viele Spuren hellenischer Lebensweise hier erhalten, Gymnasien, Uebungsplätze der Epheben und hellenische Geschlechtsgenossenschaften und Namen, obgleich sie Römer sind. Noch jetzt wird alle fünf Jahre ein musischer und gymnastischer Wettkampf bei ihnen gehalten, der mit den berühmtesten in Hellas wetteifert. Auch hier giebt es einen verborgenen Erdgang, indem der Berg zwischen Dikäarchia und Neapolis ebenso wie der bei Kumä, durchstochen und ein viele Stadien langer Weg gangbar für einander begegnendes Fuhrwerk geöffnet ist; das Licht aber wird von der Oberfläche des Berges durch Oeffnungen, die an vielen Stellen ausgehauen sind, auf große Tiefe heruntergeleitet. Neapolis hat auch Quellen von warmem Wasser und Badeanstalten, die nicht schlechter sind als die zu Bajä, aber an Besuch sehr abnehmen; denn dort ist eine neue Stadt entstanden, nicht kleiner als Dikäarchia, indem ein Palast an den andern angebaut wurde. Zu Neapolis aber halten diejenigen die hellenische Lebensweise aufrecht, welche aus Rom der Ruhe wegen dort hinziehen und sich durch Unterricht Geld verdienen oder des Alters und der Kränklichkeit wegen in Muße zu leben wünschen. Auch manche Römer, welche an diesem Leben Gefallen finden und die Menge der Fremden sehen wollen, welche derselben Lebensweise halber sich dort aufhalten, lieben diesen Ort und leben gern daselbst.

Hieran schließt sich das Castell Herculanum, welches eine in's Meer vorlaufende und so stark vom Südwest umwehete Landspitze einnimmt, daß es das Wohnen daselbst sehr gesund macht. Die Osker besaßen sowohl diesen Ort als das unmittelbar folgende Pompeji, an welchem der Sarnus vorüberfließt; später aber Tyrrhener und Pelasger, sodann Samniten, doch wurden auch diese aus den Orten vertrieben. Für Nola, Nuceria und Acerrä, einen mit dem bei Cremona gleichnamigen Ort, dient Pompeji mit seinem Sarnus, der die Waaren sowohl aufnimmt als hinunterführt, als Stapelplatz. Ueber diesen Orten liegt der Berg Vesuvius, in sehr schönen Feldern rings umbaut, ausgenommen den Gipfel, welcher zwar großentheils eben, aber ganz unfruchtbar ist. Dem Ansehn nach einem Aschenhaufen ähnlich zeigt der Gipfel höhlenartige Vertiefungen von einem Gestein, welches rußschwarz und wie von Feuer angefressen ist, so daß man vermuthen möchte, dieses Stück Land habe einst gebrannt und Feuerkrater gehabt, sei aber erloschen, als der Brennstoff ausging. Vielleicht ist dieß aber auch die Ursache der Fruchtbarkeit rings umher, wie man denn zu Katania sagt, daß

die Aschenschicht, welche aus der vom Aetna ausgeworfenen Glutasche entsteht, den Boden für den Weinbau sehr geeignet mache. Denn sowohl die mit dem Feuer herauskommende Masse als die fruchttragende Scholle ist von einer Fettigkeit durchdrungen; so lange sie nun von dem Fette voll ist, ist sie zur Entzündung geneigt, wie alle schwefelhaltige Erde; ausgetrocknet aber, erloschen und in Asche verwandelt, geht sie zur Hervorbringung von Früchten über.

An Pompeji schließt sich das campanische Surrentum an (hier läßt er Stabiä aus), von wo das Vorgebirge der Minerva ausläuft, welches Einige das Vorgebirge der Sirenusen nennen; auf seinem Gipfel steht ein Tempel der Athene, eine Gründung des Odysseus. Von da ist eine kurze Ueberfahrt nach der Insel Kapreä. Biegt man aber um das Vorgebirge herum, so erblickt man einige wüste Felseninselchen, welche Sirenen heißen. Auf ihrer gegen Surrentum liegenden Seite zeigt man einen Tempel und alte Weihgeschenke, da die Bewohner der Umgegend den Ort heilig halten. Hier hat der Meerbusen ein Ende, welcher der Krater genannt und von zwei Vorgebirgen eingefaßt wird, welche nach Süden schauen, dem Misenum und dem der Minerva. Er ist rings herum bebaut, theils mit den genannten Städten, theils mit Landhäusern und Anpflanzungen, welche zwischen jenen liegend und sich unmittelbar aneinander anschließend den Anblick einer einzigen Stadt gewähren. Vor dem Misenum liegt die Insel Prochyta, ein losgerissenes Stück von Pithekusä (Ischia). Pithekusä aber bewohnten die Eretrienser und Chalcidenser, die, obgleich in Wohlstand durch die Fruchtbarkeit und die Goldgruben der Insel, sie dennoch wegen Aufruhr verließen, später aber auch durch Erdbeben und Ueberfluthungen von Feuer, Meer und heißen Wassern vertrieben wurden."

Der gutmüthige Fratello zeigte uns jetzt die Einrichtungen dieser umfassenden Eremitage. Der ganze Berggipfel ist von einer Mauer umschlossen; auf seiner Mitte erhebt sich die Kirche. Rechts und links von ihr sind zwei Alleen kleiner Häuser gebaut, jedes wieder mit einer Mauer umgeben, jedes zum Wohnsitze eines dieser Mönche eingerichtet, deren Regel unerträglich sein würde, wenn man sie hielte. Sie sollten sich nämlich nur in der Kirche vereinigen, sonst durchaus getrennt leben; auch der gemeinschaftliche Spaziergang und das Reden mußte ihnen erst vom Prior erlaubt werden. Fleisch war ihnen nur dann erlaubt, wenn Andre es zu verschmähen pflegen, in der Krankheit; doch tranken sie Wein.

Ein einfaches Essen im Refectorium des Fremdenhauses war uns bald durch den noch fungirenden Bruder Koch bereitet: ein Gebäck von Eiern und Maccaroni, begleitet von gutem Wein und schönen Früchten. Teller

waren nicht aufgesetzt, und wir mußten uns mit denjenigen behelfen, die wir uns selbst aus Brod schnitzten. Da die Damen diese camaldulensische Simplicität als ein echtes Stück uraltchristlicher Askese höchlich priesen, so aßen wir völlig überzeugt mit jenem beseligenden kindlichen Weihegefühl, welches auch den Rauhesten überkommt, wenn er plötzlich mitten in der Wüste des Lebens auf eine Spur der alten nun längst entschwundenen unverderbten Zeiten trifft. Zum Schluß des Mahles schlurfte der gute Fratello mit einem Arm voll Teller herein, gerade als wir die unsrigen mit heiligem Eifer verzehrten; er setzte still und beinahe verlegen seine Last bei Seite, wurde ganz andächtig und sah uns mit unverhohlener Bewunderung zu. Auf unsere Frage, was er mit den Tellern wolle, stotterte er demüthig: „Ich habe sie vorhin vergessen; aber ich sehe ja, daß Sie dieses Geräthes nicht bedürfen" — und war offenbar der Meinung, daß die Tellerverwerfung irgendwie zu unserer Religion oder Nationalität gehöre und daß ihm das Schicksal hier das Beispiel einer Sitteneinfalt vorgeführt habe, von der selbst ein Camaldulenser lediglich lernen könne. Wir leckten gelassen unsere Finger und drückten ihm bescheiden die Hand; er aber watschelte entzückt fort, um für die neuentdeckten Heiligen einen kostbaren Strauß blühender Camellien, Rosen und Japonica zusammenzusuchen. —

Den Abend sahen wir noch die Stumme von Portici im Theater von San Carlo, das eines der größesten und glänzendsten jetzt existirenden ist. Die Revolution des Masaniello am Orte ihrer eigenen Scene und zwar zum ersten Male gespielt, das neapolitanische Volk sich selbst gegenüber, sich durch sich selbst anregend, befeuernd, berauschend — das mußte wohl für den Fremden ein höchst interessantes Schauspiel werden. Dazu sollten wir zum ersten Male den italienischen Operngesang, und an einer seiner berühmtesten Pflegestätten hören: wir fuhren in der größesten Spannung hin. Und es ist uns denn in der That eins der merkwürdigsten Spektakel zu Theil geworden. Zwar bot die Vorstellung gar nichts Besonderes, denn die Solosänger waren, außer der Primadonna, sehr mittelmäßig, der Chorgesang entbehrte der Präcision, die Ausstattung der Eleganz, das Ganze der Disciplin — aber um so mehr vergnügte uns das Publikum selbst. Zwar hatte es, wie man uns sagte, Spanier, Deutsche, Franzosen, Juden und welche Nationen sonst singend auf den Brettern zu erscheinen pflegen, von denselben mittelmäßigen Sängern stets mit Beifall darstellen sehen und hören; aber sich, sich selbst wollte es doch glorreicher und vollkommener und majestätischer zur Erscheinung gebracht sehen, und es war schlechterdings nicht zu ertragen, daß diese gewöhnlichen Menschenkinder, welche zwar zufällig Neapolitaner waren, sich herausnahmen, Neapolitaner zu spielen. Es begann

daher im ersten Acte zu zischen, schlug im zweiten mit den Stuhlklappen und ahmte im dritten mit unsäglichem Hohne die Töne der Sänger nach. Bei dieser ergiebigen Ausdrucksweise verblieb es, und da sich ihrer die kindliche Lust des Quäkens und Heulens mit freiem Behagen bemächtigte, so kam schließlich der Lärm des Mercato gegen den der Sperrsitze nicht mehr auf: ein Meer von Gebrüll wogte herüber und hinüber, und ein schönerer Abend war hier offenbar seit Langem nicht erlebt worden.

6. December.

Durch unendlich lange Durchschnitte eines grauschwarzen Peperin und schlackiger Laven hindurch (oft 40 Fuß mächtig), endlich über ein spärlich bebautes freies Feld gelangten wir an die Schuttböschungen, welche die Lage der zum Drittel wieder aufgedeckten Stadt schon von Ferne kennzeichnen. Sie gleichen den Halden in den Umgebungen der Bergwerke.

Und nun traten wir, einen mäßigen Hügel ersteigend, durch das Seethor in die stille Stadt, durch deren Straßen in diesem Augenblicke wohl nur sechs Personen mit uns wandelten. Wie oft hat dieß Thor an Festtagen Tausende buntgeschmückter fröhlicher Menschen in die grünende Ebene, an den Meeresstrand hinausgesandt! Heute — es war auch ein Festtag — empfing uns eine wunderbare feierliche Ruhe unter seinen Wölbungen. Pompeji ist mit Nichts in der Welt zu vergleichen. Auch nicht mit einer ausgebrannten Stadt, wie man so oft thut; denn was stehen geblieben ist, ist Alles reinlich und sauber bis auf das Pflaster hinunter erhalten. Es ist ganz einzig in seiner Art, und der Eindruck, den es macht, stärker als irgend einer, den man sonst wohl von den Spuren und Resten antiken Lebens empfängt.

Denn die Reste Pompejis sind unvermischt und unverwandelt erhalten; was wir sehen und berühren, ist antik; das Moderne, das sich an die alte Stadt herangedrängt hat, ist uns vom Blicke durch die umgebenden Schuttwälle entzogen; wir sehen nur, was ein Pompejaner aus Titus' Zeiten auch sah, die Stadt, den Himmel, den Vesuv, den St. Angelo und das Meer; wir beschreiten dasselbe Pflaster, das Cicero und Sallust, Pansa und Diomedes betreten haben. Und das antike Leben vermittelt sich uns hier nicht durch die idealisirende Kraft der Künstler oder die Reflexion der Literaten, der Dichter und Gelehrten: in all seiner Naivetät, seinen tausend Zufälligkeiten, mitten in seinem alltäglichen Laufe ist es überrascht, begraben, conservirt worden. Es bedarf nicht der wegräumenden, es bedarf nur der ergänzenden und belebenden Phantasie, um hier die Fülle der Anschauung zu haben. Dieses einzige Schauspiel gewährt auch Rom nicht. Vor Allem,

die Menschen, die hier einst wandelten, rücken uns so nahe, daß wir mit ihnen lächeln können, daß wir über sie weinen müssen. In einem furchtbaren Momente sind sie aus ihren Wohnungen, aus ihren Straßen, an welche die Erinnerungen der Jugend sie fesselten, auf Nimmerwiedersehen hinausgetrieben worden, und jedes fremde Auge darf nun ihre Heimlichkeiten, die Intimitäten ihres Lebens belauschen.

Wir begaben uns zunächst — und es liegt dem Seethore auch am nächsten — nach dem Forum, wo der Staat und das öffentliche Leben sich in seinen mannichfaltigen Functionen repräsentirt. Wie da die ganze Anordnung so deutlich von der centralisirenden Allgewalt der Staatsidee redet! Hier wohnten die Ideale, hier lagen die letzten und höchsten Zwecke des antiken Menschen, hier erwarteten ihn seine Belohnungen, hier war er gefangen in allen seinen Gefühlen und Gedanken; hier verfügte die Gesammtheit über die Kräfte des Einzelnen, hier rief der Einzelne die Gesammtheit zum Schutze seines gekränkten Rechtes an. Das Alles lehrt auf der Stelle ein Blick, ein Gang über das Forum. Es ist ein oblonger Platz von 200 Schritt Länge und etwa ein Viertel so breit. Er ist ganz von öffentlichen Gebäuden umgeben; drei Thore — zwei auf der einen, eins auf der anderen Schmalseite — führen hinein; Nachts wurden sie geschlossen. Zwischen jenen zwei Thoren, etwa 50 Schritt in das Forum hereintretend, erhebt sich der Tempel des Jupiter, zu dem eine in der Mitte durch eine Plattform unterbrochene Treppe emporführt. Durch die zwölf Säulen des Pronaos blickte der Gott aus seiner Celle über das Forum, über die Stadt auf das weite Meer. Wir sahen im Geiste die schönen Gestalten der auf- und niedersteigenden Priester, wie sie das Opfer zu bereiten gingen.

Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Dieser Tempel unterbricht einen prachtvollen Portikus, welcher die drei anderen Seiten des Forums umgab und in den Resten seiner Säulenschäfte noch umgiebt. Er trug eine zweite Säulenhalle über sich. Vor den Säulen nun wieder, auf dem freien Platze, standen die Fuß- und Reiterstandbilder derer, welche der Rath der Decurionen für besondere Verdienste ehren wollte. Noch stehen sechzehn Postamente da; einige von ihnen waren zur Zeit der Verschüttung noch gar nicht vollendet, und in diesem Zustande sind sie auf unsere Zeit gekommen. Ueberhaupt war ein Theil dieser öffentlichen Bauten gerade in der Restauration begriffen, als die Stadt zugedeckt wurde; sie waren nach dem Erdbeben, das sie 16 Jahre vor der Verschüttung zum Theil zerstört hatte, erst spät wieder dem Baumeister übergeben worden. Die deutlichen Merkmale dieses augenblicklichen Zustandes sind die zahlreichen

frischbehauenen Friesstücke, die zwischen die Säulenschäfte hingelegt waren, um demnächst emporgewunden zu werden. Die Restauration sollte aber zugleich, hier wie in dem benachbarten Venustempel, eine Verschönerung sein: was ehemals im ernsten dorischen Style gebaut worden, sollte nun in den leichten gefälligeren Geschmack, den die tonangebende Roma damals liebte, hinübergebildet werden. Wir finden daher auf die dorischen Säulen, nachdem man sie durch Backsteine angemessen erhöht und mit Stuck überkleidet, korinthische Kapitäls aufgesetzt.

Den eben erwähnten Venustempel, den schönsten der heiteren Stadt, die in der Venus ihre Patronin verehrte, sah der Vater der Götter zu seiner Rechten. Er öffnet sich aber nicht auf das Forum, mit dem er vielmehr nur durch eine Treppe verbunden war. Er steht inmitten seines eigenen säulenumgebenen Hofes, von allen Seiten frei zu umgehen; vor ihm einige marmorne Räucheraltäre, auf denen man bei der Ausgrabung noch Spuren von Rauchopfern fand. An einer Säule findet sich eine noch nicht gedeutete weibliche Herme befestigt. Die Längenrichtung dieses Venushofes nun geht mit der des Forums nicht ganz parallel, schneidet sich vielmehr in einem spitzen Winkel; entweder schien also das Forum oder der Tempelhof eine unregelmäßige Form annehmen zu müssen, aber der Baumeister hat das Dilemma sehr glücklich aufgehoben. An der Wand des Tempelhofes nämlich, welche ihn vom Forum trennt, hat er breite Pfeiler, die nach hinten zu immer stärker werden, coulissenartig angebracht, so daß das Auge des Eintretenden eine Wand zu sehen meint, die mit der gegenüberliegenden parallel läuft: eine erlaubte und, so einfach sie ist, wahrhaft künstlerische Täuschung. Derselbe Zweck ist mit anderen Mitteln an einem anderen Gebäude erreicht, das dem Venustempel gegenüber auf der anderen Seite des Forums liegt. Es ist dieß das sogenannte Chalcidicum, offenbar nichts Anderes als die Börse. Ein großer Hof für den Sommer, ein umgebender breiter bedeckter Gang für den Winter, hinten ein durch das Bild einer Gottheit geschmücktes Tribunal für den Handelsrichter. In dem durch dieß Tribunal verdeckten Theile des umlaufenden Ganges findet sich in einer bescheidenen Nische die (jetzt in einer Nachbildung vorhandene) Statue der Priesterin Eumachia, Tochter des Lucius, welche, wie eine Inschrift sagt, den ganzen Bau für sich und ihren Sohn gestiftet hat. Die dankbaren Tuchwalker, die ein Privilegium auf die Wäsche der Priestergewänder besaßen, haben ihr die Bildsäule gesetzt. Auf der einen Seite der Nische befindet sich eine Thür, die ich nicht erwähnen würde, wenn sich nicht auf der anderen Seite, der Symmetrie wegen, ihr gemaltes Gegenbild befände. Das ist nun, was der unbefangene Betrachter freilich nicht ahnen kann, das Entzücken der Gelehrten;

es lehrt sie nämlich — alles Holzwerk ist ja leider zu Grunde gegangen —, daß die Alten ihre Thüren mit Füllungen machten, wie wir. Vielleicht konnte Meister Schreiner sie lehren, daß man eine gut schließende Thür gar nicht anders machen kann. Jenes Kreuz der Gelehrten aber, das auf dem Hofe des Chalcidicums sich befinden und etwa wie die Basis einer Statue aussehen, doch keine sein soll, konnte ich nicht finden, — es müßten denn einige Marmorblöcke gemeint sein, die der Steinmetz dort unter Händen gehabt hat.

Ueber dem Chalcidicum aufwärts steht der Merkurtempel, sehr zerstört; ihm folgt die Halle der Decurionen, mit der Basis eines Altars und dem Sitze für die Duumvirn, die nach dem Forum zu ganz offen ist, vielleicht aber noch geschlossen werden sollte, und das letzte Gebäude dieser Reihe, dem Jupitertempel gegenüber, ist jene räthselhafte Anlage, die man den Augustustempel oder das Pantheon genannt hat. Wieder ein großer Hof, rechts an der Wand mit elf Abtheilungen für Boutiken, in denen man zahlreiche Münzen gefunden hat; die Hinterwand durch Quermauern in drei offene Abtheilungen geschieden, deren mittelste wie die Cella eines Tempels aussieht. Man fand in den beiden Seitennischen derselben die Bildsäulen des Drusus und der Livia, der Gemahlin des August. Von derjenigen, welche die Hauptnische eingenommen, war nur der rechte Arm mit dem Globus übergeblieben, ein Stück, das, zusammengehalten mit den die Kapitäle der Eingangssäulen zierenden Adlern, wohl auf den Kaiser Augustus gedeutet werden konnte. Die eine der beiden andern Abtheilungen enthält eine kleine Tempelnische und einen Altar; nicht weit davon an der Mauer befindet sich eine Vorrichtung, die man für ein musikalisches Orchester hat erkennen wollen. In der andern stehen in der Form eines offenen Quarrées drei aufgemauerte Tische mit nach vorn abgeschrägten Platten; unten davor läuft eine Rinne zum Auffangen von Flüssigkeiten. Offenbar dienten sie zum Zerlegen und Anrichten von Fleisch; neben dem Raume, worin sie stehen, befindet sich die Küche. Mitten im Hofe sind 12 Postamente zu einem Kreise geordnet, zu unscheinbar für Basen von Götterstatuen, wofür man sie meistens angesehen hat, und höchstens ausreichend, um schwache Pfeiler oder Säulen zu tragen. Die Wände der ganzen Anlage sind mit Malereien mythologischen und namentlich culinarischen Inhalts bedeckt; Schinken, Schweinsköpfe, Enten, Truthähne, wildes Geflügel, Muscheln versetzen noch heute den unbefangenen Beschauer auf das Nachdrücklichste in die Frühstücksstimmung, und daß es die hier verkehrenden „Alten“ bei dem Idealismus des Anschauens nicht ließen, beweisen die vielen Flaschen und die Reste von Früchten, die man hier in Natura gefunden.

In welchem Begriffe vereinigen sich nun die hier aufgeführten Merkmale? Man hat in dem Gebäude einen Augustustempel erkennen wollen; aber wozu alsdann der Mittelbau und die Speisevorkehrungen? Man hat es gewöhnlich ein Pantheon genannt; aber unmöglich konnte man die Absicht haben, die zwölf Götter auf diesen kümmerlichen Postamenten lächerlich zu machen. Andere haben an ein Serapeum gedacht; aber da das Gebäude am Forum liegt, so darf man nur auf ein im Staatsleben unvordenklich begründetes Institut schließen und nicht auf eine verhältnißmäßig so neue Einrichtung. Pyl und nach ihm Overbeck schlagen die Bezeichnung eines Vestatempels vor, mit dem ein Prytaneum (eine Anstalt zur Speisung verdienter Männer) verbunden gewesen sei. Dieß kann man sich so lange wohl gefallen lassen, als nicht ein anderes Heiligthum der Vesta in Pompeji nachgewiesen wird, denn theils läßt sich darauf möglicherweise der Rundbau in der Mitte deuten, theils kommt an der Wand, einzig in seiner Art, eine Darstellung des Müller-Festes der Vestalien vor, von Eroten gefeiert; nur muß man die elf Gemächer an der Seite mit ihren magenreizenden Darstellungen nicht für die Schlaf- und Wohngemächer der Vestalinnen ausgeben wollen, deren es ja auch nie mehr als sechs gab. Und ein Prytaneum? Ob sich eine römische Municipalstadt, wenn schon mit griechischen Elementen, gerade diesen Luxus gestattete? Versuchen auch wir unsern Scharfsinn.

Was wir sicher wissen, ist dieß: es wurde hier in Gegenwart der Götter — und was geschah in jenen Zeiten ohne diese? — gegessen und getrunken, und zwar ganz vorzüglich, und so glaube ich, daß man hier etwas wie die Herrentrinkstube, den Club der Vornehmen, ein Aristeion der Aristokraten vor sich habe; denn es läßt sich weder ohne Unbilligkeit annehmen, daß die Patricier oder die Optimaten sich des Frühstückens enthalten, noch mit Wahrscheinlichkeit zugestehen, daß sie es in den gemeinen Kneipen gethan haben, die sich sonst so zahlreich an den Straßen finden. Sie haben es am Forum gethan, auf dem sie ja auch sonst schalteten und walteten; sie haben es dicht neben ihrer Curie gethan, wie die Senatoren der deutschen Städte sich in ihren Rathskellern wohnlich eingerichtet hatten, und wer sich die elf geheimnißvollen Cellen genau betrachtet, dem können dabei nur die Kojen des Bremer Rathskellers einfallen, wenn er sie sonst kennt. Aber die Vesta in der Mitte? Daß gewisse Staatsschmäuse in ihrem Bereiche abgehalten wurden, weiß man ja, und meine Conjectur fällt noch nicht, wenn ihre Anwesenheit eines Tages zweifellos bewiesen wird. Aber ob nur wirklich hier ein Tempel stand? Neben den 12 verzweifelten Postamenten ist nicht die geringste Spur eines Oberbaues gefunden worden; er hätte also, gegen alle sonstige Gewohnheit schon ganz aus Holz sein müssen, was zur Ueber-

bauung eines Heerdfeuers gewiß nicht ganz praktisch gewesen wäre. Aber statt der Säulentrümmer und Gewölbstücke, die man zu finden erwarten durfte, wenn hier ein Tempel stand, hat man hier — Fischgräten gefunden. Und so kann ich mich der Vermuthung nicht ganz erwehren, es habe hier nicht ein Tempel, sondern ein kreisrunder Büffettisch gestanden, ein Tisch mit einem concentrischen Ausschnitt. Was den Augustus in der Celle der Hinterwand betrifft, so taste ich ihn um so weniger an, als seine Familie neben ihm gefunden wurde; denn in diesen Statuen haben wir für ein Local, wie ich es mir denke, den angemessensten Schmuck. Die kaiserliche, göttlich verehrte Familie des Augustus in der Decurionentrinkstube von Pompeji — das ist etwas so Selbstverständliches, daß man nach den Statuen graben müßte, wenn sie nicht schon gefunden wären. Von den öffentlichen Gebäuden, welche das Forum umgeben, ist noch der Basilika Erwähnung zu thun, die dem Chalcidicum schräg gegenüber, ganz unten auf dasselbe in die hier verdoppelten Säulen des Portikus mündet. Wiederum einer dieser großen Höfe mit dem grandiosesten ionischen Portikus, mit Reiter- und Fußstandbildern, deren Basen noch erhalten sind. Dem Eingange gegenüber an der Hinterwand war das durch sechs korinthische Säulen geschmückte Tribunal der Duumvirn, die hier, auf erhöhetem Platze, vor allem Volk Recht sprachen. Der Raum, der durch die Erhöhung des Richtersitzes gewonnen wurde, ist abgeschlossen und gewölbt; er mag als Archiv für die Documente gedient haben. Die ganze Basilika, deren Säulen noch bis zu ziemlicher Höhe erhalten sind, macht einen außerordentlich großartigen, feierlichen Eindruck. Die Justiz trat hier in all ihrem Ernst und ihrer Würde dem Volke gegenüber. Doch mag der Eindruck nicht auf Alle der nämliche gewesen sein: an der Mauer hat ein Mißvergnügter seine Zweifel an der Unpartheilichkeit der Justiz durch die Worte verewigt: Quod pretium legi? Was kostet das Gesetz?

Hier haben auch Viele, denen über dem Warten die Erinnerung verliebter Perioden holdseligen oder düsteren Angesichts aufstieg, ihre auf den Venusdienst bezüglichen Wünsche, Ansichten und Klagen den Wänden vertraut. Nach dem Maße ihrer Leidenschaft und ihrer Ausdrucksfähigkeit, ihres Brennens und ihres Könnens haben sie eine hübsche Mannichfaltigkeit in dieß steinerne Album gebracht. Vielen genügte die bloße Nennung der Geliebten; in den Zusätzen scheiden sich schon die redenden und die bildenden Talente. Die letztern kritzeln ein Herz oder die Andeutung einer menschlichen Figur daneben, die ersteren fügen eine „Aphrodite" oder dergleichen hinzu, z. B. „Aphrodite Augustiana", was etwa von demselben Gewicht ist, als unser „Auguste, du Engel!" Nun kommt die anspruchslose zuverlässige

Prosa, z. B.: „Kleine, Dich lieben Viele, aber wahrhaft hat Dich nur Celer geliebt." Ein Andrer schrieb: „Agato, der Sklave des Herennius, bittet die Venus..." hier wurde der loyale Venusdiener wahrscheinlich polizeilich verhindert das Beten seiner Seele an den Tag zu bringen, aber der Nebenbuhler sah die Worte und schrieb dazu: „möge er verdammt sein, bitte ich." Viele benutzten die Wand auch zu Briefen an die Geliebte, etwa wie jetzt der unverantwortliche Theil der Zeitungen zu geheimnißvoll dringenden Ansprachen benutzt wird; ein hübsches Muster dieser Briefstellerei findet sich in einem Corridor der Casa del Orso in folgenden Worten: „Seiner Victoria Gruß! Zosimus grüßt Victorien. Ich bitte dich, daß du mir zu Hilfe kommst, meiner Jugend; wenn du bedenkst, daß ich kein Geld habe —" die praktische Schlußfolgerung zu machen überließ der junge Mensch dem Edelmuthe seiner Erkorenen. Nun kommen die Poeten, und unter diesen tritt Einer auf, der wirklich von Gottes Gnaden war und von dem zu bedauern ist, daß er uns nicht mehr hinterlassen hat; er schreibt:

„Binde den Wind hier an, wer da Liebende schilt; er verbiete
Munter springendem Quell, daß er zu Thale enteilt."

Von ebenso starker, aber etwas blasphemisch, ja in der Venusstadt Pompeji criminell schmeckender Bildlichkeit ist der Erguß eines zweiten, dem nur die trübsten Erfahrungen zu Gebote gestanden zu haben scheinen. Er hat zwei Distichen machen wollen, giebt aber im letzten Pentameter dem Gegenstande seines Hasses in blinder Leidenschaft noch einen Extrafußtritt; ich gebe seine Gedanken in einem Reime, der mir gerade in die Feder fließt:

„Liebende herbei! Ich will Venus ein'ge Rippen brechen,
Ihrer Schenkel Götterkraft will ich mit dem Knüttel schwächen!
Kann sie mir das Herz zerreißen,
Kann ich ihr den Kopf zerschmeißen."

(Quisquis amat veniat: Veneri volo frangere costas.
Fustibus et lumbos debilitare deae.
Si potis illa mihi tenerum perfundere pectus,
Cur ego non possim caput illut frangere fuste.)

Ein blasirter grämlicher Charakter, dem diese ganze Wandschriftstellerei gar zu fade vorkam, schrieb folgende Zeilen zwischen das übrige Gekritzel:

„Wand, ich verwundere mich, daß du nicht in Trümmer dahinsinkst,
Die du so reichlichem Witz müssiger Schmierer gedient."

Dieser Ironiker schöpfte aber nicht aus seinem eigenen Bitterwasser, denn man begegnet denselben Zeilen auch an anderen öffentlichen Orten; sie sind das antike „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände." Ueberhaupt gleicht die hier in Betracht kommende Art von Alten unsern modernen Lapidarschriftstellern auf's Haar.

Die hier erwähnten Inschriften sind sämmtlich mit einem Messer oder Nagel oder dergleichen in den Stuck der Wand gekritzelt, meistens in einer Ortographie und Grammatik, die unsern Tertianern zu großem Troste gereichen würde; denn der Kampf der Buchstaben und Casus zeigt sich in diesen doch echt römischen Leistungen noch keineswegs zum Austrag gebracht. Neben dieser Art von Gelegenheitsschriften, die man Graffiti nennt, giebt es noch eine andere, die bei Weitem stärker in die Augen fällt; das sind die Dipinti, mit rother Farbe gemalte Annoncen, die sich auf das communale Leben, auf öffentliche Vergnügungen und dergleichen beziehen und die denselben Gebrauch hatten wie die modernen Affichen. Wahlvorschläge für die Aedilität und das Duumvirat, von Einzelnen und Corporationen ausgehend, Ankündigungen von Gladiatorenspielen, Vermiethungen, Angebote und Aufforderungen, das ist ihr hauptsächlichster Inhalt. Wenigstens eine davon theile ich hier, nach Overbeck, mit: „Eine eherne Urne ist aus einem Laden fortgekommen; wenn sie Jemand zurückbringt, so werden bezahlt 65 Sesterze; wenn den Dieb, so wird bezahlt ....“ Und nun ein Gang durch die stillen Straßen der Stadt.

Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
  Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
  Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.

Die breiteren Straßen sind etwa 15 Schritt breit, wovon die Hälfte auf die beiden Trottoirs kommt, die oft einige Fuß über die Fahrstraße erhöht sind. Zur Communication zwischen den Trottoirs dienen je zwei oder drei große ovale Schrittsteine, die in gewissen Zwischenräumen in den Fahrweg eingesetzt sind und zwischen denen die Wagengleise hindurchgehen. Diese Vorrichtung war für die starken Regengüsse berechnet, die zu Zeiten in den Straßen herabrauschten. Viel breiter als die Straßen der inneren Stadt ist die der von Augustus angelegten Vorstadt; man unterscheidet hier deutlich die alte und die moderne Zeit. Auch in der Anlage der Häuser selbst. Die Villa des Diomedes in der Vorstadt, kommt in ihren Verhältnissen denen unserer modernen Villen sehr nahe und behandelt die überlieferte Norm mit voller Freiheit; die Häuser der inneren Stadt sind fast durchgängig von großer Gleichförmigkeit der Anlage, und ihre Verhältnisse weichen von denen der unseren sehr stark ab. Uebrigens erscheinen diese doch nur Demjenigen so auffällig klein, der sie mit der Vorstellung und der Voraussetzung nordischer Lebensweise betrachtet; wer nur acht Tage in Neapel das Leben und Wesen des Volkes gesehen hat, sieht alsbald, daß diese Wohnungen nicht nur ausreichend und angemessen, sondern auch bequem waren. Vergleicht

man freilich nur die Größe der Zimmer mit derjenigen unserer einzelnen Wohnräume, so bekommt man die Vorstellung großer Enge und Bedrängtheit; denn wenigstens die Gemächer im Vorderhause, z. B. das Arbeitszimmer des Herrn, sind in der Regel nur 5 bis höchstens 8 Schritt breit und eben so tief. Aber diese Räume boten eben nur ein Unterkommen; man lebte und arbeitete halb im Freien, im Atrium und Peristyl. Diese beiden Anlagen, welche das antike Haus so wesentlich von dem modernen unterscheiden und seinen Charakter bezeichnen, ließ das südliche Klima erfinden. Wollte man nämlich ein gegen Außen einigermaßen abgeschlossenes Heimwesen haben und doch — was das Klima fordert und in jeder Jahreszeit erlaubt — stets der frischen Luft genießen, ohne zugleich dem Regen und dem Winde ausgesetzt zu sein, so mußte man Räume bauen, die halb Saal, halb Hof waren, und, wenn sie jeden Augenblick zugänglich und bequem sein sollten, mußte man sie in die Mitte aller übrigen Wohnlichkeiten legen. So entstand ein Haus, das als die Umkehrung des unseren erscheint. Nun wäre ein einziger solcher saalartiger Hof genug gewesen — und in der That begnügten sich sehr viele Häuser mit nur einem, ja die Armen benutzten, wie noch heute die neapolitanischen Lazzaroni, die Straße als ihren Familiensaal, — aber der Römer liebte es sein Familienleben von der Berührung mit der Welt ganz abzuschließen und baute deßhalb hinter die erste Abtheilung des Hauses, in der er seine Geschäfte betrieb, seine Clienten empfing u. s. w., noch eine zweite, ziemlich ähnliche, aber schönere, für seine Familie. So haben wir nun vorn das Atrium mit etwa je 4 Piecen rechts und links, wovon die beiden letzten nach dem Hofe zu ganz offen sind, und hinten das Peristyl mit etwa ebenso viel kleineren und einigen größeren Räumen, die alle nur durch die stets offene Thür ihr Licht empfangen. Beide Abtheilungen des Hauses sind durch einen Mittelbau getrennt, welcher das Tablinum enthält, das nach beiden Höfen offene Zimmer für die Bilder und die Urkunden der Familie. War Alles offen, so konnte man von der Straßenthür durch das Atrium, das Tablinum, das Peristyl in das größere Familienzimmer, den Ökus sehen, der sich im Fond des Peristyls befand. Das Tablinum wurde aber nicht als Durchgang benutzt (es hatte auch oft eine Brüstung nach dem Hinterhause zu); sondern dazu diente ein schmaler Gang neben demselben (die Fauces), wie denn oft ein solcher Gang auch nach hinten auf die Straße führte. Wenn Horaz erwähnt, daß der Eine und Andre seinen Clienten wohl durch diese Hinterthür gelegentlich entrinne, so darf man darum nicht schließen, sie sei für diesen Zweck angelegt; sie ist offenbar für die Sklaven gemacht, welche die Küche zu versorgen hatten. Diese befindet sich natürlich im Hinterhause, in der Nähe der beiden Eß-

zimmer, von denen das eine, wo es angeht, nach Norden, das andere nach Süden liegt.

Das Atrium nun hat z. B. in dem Hause des Pansa (welches richtiger das des Paratus heißen sollte), einer mittelgroßen, sehr normal gebauten Wohnung, eine Länge von 13, eine Breite von 19 Schritt, ist also schon ein artiger Saal. Seine Wände waren mit zierlichen Malereien bedeckt und mit Statuen geschmückt, sein Plafond cassettirt. Dieser Plafond hatte in der Mitte eine Oeffnung von 3 Schritt Breite und 5 Schritt Länge, so daß etwa von 240 Quadratschritt Flächenraum nur 15 Schritt ungedeckt waren: das war also kein Hof, sondern ein Saal mit Oberlicht und Oberluft. Jener Oeffnung in der Decke entsprach ein kleines Marmorbassin im Fußboden, zum Auffangen des Regenwassers, das durch vier Wasserspeier von dem nach Innen etwas abgeschrägten Dache herabfloß. Um dieß Compluvium herum war der Boden mit der zierlichsten Mosaik bedeckt. Dieß war also der Raum, wo der Vater und die Söhne sich in der Regel aufhielten, wo der Herr mit den ihn Besuchenden auf- und abwandelte, wo auch wohl die eigentlichen Gelage abgehalten wurden.

Das eben beschriebene Atrium war ein sogenanntes toskanisches; es unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß seine Decke nicht durch Säulen gestützt ist. Ich glaube nicht, daß der größere oder geringere Reichthum über die Wahl der einen oder anderen Art entschied; sondern man wird nur für die zweistöckigen Häuser die Säulen in Anwendung gebracht haben, weil hier die Decke des Atriums oben begangen werden mußte. Die eine Art, die toskanische, kommt so häufig vor wie die andere, die man die korinthische genannt hat. Einige fernere sehr selten vorkommende Varietäten will ich unerwähnt lassen.

Das mit 16 Säulen besetzte Peristyl des Pansaschen Hauses hat dieselbe Breite wie das Atrium und die doppelte Länge, ist also genau noch einmal so groß. Man wird überhaupt finden, wenn man sich die Mühe nimmt zu messen, daß die Maße der einzelnen Abtheilungen des Hauses sehr genau aufeinander bezogen sind, und das ist nicht der letzte Grund, weßhalb sein Inneres durchweg einen so angenehmen, wohlthuenden Eindruck macht. Ich stelle noch einige dieser Maße zusammen. Das Prothyrum, der Gang, der von der Straße in das Atrium führt, hat 3½ Schritt Breite und 7 Schritt Tiefe; das Tablinum ihm gegenüber hat die doppelte Breite bei derselben Tiefe; der Oekus, wieder dem Tablinum gegenüber, hat wieder die doppelte Breite des Tablinum, seine Tiefe aber ist die Breite des säulenumschlossenen freien Raumes innerhalb des Portikus, nämlich 10 Schritt.

Wieder genau die Hälfte davon beträgt sowohl die Tiefe als die Breite der Schlafzimmer, welche auf den Portikus münden.

Im Peristyl nun konnte sich der ganze Geschmack und Prachtsinn des Besitzers entfalten. Er konnte eine weit größere Anzahl von Säulen setzen, als im Hause des Pansa geschehen, und schönere. So hat das Haus des Meleager ein Peristyl von 24, das des Labyrinthes 30, das des Faun 28 Säulen, neben einem Garten, der mit einem Portikus von 42 Säulen geschmückt ist. Er konnte die Wände mit reichen Gemälden schmücken, wie wir deren im Hause des Adonis (verwundeter Adonis), im Hause des Holconius (Apollo und Daphnis, Hermaphrodit, Ariadne und Bacchus, Paris' Urtheil, Rückkehr des Odysseus), im Hause des Apollo (Achill auf Skyros in Mosaik, vortreffliche Malereien im Schlafzimmer), in dem des Labyrinthes (Theseus, den Minotaur tödtend), in dem des Faun (wo die berühmte Alexanderschlacht gefunden wurde) und in manchen anderen noch an Ort und Stelle erhalten finden. Er konnte zwischen seine Säulen Statuen, Hermen und Vasen setzen, und der langgestreckte Fischbehälter, der sich oft mitten im Peristyl befindet, bot ihm zur Anlage von Wasserkünsten Gelegenheit. Auch davon ist Einiges erhalten. So findet sich in dem altjüngferlich angelegten Gärtchen des Lucretius eine im geziertesten Geschmack angelegte Miniaturcascatelle, mit kleinsten Marmorfigürchen umstellt; man sieht im Geiste den geschnittenen Buchsbaum, die bestreuten Wege, die bunten Fliesen dazu und fühlt sich, so klein die Anlage ist, unwillkürlich an unsere Roccocozeit erinnert. Der schönste Schmuck endlich, den diese Räume haben konnten, der der farbenreichen prachtvollen Pflanzen, der ganz von uns hinzugedichtet werden muß, konnte in unendlicher Mannichfaltigkeit variirt werden.

Es ist noch ein Wort von der Außenseite der Häuser zu sagen. Ich habe schon erwähnt, daß der Thüreingang zur Wohnung des Pansa 7 Schritte tief ist und in der Mitte der Front liegt; es müssen sich also daneben rechts und links einige Gemächer befinden. Diese gehörten nun zwar zum Hause, hatten aber nur selten eine Verbindung damit; sie wurden als Läden vermiethet, wie man das noch heute in Neapel sehen kann. Sie empfangen ihr Licht nur durch die stets geöffnete Thür von der Straße, und hier mag man sich das Leben und Treiben des Volkes so frei, bewegt und ungenirt denken, wie es uns noch jetzt in dem benachbarten Torre dell'Annunziata, in Resina, Portici und Neapel höchlichst unterhält.

Hat man sich nun von den nothwendigen Elementen des altrömischen Hauses eine Vorstellung gebildet, so wird man im einzelnen Falle ihre

mannichfaltige Combination, ihre Modificirung, ihre Erweiterung leicht begreifen. Vom Gelde zu schweigen, so setzte häufig das Terrain dem Normalplane Hindernisse entgegen, und dann mußte man das Peristyl stark verkleinern und den Portikus etwa auf zwei Seiten beschränken, wie im Hause des Adonis geschehen; oder man legte es neben das Atrium, wie das Haus des Meleager davon ein Beispiel bietet; oder man baute, wenn man an den Abhang des Berges gedrängt war, ein Souterrain für die Wirthschaftsräume, legte das Peristyl darüber und machte die Säulen zu Schlöten, wie in dem nach Championnet benannten Hause geschehen. Derselbe Umstand aber konnte einem reicheren Manne, wie z. B. Diomedes war, Anlaß zu reichen und vielwinkligen Terrassenbauten geben. Auch mochte eine größere in sich einige Familie gern das Haupthaus durch Kauf oder Anbau für eine zweite Generation erweitern; dann bildeten sich gekoppelte Häuser, die zwei Peristyle, wie das der Dioskuren, oder zwei Atrien, wie das des Lucretius, zeigen. In der Regel liegen zwei Häuseranlagen Rücken an Rücken gegeneinander oder Rücken an Seite; es kommt aber auch vor, daß ein Haus ein ganzes Quarrée, eine sogenannte Insula, für sich allein einnimmt. In diesem Falle findet man denn wohl, außer den obengenannten stets wiederkehrenden Räumlichkeiten, noch besondere Wirthschaftsräume und Stallungen, letztere selten, nebenaus gebaut.

Daß bei den Fabrik- und Handwerkerhäusern der praktische Zweck sich in der ganzen Anlage geltend macht, versteht sich von selbst; doch wird, wo es möglich ist, das Peristyl beibehalten. Wir sahen mehrere Bäckereien mit Oefen, die den unseren durchaus gleichen; es sind noch viele Bröte darin gefunden worden. Im Hausflur oder Hofe stehen noch die zu der Bäckerei gehörigen Handmühlen, ziemlich einfache unbeholfene Maschinen: über einen kegelförmig behauenen scharfen Stein ist ein hohler Doppelkegel desselben Materials gestülpt; in die obere Oeffnung wird das Korn gethan und durch Drehung zwischen dem Kerne und dem Mantel zermalmt. Es fiel uns dabei auf, daß die Hebel, die den Mantel in Bewegung setzen, des Raumes wegen von der unbequemsten Kürze sein mußten; doch nimmt man noch bei den heutigen Italienern eine ähnliche Unbehülflichkeit wahr. Es wurde uns indessen durch die Aufstellung einer dieser Mühlen, welche dicht an die Wand gerückt ist, wahrscheinlich, daß der Mantel nicht bei allen vollständig herum, sondern auch wohl nur hin- und hergedreht wurde. Die Arbeit war außerordentlich mühselig, und Angesichts der schwerfälligen Maschine begriffen wir vollkommen die Gefühle jenes Sklaven, über dessen Autograph wir kürzlich (es war zu Rom in einer der zum Palatin gehörigen Räumlichkeiten) gelacht hatten. Der hat sich einen die Mühle treibenden Esel an die

Wand gekritzelt und darunter geschrieben: „Arbeite du nur, mein Eselchen, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir gut thun."

Außer den Bäckereien kennzeichnen sich noch sehr deutlich die Oelhandlungen durch die eingemauerten mächtigen Amphoren, wie sie noch heute fabricirt werden, und die Thermopolien (Kneipen, Osterien, Trattorien) durch die marmornen Schenktische, die auf der einen Seite ein Flaschengesimse, auf der anderen eine Vorrichtung zum Kochen und Warmhalten der Getränke haben. Diese Schenken sind so zahlreich, als sie nur irgend in einer modernen Stadt gefunden werden; sorgfältige Untersucher, die gleich nach der Ausgrabung über diese Schenktische geriethen, wollen die Spuren recht böser ätzender Getränke wahrgenommen haben. In einer dieser Osterien sieht man noch mehrere Schenkscenen an die Wand gemalt: einige Zecher unter einer Garnitur von Würsten, Eierbeuteln u. s. w., einige Würfler, einen Mann, der sich von einem andern einschenken läßt (worüber ein Gast eingekritzelt: Da mi fridam pusillum! etwa: Gieb mir eine kleine Kühle!) und einige Leute, die ein Faß Wein in die bereitstehenden Amphoren abzapfen. Andere Gewerbe verriethen sich durch die nun in's Museum geschafften Instrumente.

So ganz in das große und kleine Leben der armen Verschütteten versenkt, von allen Seiten, bei jedem Schritte auf's Mächtigste angeregt, vermochten wir uns kaum zur Rückkehr zu entschließen; aber nach vierstündiger Wanderung trieben uns endlich die unerbittlichen Führer wieder zum Seethore hinaus, und nun merkten wir erst, daß wir nach all dem Sehen und Messen und nach so viel gemüthlichen, ernsten und heiteren Aufregungen gründlichst erschöpft waren. Es versteht sich, daß wir zu den Ruinen Pompejis bald und oft zurückkehren.

8. December.

Die Erinnerung an Pompeji ließ uns keine Ruhe; schon heute suchten wir es wieder auf. Wir begannen dießmal mit der vor dem Herculanerthor gelegenen Gräberstraße, wo Gräber mit Villen in anmuthiger Anlage abwechseln. Wie merkwürdig, daß bei den Christen, die doch für sich und die Ihrigen das bessere Theil erst im Jenseits erwarten, das Begräbniß der Todten etwas so überaus Schmerzliches und niederdrückend Düsteres hat und daß deren Wohnstätte fernabgelegt und nur selten besucht wird, während die Römer ihre Entschlafenen mit mehr Prunk als Trauer bestatteten und ihre Reste noch ferner unter sich wohnen ließen! Der tiefgreifende Unterschied der beiden Weltanschauungen tritt auch hier zu Tage. Das Christenthum faßt oder faßte die Vergänglichkeit der Creatur und den Tod als

Strafe der in die Welt gekommenen Sünde, das Heidenthum als etwas Natürliches, das mit Gelassenheit getragen werden müsse. Der Sohn nahm die Seele der Eltern mit dem letzten Kusse von ihren sterbenden Lippen, und nun kehrten seine Gedanken beruhigt in das bewegte Leben zurück; den Entschlafenen aber bereitete er in der Erinnerung der Familie, die ihre Bilder im Tablinum sah, und in den Unterhaltungen der Mitbürger, die an ihren Gräbern vorübergehen mußten, eine ideelle Fortdauer. Ihre Reste stellte er wieder an die Oeffentlichkeit hinaus, in der sie gewirkt hatten und auf die hier Alles bezogen war.

Sieben Tage behielt man die Leiche, die alsbald nach dem Tode einbalsamirt worden war, mitten unter den Lebenden im Hause. Theils mochte man so die Gemüther an die unwiderrufliche Thatsache gewöhnen, sie mit ihr durch Gewohnheit versöhnen wollen; theils hatte man dabei jedenfalls den praktischen Zweck, den Körper für die Verbrennung vorzubereiten, die am achten Tage erfolgen sollte. Wir sahen mitten in der Gräberstraße den Raum, wo die Verbrennung vor der Versammlung der Leidtragenden bewirkt wurde, die Ustrina. Dort nahm dann der nächste Angehörige die in einer Urne gesammelten und mit Wein oder Milch besprengten Reste des Körpers in Empfang und trug sie an den ihr bestimmten Beisetzungsplatz. Das ist meist eine enge Kammer mit vielen kleinen Nischen in den Wänden zur Aufnahme der Urnen. Darüber oder davor erhebt sich denn in mannichfachen Formen — bald als verzierter Würfel, als abgestumpfter Obelisk, als Rondell oder als Nische zum Sitzen — ein Monument, von den Angehörigen oder vom Staate errichtet. So steht der Villa des Diomedes gerade gegenüber sein Familienbegräbniß. Ich weiß nicht, ob es schon Urnen enthielt: man fand die Skelette der ganzen Familie, siebenzehn an der Zahl, in dem geräumigen Keller unter der Villa, außerdem noch zwei, neben denselben Gold und Geschmeide, an der Gartenthür.

Gräber von Solchen, die nach unserer Art bestattet wären, sind hier, so viel ich weiß, noch nicht aufgefunden worden; aber gewiß ist, daß man auch die Beerdigung in Anwendung brachte, z. B. bei neugeborenen Kindern und bei Solchen, die vom Blitze erschlagen waren. Ich sollte auch denken, daß arme Leute sich dieser Art der Bestattung bedient haben. Wäre außerdem Italien in den alten Zeiten nicht waldreicher gewesen, als es jetzt ist — da denn das Holz zu den Luxusartikeln gehört — so hätte man wohl überhaupt das Verbrennen der Leichen nicht einführen können, trotz Allem, was Böttiger in seiner „Holzsparkunst der Alten“ über diesen Punkt vorbringt.

Mitten in der Gräberreihe findet sich auch das Triklinium für die

Todtenschmäuse. Es ist nur ein kleiner eingehegter Raum für höchstens sechs Personen eingerichtet, bequem nur für drei. Eine Kochvorrichtung findet sich nicht in der Nähe, und so darf man wohl schließen, daß diese Todtenmähler mehr den Charakter einer symbolischen Ceremonie als eines Schmauses hatten; es werden wohl nur Brot, Wein und Früchte verzehrt worden sein, vielleicht das letzte Gastmahl, das der Entschlafene den Seinigen gab, damit sie seiner auch in ihren heiteren Stunden, auch in der Alltäglichkeit des Lebens nicht vergessen sollten.

Wie stark empfand ich am Schlusse dieser Wanderung durch die Gräberstraße und indem sich mir die Einzelnheiten der hier geübten Bestattungsweise lebendig vergegenwärtigten, die Wahrheit jener Worte des Herzogs in Göthes natürlicher Tochter:

> O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
> Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
> Des Menschenbilds erhab'ne Würde, gleich
> Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
> Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.
> Und wenn die Gluth mit tausend Wipfeln sich
> Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
> Des Adlers Fittig deutend sich bewegte;
> Da trockneten die Thränen, freier Blick
> Der Hinterlass'nen stieg dem neuen Gott
> In des Olymps verklärte Räume nach!

In der That dünkt mich, daß die Phantasie in ihrem Bemühen, sich von den letzten Eindrücken einer hinfälligen oder zerstörten und entstellten Körperlichkeit loszumachen und zu einer reinen Anschauung des befreiten Geistes durchzudringen, weit kräftiger durch die Bestattungsweise des Verbrennens als des Beerdigens unterstützt werde. Wenn das Feuer vor unseren Augen die Hülle des geliebten Entschlafenen auflöst, so ist uns die schauderhafte Vorstellung des Verwesens erspart — die Vorstellung ist in diesen Dingen ebenso wichtig wie der Gedanke — und die Phantasie wird frei, sich mit dem Wesentlichen, mit dem Kern der Persönlichkeit, zu beschäftigen; in uns selbst wird nun die Idee von der läuternden Kraft des Feuers mächtig, welches nach dem Glauben der Alten die Seele von der ihr anhaftenden Erdenschwere befreien sollte, in uns selbst wird das Bild des Vollendeten von allen beirrenden Zufälligkeiten geläutert. Der Anblick des emporlodernden Feuers befreit und erleichtert unser Gemüth, das Einschließen und Beerdigen der Leiche beengt und belastet uns selbst auf wahrhaft gräßliche Weise; denn was auch immer der Glaube oder der Gedanke dagegen vorbringen möge, die Phantasie bettet sich in den Sarg des Todten mit ein

und leiht ihm, nach einem uns tief innewohnenden ästhetischen Gesetze, von ihrem eigenen Leben.

Von der Gräberstraße begaben wir uns über das Forum nach den Theatern. Drei merkwürdige und höchst charakteristische Versammlungsplätze! Dort das Volk der Gestorbenen, einmüthig versammelt und an die Straße herangedrängt, um durch Denkmal und Inschrift die Ueberlebenden, welche da vorüberwandern müssen, an die Tugend der Vaterlandsliebe zu mahnen, durch welche sie selbst sich den Dank des Staates verdienten; auf dem Forum das Volk der Lebendigen, einmüthig versammelt, um in ernster Arbeit und strenger Zucht des Staates zu walten, der ihr ganzes Leben kräftig umfaßt, und die Verdienten zu belohnen, die Schuldigen zu strafen, die Todten zu ehren; im Theater dasselbe Volk wieder in allen seinen Klassen vereinigt, um sich selbst im ernsten oder heiteren Gegenbilde anzuschauen und zu genießen: dieß Alles verbunden mit den schönen und leichtverständlichen Handlungen eines freundlichen Cultus und gleichsam in Gegenwart der Götter — gewiß eine hochanregende mächtige und lebensvolle Idee! Daß sie zu keiner Zeit rein und voll in die Wirklichkeit getreten, daß sie zu allen durch die auseinanderstrebenden Leidenschaften der Menschen getrübt wurde, daß namentlich die dramatische Kunst hier nie zum Niveau der anderen geistigen Mächte sich emporschwang, ist gewiß genug: doch indem man die Ruinen Pompejis durchwandert, darf man sich auch erinnern, daß das Land wie diese Stadt edlere Zeiten hatten, als die waren, in denen diese Theater, dieß Forum, diese Gräber verschüttet wurden.

Pompeji hat zwei nebeneinanderliegende Theater, die man mit Sicherheit nur als größeres und kleineres, mit Wahrscheinlichkeit aber als tragisches und komisches unterscheiden kann. Das größere lehnt sich nach griechischer Weise an den Berg an, und nur seine oberen Sitzreihen liegen über einem Corridor. Der Marmor der Sitzplätze ist zum größesten Theile gestohlen worden; doch ist der Boden der Orchestra erhalten. Diese ist römisch eingerichtet, d. h. durch einige Reihen niedriger Stufen (auf welche die Ehrensessel, Bisellien, der Privilegirten erst aufgestellt wurden) auf den geringsten Raum eingeschränkt. Der Zuschauerraum, der oben durch ein Zelttuch (wie die erhaltenen Mastringe beweisen) gegen die Sonne gedeckt werden konnte, konnte in 3 Rängen 5000 Menschen fassen. Die moderne Neigung, sich gruppenweise gegeneinander möglichst abzuschließen, verbietet es, eine so praktische Ausnutzung des Raumes nachzuahmen, die ohne eine solche Rücksicht fast selbstverständlich wäre. Mit dem lebhaftesten Interesse eilte ich vom Zuschauerraum auf die Scene, um an die Reste des Gemäuers so manche Frage zu thun, welche mir die gedruckten Pläne von antiken Theatern

nicht hatten beantworten können. Doch zu einem vollen Abschluß und zu einer völlig deutlichen Vorstellung kam ich auch hier nicht. Die Hauptfrage ist nämlich, ob man den Scenenraum, so wie er war, verwandte oder ob für die Vorstellungen eine hölzerne oben gedeckte Bühne erst hineingebaut wurde. Lohde entscheidet sich, ich glaube nach Ansicht der Trümmer von Orange, für das Letztere. Und ich möchte wenigstens glauben, daß die Bühne, wenn sie auch sonst keine Veränderungen weiter erlitt, oben durch einen hölzernen Schnürboden zugedeckt war und wohl immer zugedeckt blieb. Einen directen Anhalt boten die Trümmer von Pompeji nicht; aber wohl einen indirecten, wie alle übrigen. Denn es ist schlechterdings nicht zu entdecken, von wo die Maschinen gewirkt haben sollen, deren doch Erwähnung gethan wird. Von den Seiten und von hinten ist es der Mauern wegen nicht möglich; ein Hyposcenium, einen Raum unter der Bühne, gab es in dem größeren Theater wenigstens nicht, in dem kleineren, wo er noch vorhanden ist, ist er etwa nur 4½ Fuß hoch und er kann hier höchstens zu Treppenversenkungen gedient haben. So bleibt nur übrig anzunehmen, daß die Blitz-, Donner- und Flugmaschinen — was ihre Natur auch zu fordern scheint, — Oben aufgestellt waren. Wenn nichtsdestoweniger der Vorhang nicht von Oben herabgelassen, sondern von Unten emporgeschoben wurde, so spricht dieser Umstand nicht gegen unsere Annahme; denn ein so gewaltiges Tuch ließ sich oben nicht geschickt aufrollen und es ungerollt in ganzer Ausdehnung hinaufzunehmen, wie man in unseren Theatern thut, ging nicht an, da nach der Anlage des Ganzen der Maschinenboden nur geringe Höhe haben konnte. In jedem Falle ist der Behälter für den Vorhang unten vorhanden; er ist, vor der ganzen Länge der Scene, etwa 4 — 5 Fuß breit und wohl ein wenig tiefer. Auf seiner Sohle sind, abwechselnd auf der einen und der andern Seite, in Zwischenräumen von einigen Schritten Löcher in den Boden eingemauert zur Aufnahme der Vorhangsträger, die, nach Mazois' Vorstellung, auseinander und wieder zusammengeschoben werden konnten. Zwischen ihnen hing der Vorhang, wenn er emporgehoben war, vom einen zum anderen Träger halbkreisförmige Falten bildend: eine immerhin ziemlich unbehülfliche Einrichtung. Während der Vorstellung war der Behälter jedenfalls durch eine Klappthür (in mehreren Abtheilungen) zugedeckt, die nach Vorn umgelegt werden konnte: so erklärt sich die eigenthümliche Form der vom Orchester aufsteigenden vorderen Mauer, die mehrere winkelrechte und nischenförmige Ausbuchtungen hat, offenbar um jener Thür Unterstützung zu gewähren. Eine Spur des Prosceniums fand ich nicht. Es soll dieß eine in das Orchester hinausgebaute hölzerne Estrade gewesen sein, die den Zweck gehabt hätte, die Scene in der Mitte nach Vorn zu

erweitern. Sollte man unter Proscenium nicht vielmehr den Raum über dem Vorhangsbehälter sammt der vorderen Mauer verstanden haben, der sich so deutlich von der eigentlichen Scene abhebt und jedenfalls vor ihr liegt? Es steht der griechischen wie der römischen Architektur gar zu unähnlich, daß sie irgend einen wichtigen Theil einer Anlage ohne steinerne Substruction gelassen haben sollte. Und wozu auch dieß Proscenium? Hatte die antike Bühne für ihre Zwecke nicht Raum genug, so lag nichts näher, als sie ein für allemal tiefer zu bauen. Aber das Bedürfniß war in der That nicht vorhanden; nur wurde es auch nicht überschritten. Das rechte Maß, das wir Neuern aus hundert Nebenrücksichten so oft überschreiten, ist Wesen und Seele der antiken Architektur, und wir fanden es auch hier weislich innegehalten. Das pompejanische Theater hat von der Rückwand der Scene bis an den vorderen Rand des (überdeckten und also benutzbaren) Vorhangbehälters eine Tiefe von 12, von der in einer Nische befindlichen Hauptthür an gerechnet eine Tiefe von 14 Schritt: ausreichend für alle scenischen Erforderniſſe und wahrscheinlich nach den Bedingungen der Akustik genau ermittelt. Man ist nämlich überrascht wahrzunehmen, daß jedes auf der Bühne auch ganz leichthin gesprochene Wort selbst auf den obersten Sitzreihen gut vernommen wird; hätte man den Resonanzboden, den die Scenenwand bildet, tiefer zurückgelegt, so würde die Akustik wahrscheinlich wesentlich beeinträchtigt worden sein. Zur Verstärkung des Schalles ist jedenfalls die sehr umfangreiche Nische bestimmt, in welcher auf den antiken Theatern die Hauptthür des Palastes angebracht ist; von den fabelhaften Schallgefäßen des Vitruv aber war nirgends eine Spur zu entdecken. Das kleinere Theater hat jene Nische nicht, aber es bedurfte ihrer auch nicht, weil es oben ganz geschlossen war. Daß die Stimme der Schauspieler durch die Maske hätte verstärkt werden müssen und daß eben zu diesem Zwecke die Masken wohl gar in Gebrauch genommen seien, ist gar nicht anzunehmen; das pompejanische Theater wenigstens hat eine bessere Akustik, als irgend ein modernes, das nur halb so viel Zuschauer faßt. Hätte freilich ein Theater der neueren Construction 5000 Plätze, so würde keine Stimme kräftig genug sein seine Räume zu durchdringen; aber ein antikes Theater für dieselbe Zahl ist noch gar nicht so außerordentlich groß, und vor Allem, der auf der Scene erzeugte, durch die Hinterwand zurückgeworfene Schall gleitet hier leicht und ungehindert nach allen Seiten an den Sitzplätzen empor. Der ganze Zuschauerraum bildet ja die Hälfte der für die Schallentwickelung so günstigen Trichterform.

Ich sagte, daß die Masken nicht den Zweck gehabt hätten, den Schall zu verstärken, und will darüber noch ein Wort hinzufügen. Leider hat sich

kein Exemplar weder der tragischen noch der komischen Maske erhalten, und wir kennen sie nur aus den Nachbildungen der Skulptur und der Malerei. Am lehrreichsten sind für den ganzen Gegenstand die Figuren maskirter Schauspieler in der Villa Albani zu Rom. An ihnen zeigt sich allerdings, daß die Mundöffnung der Maske einen schmalen nach Innen abgeschrägten Rand hat, mit welchem sie um den Mund herum fest aufsitzt; aber derselbe war durchaus nöthig, wenn der Ton überhaupt frei herauskommen sollte, und eine verstärkende Kraft hat er nicht. Aus einer modernen Redoutenmaske kann man nicht deutlich sprechen, weil der Ton sich darin fängt; soll man aus einer Maske herausreden können, so muß zunächst die Mundöffnung sehr weit ausgeschnitten sein, damit die Lippen freie Bewegung haben (und bei dem Südländer mit seiner mächtigen Mundaction viel weiter, als bei uns); sodann muß, damit der Schall nicht nach den Seiten sich hinter die Wandung verlieren und damit überhaupt die Maske sich nicht verschieben kann, ein Rand angebracht werden, der die ganze Mundpartie sicher umschließt. Nun erst kann der Schall so frei heraus, wie beim gewöhnlichen Sprechen; der Rand verstärkt ihn nicht, sondern er beseitigt nur die Hindernisse, welche die aus welchen Gründen immer angelegte Maske dem Ausströmen desselben bereiten konnte. Mußten doch auch die Redner, welche so oft von derselben Stelle zum Volke sprachen, auf welcher die Schauspieler agirten, ohne Maske reden.

Von den Apparaten des Theaters ist nichts mehr erhalten; es fehlen auch die Fundamentsteine, welche die Zapfen der drehbaren Coulissenprismen aufzunehmen bestimmt waren. Die Rampe dagegen, die man auch bei andern Theatern hinter der Hauptthür der Scene bemerkt hat, ist auch hier noch vorhanden. Sie diente dazu, dem Helden mit seinem Gefolge einen anständigen Auftritt zu verschaffen. Gefunden sind noch im Zuschauerraum einige Tesserae, Eintrittsmarken, darunter eine mit dem Namen des Aeschylos. Ist es auch wahrscheinlicher, daß dieser Name auf einen Cuneus (eine der Rangabtheilungen) als auf die Vorstellung des Abends zu deuten ist, so beweist sein Vorkommen doch so viel, daß Aeschylos diesem Theater nicht fremd war. Damit wäre denn gleich die höchste Linie seiner Leistungen bezeichnet. Für das kleinere Theater werden wir uns die Lustspiele des Plautus, Terenz, Verginius und Anderer, die Atellanen mit der stehenden Figur des Maccus, des antiken Hanswurst, und allerhand Pantomimen und Schnurren zu denken haben.

Daß der Römer der sinkenden Zeiten für den ästhetischen Genuß sich abgestumpft hatte und ihm die pathologischen blutigen Schauderscenen vorzog, ist bekannt genug. Auch von dieser Decadence des öffentlichen Geistes ist ein

Denkmal erhalten in der Gladiatorencaserne, die sich unmittelbar neben den Theatern befindet und mit ihnen in Verbindung steht. Sie war für 60 Gladiatoren eingerichtet, deren Cellen um einen großen Portikus herumliegen, der mit dem sehr umfangreichen Hofe zu den Uebungen gedient haben wird. Man fand hier mehrere Armaturstücke und einige Skelette mit Fesseln. Dem mit Reliefs geschmückten Grabe der Gladiatoren waren wir schon in der Gräberstraße begegnet.

Als man kürzlich auf dem Hofe der Caserne, welcher jetzt die Wohnungen der Wächter Pompeji's enthält, einen Brunnen grub, traf man in ziemlicher Tiefe auf — ein altes Lavapflaster. Welch' eine Perspective eröffnet sich da! Diese Stadt, deren Ruinen uns von dem Leben und den Sitten einer Generation erzählen, die vor achtzehn Jahrhunderten war, wurde über dem Grabe einer anderen erbaut, deren Namen Niemand mehr wußte, als sie selbst unter Gluth und Asche dahinsank. In welche Perioden geschichtlichen Lebens werden wir eingeführt werden, wenn wir einst unter der alten Stadt nach der älteren graben!

Das lebhafteste Interesse trieb uns jetzt, die Trümmer des Isistempels aufzusuchen, die unmittelbar hinter dem größeren Theater liegen. Von der Stabianer Straße eintretend befindet man sich in einem Peristyl von 25 Säulen, welcher zwei Gebäude und mehrere Altäre einfaßt. Zu dem Hauptbau in der Mitte, einem kleinen Tempel mit einer Vorhalle von sechs Säulen, gelangt man über sieben Stufen; er hat hinter der Cella noch ein kleines Gemach abgetheilt, in welchem man ein Gerippe neben den Resten eines Gastmahles fand. Der andere Bau, in einem Winkel der Säulenstellung, enthält nichts als eine schmale unten verschüttete Treppe, die zu einem Brunnen hinabgeführt zu haben scheint. Auf den Hof selbst münden von der einen Seite, unmittelbar an das Theater anstoßend, einige Zimmer, die sich als Priesterwohnungen zu erkennen geben, von der andern zwei größere Räume, die sich nicht näher charakterisiren. Die ganze Anlage ist schon baulich höchst interessant, weil sie in den namentlich am kleineren Hause erhaltenen ursprünglich auf blauen Grund gesetzten Stuckverzierungen und den aufgemauerten mit Stuck überzogenen korinthischen Säulen vollkommen den Scheinstyl der Kaiserzeit repräsentirt; ein ganz besonderes historisches Interesse hat sie aber darin, daß hier der eigentliche Modecultus jener Periode geübt wurde, in welcher das Christenthum in die Welt trat. Daß dieß in der That ein Isistempel war, leidet gar keinen Zweifel; es beweisen das die (zertrümmerten) Statuen der Isis und des Harpokrates, die man hier mit denen des Bacchus, des Priap und der Venus gefunden, die Darstellungen des Ibis, der Lotosblume und des Hippopotamus an den Wänden, einige

Hieroglyphentafeln und die Sistra (metallene Instrumente zum Klirren), die neben den mit Opferresten bedeckten Altären lagen; das beweist endlich unzweideutig folgende Inschrift, die sich erhalten hat: „Numerius Popidius Celsinus, Sohn des Numerius, hat den durch ein Erdbeben eingestürzten Tempel der Isis von Grund aus auf eigene Kosten wieder hergestellt; die Decurionen haben ihn wegen seiner Freigebigkeit, als er sechs Jahr alt war, kostenfrei ihrem Collegium zugewählt." Außer der Thatsache, auf welche es hier ankommt, beweist diese Inschrift, beiläufig, noch zweierlei: zunächst das hohe Ansehn, in welchem der Isisdienst bei den Pompejanern stand, sodann daß diese an dem Nepotismus und der politischen Entartung der Zeit durchaus Antheil nahmen, denn nicht nur daß sie einem sechsjährigen Burschen dafür, daß sein Vormund einen Tempel von seinem Vermögen baute, die höchste Würde verliehen, sondern sie machten dieß auch noch zur Nacheiferung auf eindringliche Weise bekannt.

Angesichts dieses merkwürdigen Heiligthums erinnerten wir uns nun lebhaft der religiösen Zustände jener dem Christenthum voraufgehenden und seinen Anfängen gleichzeitigen Periode, welche man wohl als die der Göttermischung bezeichnet hat. Die Völker, von ihren eigenen heiligen Traditionen innerlich nicht mehr festgehalten, führten damals begierig eine Reihe fremdartiger Dienste bei sich ein, die sie durch Krieg und Handel bei Feinden und Nachbarn kennen gelernt hatten, und wenn zwar die Besorgung der alten Staatsheiligthümer aufrecht erhalten wurde, so gehörte doch das eigentliche Interesse, sei es des wirklichen Glaubens, sei es der Mode, unzweifelhaft den neuen Göttern. In Rom begann diese Einwanderung der Götter im J. 290 v. Chr. Damals wurde, wie Livius erzählt, nach einer Pest, die einige Jahre vorher gewüthet hatte, auf Anrathen der sibyllinischen Bücher der Heilgott Aesculapius mit seiner Tempelschlange von Epidaurus geholt und ihm auf der Tiberinsel ein Heiligthum bereitet. Dann folgten die Cybele oder Cybebe aus Phrygien, die große syrische Göttin, Isis und Osiris mit ihrem Harpokrates und Serapis aus Aegypten, Mithras aus Persien und Andere; sie wurden begleitet durch eine große Zahl von Wahrsagern und Astrologen aus Phrygien, Syrien, Armenien, Indien, Judäa, Aegypten. Diejenigen, denen die Aufrechterhaltung der alten Sitte am Herzen lag, leisteten diesen göttlichen und priesterlichen Fremdlingen zwar ernstlichen Widerstand, indem sie es wiederholt zu einer öffentlichen Verurtheilung namentlich der ägyptischen Culte brachten; aber nicht lange, so wurden die niedergerissenen Tempel auch auf öffentliche Kosten wieder aufgebaut, und die Mitglieder der kaiserlichen Familien gingen dann selbst mit dem Beispiele des Eklekticismus voran. Germanicus, Agrippina, Vespasian bevorzugten die ägyptischen Gottheiten, Nero

verehrte allein die Dea Syria — was ihn nicht abhielt, sie gelegentlich zu beschimpfen — Aurelius, als er gegen die Markomannen ziehen wollte, ließ die Priester aller fremden Culte zum Beten zusammenkommen, Commodus hielt sich an Isis und Mithras, Severus an den Serapis, Caracalla an die Isis, und Heliogabalus, der schon Priester des syrischen Cultus war, aspirirte auch auf die Priesterschaft bei Juden, Samaritanern und Christen. Wie sich das religiöse Leben einer vornehmen Dame in den letzten Decennien des ersten Jahrhunderts gestaltete, davon giebt Juvenal in seiner sechsten Satire ein sehr anschauliches Bild. Die Scene ist das Boudoir der Dame.

Sieh, es erscheint der Chor Cybebes, oder Bellonas
Priestereunuchengefolg, und voran tritt ihr würdiger Obmann.
Großes verkündet er heut: der September sei nah und der Südwind,
Beide voll schwerer Gefahr, wofern nicht erkleckliche Sühnung
(Hundert Eier vielleicht) die Dame bereite, sodann auch
Dunkelrothe Gewänder dem Tempel gebe, für jede
Plötzliche Krise des Jahrs eine schmerzabfangende Leitung.
Folgsam ist sie durchaus: in den Tiber hinein durch ein Eisloch
Steigt sie frühmorgens, das Haupt, das geängstete, dreimal zu netzen,
Und mit geschundenem Knie barfüßig umkriecht sie das Marsfeld.
Ja, wenn es Isis gebeut, die schimmernde, wird sie Aegyptens
Aeußersten Grenzen sich nahn, um von Meroës Wasser dem Tempel
Heilige Spende zu weihn, der am alten Schafstall erbaut ist;
Denn sie glaubt es ja fest, daß die Göttin selbst sie ermahne:
Das ist der gläubige Sinn, dem zur Nacht erscheinen — die Götter.

Größeste Ehre verdient natürlich der würdige Glatzkopf,
Der das geschorene Volk der plärrenden Priester hereinführt,
Alle in Leinen gehüllt, der verschmitzte Spötter Anubis;
Denn das ist ja der Mann, der Verzeihung erwirket, so oft sich
An dem verbotenen Tage der Liebe weihet die Gattin
Und das Gelübde nicht hält, und so oft die silberne Schlange
Warnend schüttelt das Haupt. Dann sind es die Thränen des Priesters,
Ist's seiner Sprüche Gewalt, die der Sünde Verzeihung herbeiführt —
Hat nur Osiris die Gans und den knusprigen Kuchen erhalten.

Kaum räumt dieser den Platz und herein tritt die wackelnde Jüdin —
Draußen läßt sie den Korb — und flüstert ihr hohes Geheimniß
Leise der Dame in's Ohr; sie versteht sich auf Zions Gesetze,
Botin ist sie des Himmels, prophezeit an jeglicher Hecke.
Münze erhält auch sie, aber spärlich; verkauft doch der Jude
Allerlei Träume, wie du sie verlangst, für lumpiges Kleingeld.

Jetzt in der Reihe erscheint ein commagenischer Deuter
Oder vielleicht ein armenischer Mann: aus der Lunge des Täubchens,

Warm aus dem Leibe gerissen, verheißt er ihr einen Verehrer
Oder das Testament eines Reichen, der kinderlos abstirbt.
Hühnchen und Hündchen durchforscht er, ja selbst eines Kindleins Gekröse,
Alles für ihren Bedarf, und die Dame wird thun, was er angiebt.

Größeren Glauben noch hat der Chaldäer, der Deuter der Sterne;
Was ihm entströmt, das ist aus der Quelle des Ammon geschöpfet,
Wo die Verkündigung quillt, seit die delphischen Sprüche verstummt sind.

— — — — — — — — — —

Diesen forschet sie aus, wann die Mutter erliege der Gelbsucht,
(Erst jedoch fragt um dich deine Tanaquil, liebender Gatte!)
Wann sie die Schwester begräbt und den Oheim; nur um den Geliebten
Ist sie natürlich besorgt, ob ihm längeres Leben bescheert sei —
Was auch könnten die Götter, die ewigen, Bessres gewähren?

Doch was sie fragt und forscht, sie weiß doch wenigstens selbst nicht,
Was von dem Stern des Saturn ihr bevorsteht, oder ob Venus
Glücklicher Conjunction sich erfreut und ob Schaden ein Monat,
Ob er Gewinn ihr verheißt. Doch weit entfliehe Du Jener,
Die mit Tabellen sich trägt, mit astrologischen Tafeln,
Abgegriffen und blank und zu fühlen wie fettiger Bernstein;
Die den Propheten nicht sucht, weil sie selbst der Verkündigung voll ist;
Die mit dem Gatten nicht fährt, wenn er fortreis't oder zurückwill,
Weil es die Zahlen Thrasylls, die bedenklichen, grade verbieten;
Die ihre Bücher befragt zur Spazierfahrt; die, wenn das Auge,
Das sie gerieben, ihr zuckt, bei den Sternen die Salbe erforschet;
Die, wenn sie krank liegt, nur sich ernährt nach dem Buch Petosyris.

— — — — — — — — — —

Solche vornehme Büßerinnen sahen wir nun im Geiste von der Stabianer Straße her eintreten, sich im Purgatorium (wie es Overbeck richtig genannt hat) waschen, ein wenig kasteien und einem der priesterlichen Kahlköpfe, die genau wie Camaldulenser aussahen, die nöthige Sühnung einhändigen. Nun ergreifen sie ein Sistrum und stellen sich auf, um an der Frühmesse Theil zu nehmen, die eben vor dem Sanctuarium beginnt. Weihrauchdunst wallt empor, Flöten tönen, Sistern erklingen und der Hymnode stimmt einen Gesang an, in den die Uebrigen einfallen. Dann agirt der Priester in symbolischem Gebärdenspiel die Geschichte der Isis, und nachdem noch einzelne Büßer vorgetreten sind, um in besonderer Angelegenheit zu beten und zu opfern, wird die Versammlung mit den Worten „Entlassung dem Volke" verabschiedet. Wenn sie zu den eifrigsten Verehrerinnen der Isis gehören, werden sich die Damen etwa um 4 Uhr Nachmittags (die Zeit wird der Göttin nach dem Stande der Sonne stets besonders angezeigt) zur Vesper wieder einstellen. Im Museum sahen wir ein in Herculanum

gefundenes (öfter publicirtes) Bild, welches diese Vesper darstellt. Da steht die Gemeinde in zwei Reihen vor den Stufen des Tempels, auf deren oberster der Priester eben die Elevation vollzieht. Schultern, Arme und Hände mit einem Ueberwurfe bedeckt, wie der katholische Geistliche die Monstranz zeigt, so erhebt er den heiligen Krug, der mit Nilwasser, dem Symbole des Osiris, gefüllt ist. Alles rasselt mit den Sistren und singt unter Führung zweier Hymnoden, die einen langen Stab oder dergleichen in der Hand haben. Vorn am Altar, von welchem unter den Händen eines Priesters Rauch emporsteigt, kniet in ekstatischer Stellung eine Frau, hinter ihr steht, ihrem Gebete assistirend, ein Mann mit dem Nilschlüssel, dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit und der göttlichen Macht. Einige Ibisse, die vorn herumsteigen, einige Palmen, die neben dem Sanctuarium über Sphinxbildern emporragen, vollenden die Fremdartigkeit der ganzen Scene.

Zwischen dem Früh= und Abendgottesdienst werden die Priester mit Orakelsprechen beschäftigt gewesen sein, und Nachts erschienen neue Gäste. Solche Frauen nämlich, die für sich oder einen ihrer Theuern den besonders dringenden Wunsch der Heilung oder Rettung aus Gefahr hatten, fanden hier (jedenfalls in den auf die Rückseite des Tempels mündenden beiden größeren Gemächern) geweihete Betten, in denen sie schliefen, um die Eingebungen der Göttin zu erwarten. Zahlreiche Votivbilder und nachgebildete Glieder bezeugten den Heilsverlangenden, wie oft hier geholfen worden war. Daß man sich hier auch zum Wohle eines entfernten Dritten mit Gelübden verband, lehrt eine Elegie des (etwa im J. 59 v. Chr. geborenen) Dichters Tibull, der dem Valerius Messalla Corvinus gen Aquitanien nachgezogen, aber krank in Corcyra liegen geblieben war. In folgenden Stoßseufzern bestürmt er die Göttin und die Geliebte (deren paukenhaften Namen „Plautia" der zartfühlende Mann durch den flötenweichen der der Delia ersetzt):

Was hilft Isis mir jetzt, o Delia, oder was hilft es,
  Daß für den Freund du so oft schwangest das klirrende Erz?
Oder daß du zum Opfer mit heiligem Bad dich bereitet
  Und im geweiheten Bett (Dank Dir!) einsam geruht?
Jetzt steh', Göttin, mir bei, nur jetzt! Es künden die Bilder,
  Die dir im Tempel gereiht, daß du zu heilen vermagst.
Schaffe, daß Delia dir die gelobten Gesänge entrichtend
  Vor der heiligen Thür sitze im Linnengewand
Und mit entfesseltem Haar zu zweien Malen des Tages
  Stimme im pharischen Chor festliche Hymnen dir an.

Dieses Bild der jungen Poetenbraut, die für den fernen Freund büßt und opfert und singt, ließen wir heute als das letzte vor unseren Augen vorüberziehen.

9. December.

Daß der Isiscultus — ich kann mich nicht enthalten Euch noch einige Gedanken über die historische Stellung desselben vorzulegen — daß der Isiscultus weder durch Zufall noch durch Willkür noch durch bloße Neuerungssucht in den Zusammenhang der abendländisch-polytheistischen Religionen hineinkam, versteht sich von selbst, und sieht man sich die Gestalt der Isis wie die des neben ihr eingeführten Serapis genauer an, so wird man auch finden, daß beide mit den Göttern und Göttinnen, in deren Reihe sie eintreten, durchaus nicht auf gleicher Rangstufe stehen. Es fällt schon sehr auf, daß, während jeder der alten Götter durch ein sicher zu umgrenzendes Gebiet seiner Thätigkeit und seines Einflusses eine deutliche und feste Charakteristik hat, diese neuen Gottheiten nach allen Seiten hinübergreifen und mit den Namen fast aller übrigen sich schmücken; daß sie eine bis dahin unerhörte Macht repräsentiren. Im Serapis erkannte man nach dem Zeugnisse des Diodor, des Statius und Anderer den Zeus, Aeskulap, Pluto und Osiris, den Osiris aber identificirte man wieder mit dem Dionysos. Die Isis wurde mit der Venus, Minerva, Diana, Ceres oder Proserpina, mit der Hekate, Bellona, Dea Syria und mit der Cybele für Eins gehalten; die Cybele wiederum galt für die Mylitta der Babylonier, die Astarte der Phönicier, die Anaïtis der Medier, Cappadocier und Armenier. Ich möchte nicht glauben, daß man jede einzelne dieser Göttinnen für vollkommen identisch mit der Isis hielt, sondern man fand, daß sich in deren umfassenderem Wesen die Eigenthümlichkeiten der übrigen vereinigten; daß sie die eigentliche Himmelskönigin sei, die sich an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen mehr oder minder vollkommen, am vollkommensten aber in Aegypten, geoffenbart habe. Den Ausdruck „Himmelskönigin" gebrauche ich nicht willkürlich; er findet sich in den Metamorphosen des Apulejus (der in den zwanziger Jahren des zweiten Jahrhunderts geboren wurde), und eben dort giebt Isis selbst die ganze Reihe von Namen an, unter denen sie verehrt werde. Der unglückliche in einen Esel verwandelte Lucius bittet nämlich die Himmelskönigin, von der er nicht weiß, ob er sie als Ceres, Venus oder Proserpina anzurufen habe, ihn zu enteseln und der Menschheit und dem Glücke zurückzugeben. Da erscheint ihm ein himmlisches Wesen, welches folgendermaßen zu ihm redet: „Gerührt durch deine Bitten, Lucius, komme ich, die Allmutter der Dinge, die Herrin aller Elemente, die Erstgeborene der Jahrhunderte, die höchste der Gottheiten, Königin der Manen, Erste der Himmlischen, die eingestaltige Erscheinung aller Götter und Göttinnen, die ich die lichterreichen Höhen des Himmels, des Meeres heilsame Winde und

die beweinten stillen Tiefen der Unteren durch meine Winke beherrsche; deren einiges Wesen unter verschiedener Gestalt, unter mannichfaltigen Gebräuchen und wechselndem Namen der ganze Erdkreis verehrt. Dort nennen mich die alten Phryger die pessinuntische Göttermutter, hier die eingeborenen Attiker die cekropische Minerva, da die wandernden Cyprier die paphische Venus, die pfeiltragenden Kreter die dictynnische Diana, die dreisprachigen Sikuler die stygische Proserpina, die Eleusinier die alte Göttin Ceres, die Einen Juno, Andre Bellona, Hekate, Rhamnusia, und die Aethioper, die von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen werden, und die Arier und die Aegypter, reich an alter Weisheit, die mich mit den mir zukommenden Gebräuchen verehren, nennen mich mit meinem wahren Namen Königin Isis: — siehe ich bin da, voll Erbarmen für dein Schicksal, hold und gnädig, laß nun dein Weinen und dein Klagen und stille die Trauer ...."

Wie fremdartig sich diese Gestalt neben den Göttern und Göttinnen des alten polytheistischen Glaubens ausnimmt! Man fühlt sogleich, daß sie, wenn schon ursprünglich in der Symbolisirung eines Naturvorganges entstanden, doch jetzt ein großes und umfassendes Princip repräsentire. Und damit ist ein ganz neues Element in die polytheistische Religion eingetreten, die es ihrem Wesen nach nur mit Unterschieden, nicht mit Principien zu thun hatte. Die alten Götter waren anfänglich nur Verkörperungen von Naturmächten und natürlichen Processen gewesen, allmählich aber durch poetische Uebertragung zugleich zu geistigsittlichen Mächten geworden, ohne doch ihre erste Bedeutung aufzugeben. So war Zeus, der Gott des Aethers, des Alles umfassenden und überwölbenden Himmels, zugleich der Alleswissende und die menschlichen Ordnungen schirmende Gott und nach dem umfassenden Wesen dessen, was er im Reiche der Natur bedeutete, der König der andern Götter und der Menschen, als solcher der Begründer des Königthums und aller Macht auf Erden. Diese Idee specialisirt und verzweigt sich dann im Laufe der Zeit weiter und weiter: Zeus wird Schirmherr des Staates und seiner einzelnen Institute, des Eides, des Familien- und des Gastrechts, und diese besonderen Functionen werden durch besondere Beinamen des einen höchsten Wesens bezeichnet. Ja einzelne seiner Eigenschaften lösen sich als besondere Personificationen von ihm ab; so gestaltet sich die praktische, besonders die politische Klugheit als Minerva, hauptgeborene Tochter des Zeus. Apollo ist der Gott des Lichtes, aber er verbreitet zugleich einen goldenen Schein über das gesellige Leben der Menschen; was irgend dieß Dasein zu veredeln, zu erheitern und zu verschönern vermag, das steht unter seinem Schutze, das kommt von ihm. In dieser Weise sind alle Thätigkeiten des natürlichen und gesellschaftlichen Lebens unter einen Kreis von Göttern vertheilt, die

ihre Einheit in der Oberherrschaft des Zeus haben. Wie sie ihre Rechte und Ansprüche gegen einander ausgleichen, so soll auch der Mensch vor aller Einseitigkeit sich bewahren; indem er den einen Gott ehrt, darf er den andern nicht verletzen, indem er die eine Pflicht übt, darf er die andre nicht vernachlässigen. Thut er es aber, so sind Themis, Dike nnd Nemesis, die Genossinnen des Zeus, bereit seine Ueberschreitung zu rächen. Das Innehalten des rechten Maßes bei voller unreflectirter Hingabe an das Leben, das ist die antike, die polytheistische Religiosität. Sie athmet durchweg Heiterkeit und Vertrauen; der Mensch fühlt sich keiner ihm feindseligen oder fremdartigen Macht gegenüber; seine Götter verstehen sich auf die menschliche Art zu denken und zu fühlen; sie kämpfen, hassen, lieben, ja sie sündigen wie er selbst.

Aber schon früh kündigt sich doch auch in der wunderbaren Idee, daß die Götter auf das Menschenglück neidisch seien, das Gefühl von einer feindseligen Macht an, die auf das menschliche Leben Einfluß habe und die auf irgend eine Weise versöhnt werden müsse. Dieses Gefühl verstärkt sich in Zeiten, die das ruhige Glück einer eingeengten nationalen Existenz durch Wanderung, Krieg und Zerstörung aller Art vernichten und die Reflexion auf das menschliche Elend und die Räthsel des Lebens leiten; der Mensch verliert das Gleichgewicht der Stimmung und schwankt zwischen höchster Freude und tiefstem Schmerze hin und her. Auch für diese neue Art zu empfinden sucht er seine Gegenbilder im Bereiche der göttlichen Gestalten, und es treten nun zwei Gottheiten in den Vordergrund, deren Mythus seinen Sinn eben in dem jähen Wechsel von Schmerz zu Freude, von Freude zu Schmerz hat. Die alten Götterbilder verblassen neben denen des Dionysos und der Demeter, die nie zu den Olympiern gehört haben; ihre Geschichte, die voll des bittersten Leides ist und doch die Hoffnung auf Wiederherstellung bestätigt, giebt jetzt den Menschen ein wahreres Bild von den Zuständen der menschlichen Seele, als die der alten Götter, die zwar einen bunten Wechsel von Abenteuern, aber keinen tiefempfundenen Gegensatz bietet. Die leidende Menschheit verlangt einen leidenden Gott, der sein Leiden überwindet und zur Freude zurückkehrt; der aus dem Reiche der Schatten — dieß spricht sich besonders im Mythus der Demeter und Proserpina so deutlich aus — wieder zum Lichte empordringt. Dieses Reich der Unteren, in welchem sich alle Räthsel des Lebens lösen sollen, der älteren Religion von geringer Bedeutung, wird jetzt ein Gegenstand innigster Sorge; durch Weihungen, Sühnungen, Enthaltungen, allerhand geheimnißvolle Gebräuche sucht man seine geheimnißvolle Macht zu versöhnen. Unter den neuen Vorstellungen verliert das ganze Handeln seine Naivetät und Kindlich-

keit; es behaftet sich mit der beständigen Rücksicht auf eine dem Menschenthum feindselige Gewalt; es verfällt dem Gegensatze von Gut und Böse, und die Uebung der guten Werke kommt auf. Die ganze Weltanschauung ist dualistisch geworden; der Mensch weiß sich in die Mitte gestellt zwischen zwei mit einander kämpfende Reiche.

So etwa war das religiöse Verhalten der griechischen Menschheit, als Alexander sie mit der orientalischen durcheinander schüttelte. In Alexandria, der Welthauptstadt, begegneten sich die Völker durch ihre Kaufleute, ihre Gelehrten, ihre Priester, und hier kam den religiösen Anschauungen, wie sie sich allmählich zum Dualismus herangebildet hatten, ein Cultus entgegen, der von Vorn herein auf den Gegensatz des guten und des bösen Princips gestellt war und der in uralten und darum schon als ehrwürdig angestaunten Gebräuchen und Symbolen die Ideen für alle Welt darstellte, welche in der Dionysos- und Demeter-Religion in ihrer tiefsten Bedeutung doch nur von den Eingeweihten verstanden worden waren. Dazu kam, daß in diesem Isismythus sich das Princip des Guten wieder in zwei Formen, als männlich und weiblich, darstellte und daß die Göttin, während sie in ihrem allgemeinen Charakter sich mit Demeter und Persephone verwandt zeigte, als Verkörperung des schöpferisch weiblichen Princips für die Liebesgöttinnen eintreten konnte. Während sie somit die eigentliche Göttin der Frauenwelt zu werden geeignet war, wurde sie als Verkörperung des feuchten Elementes (des eigentlichen Elementes der Liebesgöttin) zugleich die Schirmherrin des Meeres und Derer, die es befuhren; in ihrer Beziehung auf die Unterwelt aber wurde sie wie Serapis, der Gott der abgeschiedenen Seelen, für das Heilwesen wichtig, denn aus dem dunklen Schooße der ewig zeugenden Erde kommen die Kräfte der Heilung und Verjüngung. Damit aber hatte sie so ziemlich Alles in ihrer Gewalt, was die meisten Menschen von ihren Göttern begehren und stets begehren werden: Wohlsein des Körpers, Glück im Handel und Wandel, Segen der Liebe und nach dieser Zeitlichkeit ein günstiges Schicksal. Diese Religion mit Isis, Osiris und dem Kinde Orus (Harpokrates) auf der einen, dem bösen Typhon auf der anderen Seite bot indessen den ernsthaften und denkenden Geistern jedenfalls so viel Befriedigung als den oberflächlichen und gedankenlosen Naturen, für welche der Gottesdienst ein Abmachen, eine Modesache oder eine abergläubisch gesuchte Hilfe gegen allerhand Leibesnoth ist. Man wird in jener von Juvenal verspotteten Dame nicht gerade den allgemeinen Typus der Isisverehrerinnen und Verehrer suchen dürfen; man wird annehmen müssen, daß sich in den zahlreichen Iseen und Serapeen, die sich bald in allen Städten der Mittelmeer-Küsten erhoben, eine ebenso gemischte Gemeinde zusammen fand,

wie sie nur heute in Notre-Dame gefunden werden mag. Zu allen Zeiten wird eine unendliche Verschiedenheit in der Art und Weise stattfinden, wie die Einzelnen sich dem guten Principe zu verbinden, das böse von sich zu entfernen und ohnmächtig zu machen suchen. Den Meisten wird das gute stets nur das angenehme Princip sein, aus welchem weniger für die Seele, als für den lieben Leib allerhand Vortheile fließen, und sie werden diese wohlthuende Macht auf jede Weise sich zu verpflichten und in ihren Dienst zu bringen suchen: um einen Leibesschaden zu curiren, eine gute Seefahrt zu haben, aus einer Gefahr zu entkommen, einen großen Gewinn zu thun, Brod zu erhalten, werden sie Gelübde thun, eine Anzahl Gebete verrichten, Stiftungen machen, fasten, auf Knieen rutschen, mit Sistren klappern und wie sonst diese rein äußerlichen Leistungen sich im Laufe der Zeit variiren mögen, und um ihretwillen jeden Augenblick eine wunderbare Unterbrechung des Naturlaufs verlangen. Wer seiner Sprache nicht gehörig vertraut, der bildet das Glied, das er geheilt haben will, in Thon oder Wachs nach und hängt es im Tempel der Gottheit zur unausweichlichen Mahnung oder wenn es geheilt ist, als Dankeszeichen auf; solche Votivglieder fand man in den Iseen, solche findet man noch heute in allen Wallfahrtscapellen. Es bleibt immer dasselbe. Ernsthaftere Naturen, denen es mehr um ein glückliches Loos im Jenseits, als um die Freuden des Diesseits zu thun ist, greifen sich härter an; in grenzenloser Furcht strafen sie ihr Fleisch durch bittere Askese, durch härteste Entbehrungen; aber auch ihnen ist das gute Princip noch nicht das gute im eigentlichen und geistigen Sinne. Während die Ersten kleine irdische Unbequemlichkeiten über sich nehmen, um große irdische Freuden dafür von ihrer Gottheit einzutauschen, geben diese das ganze unscheinbare Glück des Diesseits daran, um dafür im Jenseits die Fülle der Seligkeit zu haben. Nur Wenige endlich zu allen Zeiten haben die Einsicht gehabt, daß es sich nicht um ein äußeres Gewinnen der Gottheit, noch um ein äußeres Abwehren des bösen Feindes handle; daß die gute Macht oder die Macht des Guten weder durch leibliche Enthaltungen angesprochen werde, noch durch Unterbrechungen des natürlichen Laufs der Dinge sich gegen uns äußere; daß endlich das böse Princip nirgends zu finden sei, als in der Selbstsucht und Thierheit des Menschen selbst.

In der Allgemeinheit dieser letzteren Bemerkungen habe ich schon auf spätere Zeiten vordeutend übergriffen, und in der That glaube ich, daß man hier von sehr innigen Zusammenhängen reden darf. Weil an der Religion alle Bildungsstufen den gleichen activen Antheil haben, so ist die Form, an welcher der Sinn der Massen hängt, hier von der größesten Wichtigkeit; sie besteht, getragen durch uraltes Herkommen und alte Ideen symbolisirend,

gegen alle neueindringenden weiter, und der neue Wein muß sich immer in alte Schläuche fassen lassen. Das Christenthum mußte in die Formen des Heidenthums eingehen, wenn es zur Wirksamkeit gelangen wollte; ja selbst wo es die alten Tempel zerstörte, mußte es die Gebräuche, die daran hafteten, in seine eigenen aufnehmen. Als Theodosius im J. 392 den großen Serapistempel zu Alexandria zerstören ließ, glaubten Priester und Volk, die Welt werde in ihr Chaos zurücksinken, mindestens die regelmäßige Nilüberschwemmung, die Serapis bewachte, ein Ende nehmen. Aber siehe da, die Wogen des Nils stiegen in diesem Jahre höher denn je, der neue Gott hatte sich herrlich bewährt und vollen Anspruch, in die Erbschaft des Serapis einzutreten. Man stellte jetzt am Altare Christi das Nilmaß auf, das man sonst in den Tempel des Serapis zu tragen pflegte, und das Volk war zufrieden. Auch die Priester erkannten nun, daß zwischen dem alten und dem neuen Gott eine nahe Beziehung und Verwandtschaft bestehe; denn unter den Hieroglyphen, mit denen die Wände des Tempels bedeckt wären, käme häufig ein Zeichen in der Gestalt des Kreuzes vor und es bedeute „das zukünftige Leben". Unter diesem sei nur Christus zu verstehen. Theodosius aber dankte mit aufgehobenen Händen, daß ein so alter Irrglaube ohne Zerstörung der Stadt habe ausgerottet werden können — als ob die Aegyptier in dem neuen Gotte etwas Anderes zu erblicken im Stande gewesen wären als ihren alten fürsorglichen Serapis; als ob des Kaisers eigene Gottesvorstellung so viel reiner gewesen wäre, als die der Serapisdiener! Die Menge brauchte einen heilkräftigen, wunderthätigen Gott und einen Besieger der Unterwelt: als solcher mußte sich Christus ihr darstellen oder ihr dargestellt werden. Ja, ich möchte fast glauben, daß sich dieser Trieb, das Neue mit dem Alten zu identificiren, bis auf die leibliche Erscheinung erstreckte und daß die Künstler das Bild ihres bärtigen Christus bewußt oder unbewußt grade dem Serapis nachbildeten, in dessen Gestalt der Typus des Pluto mit dem des Aeskulap sich vereinigt zeigt. Das Volk kommt nicht so schnell über sich und seine Vergangenheit hinaus. Die Deutschen, als Christus ihnen gepredigt wurde, konnten ihn sich auch nur nach ihrer Weise vorstellen, als einen mächtigen Gefolgsherrn, dem sie im Kampfe gegen Hölle und Teufel Pflicht zu leisten hätten.

Was nun im Besondern die Isis betrifft, von der ich ausging, so ist von Vorn herein anzunehmen, daß sie sich auch nach dem Siege des Christenthums im Herzen des Volkes eine Stätte bewahrt habe. Wie hätte dieses sich sollen eine Göttin nehmen lassen, an die es in allen großen und kleinen Nöthen des Lebens sich zu wenden gewöhnt war, deren Cultus obenein, wie wir durch Apulejus wissen, sich mit den heitersten Volksfesten verknüpft hatte?

Konnte und durfte es die alte Göttin nicht mehr feiern, so mußte es eine neue haben, die der früheren möglichst ähnlich sah und die wenigstens in die wichtigsten ihrer Functionen eintrat: diesem Bedürfnisse mußte die neue Religion, wie sehr dieß auch ihrem eigensten Charakter widerstreben mochte, nothwendigerweise entgegenkommen. Daß aus dem Cultus der Isis gewisse Eigenthümlichkeiten und Gebräuche in das neue Religionswesen übergingen, ist ganz unverkennbar: so das Ave Maria, die Elevation mit verhangenen Händen, die Entlassungsformel nach vollzogenem Amte, das weiße Priestergewand, die Tonsur der Mönche, die dann auch vom gesammten Clerus angenommen wurde, und vielleicht das Weihwasser. Ich möchte dahin auch den rasselnden Schellenkranz rechnen, vermittelst dessen die gottesdienstlichen Verrichtungen der Gemeinde geregelt werden; er vertritt das Sistrum. Einige andere Gebräuche, die ebenfalls aus dem heidnischen Cultus hinübergingen, die Gastmähler zu Ehren der Märtyrer, welche die Opferschmäuse ersetzten, das Anzünden des Weihrauchs und der Kerzen, brauchen nicht speciell dem Isisdienste entnommen zu sein, da sie auch in andern Gottesdiensten vorkommen. Aber ich glaube, daß nicht nur der Cultus, sondern daß auch die Göttin selbst in die neue Religion überging. Wenn man in der Umgebung eines wunderthätigen Marienbildes die zahlreichen Votivbilder betrachtet, die von wunderbaren Heilungen, Rettungen und von Erscheinungen der Maria berichten, die in Wachs geformten Votivglieder, die geopferten Kerzen, die rings auf der Brüstung brennen; wenn man aus den an den Schranken hängenden gedruckten Gebeten die Gebrechen erfährt, von denen Maria ihre Gläubigen erlös't; wenn man sich dann erinnert, wie ganz dieselben Anliegen früher vor den Altar der Isis gebracht und wie die Erhörungen, die Thaten der Göttin in derselben Weise gefeiert und verewigt wurden: so kann man sich nicht enthalten zu denken, daß die neue Gottesmutter in die Stelle der alten getreten ist. Wurde doch auch die alte ganz ähnlich wie die neue dargestellt, nämlich mit dem Kinde an der Brust. Was aber am meisten für die Identificirung beider Gestalten spricht, das ist der auffällige Umstand, daß Maria die ganz besondere Function einer Schirmherrin der Seefahrer ausübt. In jedem katholischen Hafen findet sich eine Maria de la Garde oder delle Grazie oder del Faro oder wie sie sonst bezeichnet werden mag, zu welcher die Seeleute und ihre Angehörigen um glückliche Fahrt und frohe Rückkehr beten; katholische Schiffer pflegen ein Marienbild als Amulet an sich zu tragen, und während sie selten oder nie ihre Gelübde an Gott oder Christus richten, stiften sie ihre Kerzen und Bilder stets in die Capelle der Maria. Was hat diese mit dem Meere zu thun? Sie selbst offenbar gar nichts; aber da Isis die Göttin der Schifffahrt war, wie denn jährlich

eine Procession singender blumenstreuender Jünglinge und Jungfrauen mit dem Bilde und den Insignien der Gottheit an's Meer zog, um ein geweihtes Schifflein den Wellen zu übergeben, so mußte Maria auch in dieses Amt eintreten, für welches sich in der Geschichte der einfachen armen Frau auch nicht der mindeste Anhalt findet. Ueberhaupt war die Kirche ja nicht von Vorn herein gemeint, die Mutter Christi zur Göttin zu erheben, und als dieß erst gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts erfolgte, geschah es gegen den ernstlichen Widerspruch der nestorianischen Partei, welche die Maria nur als Christusmutter, nicht als Gottesmntter verehrt wissen wollte. Diese Partei war doctrinär, sie verstand das Volk nicht. Das Volk, besonders das seefahrende, wußte von einer Himmelskönigin, die ihre menschenfreundliche Macht in tausend Wundern bewährt hatte; es wäre für jene Zeiten vollkommen vergeblich gewesen, dasselbe an eine andere höhere Instanz zu weisen, und so wurde Maria in ihre Stelle erhoben. Sie wird sich, wie Christus gegen den Serapis, natürlich erst durch stärkere Wunder gegen die alte Göttin haben rechtfertigen müssen. Beteten doch auch Heiden, die im Uebrigen Heiden blieben, zu solchen christlichen Heiligen, die sich durch gemeinnützige Wunderkraft auszeichneten, z. B. zur Agathe in Katania. Daß die Kirche dann beflissen war, die alten Reminiscenzen zu unterdrücken und allzu große Aehnlichkeiten zuzudecken, versteht sich von selbst. So hatte Epiphanius gegen eine weibliche Secte zu kämpfen, welche die Gottesmutter durch Darbringung von Brodkuchen verehrte; diese Kollyridianerinnen, wie sie genannt wurden, folgten offenbar nur einem alten, auch in jener Satire des Juvenal erwähnten Gebrauche des Isis- und Osiris-Cultus.

Eine Aehnlichkeit der auffälligsten Art hat die Kirche aber bestehen lassen müssen, nämlich in den schwarzen Muttergottesbildern. Ich wenigstens weiß sie nur als Nachahmungen der schwarzen Isisbilder aufzufassen, und schwerlich wird man sie aus dem Mißverständnisse späterer Maler erklären können, welche alte nachgedunkelte und gebräunte Marienbilder für authentische Portraits gehalten und den dunkeln Teint als den originalen gläubig nachgemalt haben sollen; denn zwischen einem nachgedunkelten und einem schwarzen Kopfe ist immer ein Unterschied. Ueberhaupt ist es mir wahrscheinlich, daß die Künstler bei ihren Darstellungen der Gottesmutter sich der Isis mit dem Kinde erinnerten. Wie die Maria, die in den alten Bildern immer so durchaus fremdartige mandelförmig geschnittene Augen hat, nie ohne das eigenthümliche Kopftuch erscheint, so ist von den alten Göttinnen die Isis die einzige, welche gemäß ihrer ägyptischen Abstammung das Haupt, wie auch die Arme bedeckt trägt, das Haupt mit einer Flügelhaube, die zu beiden Seiten auf die Schultern herabfällt. Das

Diadem, welches ihre Stirne ziert, ist bei der Maria durch die Krone ersetzt.

Grade durch solche Uebertragungen der alten Züge auf die neuen Gestalten hat es die Kirche zu ihrer ebenso umfassenden als tiefgehenden Gewalt gebracht. Sie wäre nie die katholische, das heißt die allgemeine, geworden, wenn sie nicht, mehr oder minder bewußt, den Instincten der Massen gefolgt wäre, wenn sie nicht das religiöse Leben, wie sie es nun einmal vorfand, in sich aufgenommen und mit ihren eigenen Anschauungen vermittelt hätte. Was sie Neues in die Welt brachte, das war nicht der Cultus, nicht dies und das Aeußerliche, das war die Liebe.

10. December.

Ein zweiter Besuch, den wir im Museum machten, hat uns über den Umfang unseres ersten Entdeckungszuges auch noch nicht weit hinausgeführt. Heute aber konnten wir uns, nachdem uns das erste Mal das menschlich Interessante zumeist beschäftigt hatte, der Betrachtung des künstlerisch Bedeutenden zuwenden. Es mag etwa ein Dutzend von Meisterwerken sein, welches die Glyptothek dieses Museums besonders auszeichnet und ihr einen Platz unter den ersten anweist. Die vornehmste Stelle erkannten wir der Psyche von Capua zu, von welcher leider nur der Oberkörper, aber ohne Arme, erhalten ist. Auch der Kopf ist über der Stirne abgeschnitten. Aber er zeigt wohl das lieblichste, unschuldigste und schönste Mädchenangesicht, das die antike Kunst je geschaffen. Man hat wahrgenommen, daß die griechischen Meister das Auge sehr tief zurücklegen, um den Glanz und das Leben des lebendigen durch das zarte Spiel des Helldunkels zu ersetzen: hier liegt es tiefer zurück, als ich es je gesehen, und während das Antlitz dadurch ungemein ausdrucksvoll und sprechend wird (auch der zartgeöffnete feine Mund wirkt dazu mit) gewinnt es durch dieß kleine Uebermaß zugleich den Zauber mädchenhafter Unerschlossenheit. Von ganz besonderem Reize ist die leicht geschwungene Linie der Nasenwurzel von der Stirn herab; eben durch diese Schwellung ist es bewirkt worden, daß das Auge so tief in Schatten zu liegen kam, ohne daß zugleich die Form der ganz eng und zart modellirten Wange hätte beeinträchtigt werden müssen. Der Kopf, nach Unten und nach Rechts blickend, steht auf einem edel geschwungenen ungemein graziös gebauten Halse von den feinsten Verhältnissen.

Irgend einem Späteren schien es, als dürfte der Ausdruck der Jugend, als dürfte das Knospenhafte der ganzen Erscheinung im Körper noch stärker zur Erscheinung kommen, und, während er Kopf nnd Hals zum Glück unberührt ließ, unternahm er es, die Brust zu überarbeiten und die rechte Hüfte ab-

zuflachen. Beneidenswerthes Selbstgefühl, dem dergleichen zu vollbringen möglich ist!

Für die Stellung, welche die Psyche eingenommen, giebt es einige unzweifelhafte Anhaltpunkte. Weil das Gewand die linke Schulter überragt, ohne auf die Brust herabzufallen, so muß die linke Hand dasselbe gehalten oder vielmehr gezogen haben, und dieser Zug mußte an den Falten über dem rechten Beine sichtbar werden. Die rechte Schulter ist etwas gesenkt und zurückgenommen: der rechte Arm ordnet also entweder das Gewand nach hinten zu oder biegt etwa einen Zweig zur Seite oder greift nach einem Schmetterling. Das rechte Bein endlich ist vorgesetzt und tritt wahrscheinlich etwas tiefer, als das linke. Eine würdige Aufgabe, nicht diese Psyche zu restauriren, aber eine andere nach diesen Motiven zu bilden!

In Betreff der Ausführung der Psyche ebenbürtig und glücklicher, weil sie nicht überarbeitet wurde, ist die berühmte Venus Kallipygos; aber sie steht durch die Absichtlichkeit ihrer Darstellung unendlich tiefer. Der (später aufgesetzte) Kopf ist von sehr sprechendem Ausdruck, aber dieser Ausdruck ist nicht gerade edel und sympatisch. An der ganzen Figur indessen kann man studiren, was lebensvolle Ausführung heißt. Das macht ja schließlich ein plastisches Kunstwerk: bei idealer Haltung und Formung des Ganzen die lebenswahre, belebte Bildung des Einzelnen, die feine Modellirung der Flächen und das von allen Gliedern sich mittheilende Gefühl, daß die äußere Hülle ein reiches Spiel von wirksamen Kräften in sich schließe. In diesem Sinne hat man es auch hier mit einem bedeutenden Kunstwerke zu thun.

Weit unter ihr steht in der eben angedeuteten Beziehung die Venus von Capua, eine Nachbildung derjenigen von Milo. Denkt man auch den später hinzugefügten langweiligen Amor und die in theatralischer Haltung angesetzten Arme ohne Weiteres hinweg, so bleibt doch eine weit weniger graziöse und weit unbelebtere Figur, als die des vortrefflichen Originales ist. Von bester Arbeit ist die Gruppe des Pan mit dem Hirtenjüngling, als Marsyas und Olymp bezeichnet. Die Erfindung der Pansgestalt ist nach meinen Begriffen eine widrige Ausartung griechischer Plastik, die hier vergaß, daß der bildenden Kunst nicht Alles erlaubt sei, was der redenden, — und so kann auch dieser Pan mit seinen unschönen Linien, seiner grobäußerlichen Mischung von Menschheit und Thierheit nicht wohl erfreuen. Aber von größester Schönheit sind die weichen erst halbentwickelten Formen des Jünglings, dessen Muskulatur dadurch, daß ihn der Pan ein wenig an sich zieht, in das lebendigste Spiel geräth. Liebenswürdig im Motiv, doch nicht bis zu voller Elasticität durchgebildet ist auch die Gruppe des Faun mit dem Bacchus, den er auf der Schulter trägt. Der Fauns-

und Silensgestalt, einem Lieblingsvorwurf der späteren griechischen Kunst, begegnet man natürlich auch hier oft, und zwar in ganz vortrefflichen Bildungen und in den verschiedensten Stadien derbsinnlicher Lust. Den ersten Rang nimmt der berühmte tanzende Faun ein, eine kleine Bronce von vollendeter Ausführung. Das Bewegungsmotiv ist das glücklichste, das sich denken läßt. Der rechte Fuß ist vorgesetzt, aber eben nur mit dem Ballen, wodurch die ganze Muskulatur des Beines kräftig angezogen wird; der linke Fuß, der hinter dem rechten steht, soll eben erhoben und vorgenommen werden, um mit dem anderen zu wechseln, und berührt den Boden nur mit den Zehen. Indem nun zugleich der linke Arm hoch emporgehoben wird, muß die ganze Muskulatur von der Fuß- bis zur Handspitze sich kräftig strecken und spannen. Aber auch dieß Motiv hat noch eine Complication erfahren. Der Oberkörper folgt nämlich nicht der Richtung des Unterkörpers, sondern macht eine Drehung nach rechts und belebt dadurch die Muskeln des Rückens; der Kopf endlich, nach links und nach oben gerichtet, zeigt wieder eine gemischte Bewegung und versetzt so die Partieen des Halses und der rechten Schulter in das wirksamste Spiel. Dazu die beiden Arme, der eine stärker, der andere leichter gekrümmt, die Brust stark herausgedrängt, der Unterleib eingezogen, und der ganze Körper doch nicht zu starker Arbeit angestrengt, sondern zu fröhlichem Tanze in Bewegung gesetzt, in eigener Schnellkraft sich tragend, überall leicht und elastisch, auf keinerlei Zweck, als auf die eigene Darstellung, bezogen: es ist eine Figur von der seltensten künstlerischen Durchbildung, überall auf's Sorgfältigste berechnet und doch in vollkommener Freiheit erscheinend.

Ich sagte oben, daß der Faun den linken Fuß vorzunehmen im Begriff sei, um ihn mit dem rechten zu wechseln, d. h. um nun den rechten zurückzunehmen, und bin damit im Widerspruch gegen die gewöhnliche Auffassung, welche sich die Figur als vorwärtstanzend, vorwärtsstürmend denkt. Ich glaube, dieser Faun tanzt auf der Stelle und führt jenen beliebten Pas der Tarantella aus, bei welchem man in kurzem Rhythmus die Füße abwechselnd vor und zurück nimmt und dazu mit beiden Händen Schnippchen schlägt. Man tritt dabei mit den Füßen ein wenig übereinander, und eben diese Bewegung, die beim Vorwärtsspringen unmotivirt wäre, ist so außerordentlich charakteristisch für den tanzenden Faun.

Höchst ergötzlich ist eine Figur des Silen, dieses mythologischen Fallstaff: recht das Gegenstück des tanzenden Faun. Irgend eine Schelmerei hat ihm eine Last zu tragen aufgeladen (als Ring zur Aufnahme eines Lämpchens gestaltet) und er schleppt sie nun, besserer Beschäftigung gedenkend, doch nicht ohne Selbstironie, mühselig dahin. Auch hier die ganze Muskulatur

angespannt, aber überall durch freies Fett tüchtig bekleidet; auch hier die Schrittbewegung, aber die Füße fest auf den Boden aufgeklebt, so daß es sehr fraglich erscheint, ob nach dem nächsten Schritte noch einer gethan werden wird oder ob auch nur dieser zu Stande kommt. Wundervoll der rechte herabhängende Arm mit der groben Hand, die von weingesättigtem Blute aufschwillt!

Von gleich guter Ausführung, wie diese beiden, ist die Bronce des Narcissus, eines hübschen, weichgeformten, schlanken Jünglings in etwas preciöser, gezierter Stellung, wie sie seinem Charakter zukommt. Er trägt das Fell eines erlegten oder geschlachteten Thieres über der linken Schulter und horcht mit geneigtem Haupte und emporgehobenem Finger auf die unglückselige Echo, die er nicht zu lieben vermag, weil er sich selbst allzu kostbar ist. Er horcht offenbar nicht ohne Selbstbefriedigung und erblickt vielleicht zugleich in einem vorüberfließenden Bache sein eigenes geliebtes Bild. Der Hals der Figur scheint für die übrigen schlanken Glieder ein wenig zu stark.

Noch dreier berühmter Werke will ich gedenken, die ehemals der farnesischen Sammlung angehört haben: des sog. farnesischen Stieres, der Flora und des glykonischen Herkules. Die Gruppe des Stieres, die figurenreichste des Alterthums, die auf uns gekommen, scheint mir überschätzt zu werden und ihren Ruhm mehr ihrem Umfange als ihrem Werthe zu schulden. Doch ist ein ganz sicheres Urtheil nicht wohl möglich, weil das Werk in alter und neuer Zeit mehrere Restaurationen und Ueberarbeitungen erfahren hat. Die Anordnung ist geschickt und großartig: der vorwärtsdrängende Stier auf einem oberen Fels, die beiden Brüder, die ihn zurück- und niederhalten, ein wenig niedriger, ganz vorn auf einer letzten Abstufung die Figur der Dirke, nach hinten geneigt. Wäre das Werk seelenvoller gearbeitet, so würde es peinlich, ja unerträglich sein, denn es fehlt jedes versöhnende Moment. Die Haare der Dirke sind bereits durch ein Seil an den wüthenden Stier gefesselt, es fehlt nur noch, daß der Strick auch um sein linkes Horn gelegt wird, und dann wird die furchtbare Fahrt beginnen. Welch eine rohe Idee! Die Figur der Antiope (der durch die Dirke beleidigten Mutter des Zethos und Amphion) steht müßig hinter der Gruppe und muß spätere Zuthat sein. Ebenso überflüssig ist der kleine Bacchant ganz vorn; er ist wie an den Felsen geklebt, und offenbar hat hier der Marmor nicht gereicht, ihn freier und kräftiger herauszubilden. Das Werk ist von den Rhodiern Apollonios und Tauriskos und gehört dem dritten oder zweiten Jahrhundert v. Ch. an.

Die Flora ist eine Colossalgestalt, schön durch die anmuthige Leichtigkeit, mit der sie einherschreitet. Sie nimmt mit der rechten Hand das sehr feine durchsichtige Gewand etwas zurück, so daß es die Formen, namentlich

des Unterbeines, schön hervortreten lassen muß. Die ganze Gewandung ist vorzüglich arrangirt.

Der nach einem Werke des Lysippus gearbeitete Herkules des Glykon ist ein gutmüthiger Riese; in der Paarung von Stärke und biederer Gesinnung liegt das seelische Interesse, das er uns einflößt. Die Freude an außerordentlicher, schön geäußerter Kraft wiegt in der Betrachtung aber bei Weitem vor. Herkules ruht eben von einem gewaltigen Stück Arbeit aus (die Restauration giebt ihm die Aepfel der Hesperiden in die Hand) und schöpft Athem. Der linke Arm hängt frei und schlaff über die Stütze herunter, die er sich gesucht hat, der Kopf ist geneigt, wie man ihn senkt, wenn die Brust nach mächtiger Anstrengung noch arbeitet; alle Adern des Oberkörpers sind noch stark geschwollen von der ungeheuren Last, die Herkules eine Zeitlang für den Atlas getragen. Ganz vortrefflich ist der von übergroßer Arbeit noch etwas stiere Ausdruck des Auges. Der Werth des ganzen Werkes ruht vorzüglich in seiner großen Lebenswahrheit und in der Durchbildung einer überall schönen und gleichmäßig ausgearbeiteten, zugleich vollkommen richtigen Muskulatur.

Mit dem eigenthümlich melancholischen Ausdrucke, welchen man dem glykonischen Herkules zuschreibt, hat es seine Richtigkeit. Der Heros trauert über die Dienstbarkeit, in die er gerathen ist, und über die Ruhelosigkeit und die Last des Lebens. Wäre ihm statt der Keule ein Spaten beigegeben worden, man könnte keine wahrere Darstellung des vertriebenen Adam sehen. Die Aepfel, als anregendes Motiv für seine trüben Reflexionen, dürfte man ihm lassen.

12. December.

Wir fangen nun allmählich an die Kirchen zu besuchen. Von architektonischer Bedeutung sollen wenige darunter sein; viele sind aber mit neueren italienischen Bildern und Skulpturen reichlich ausgeschmückt und deshalb eines Besuches werth. Ueberblickt man die Stadt von einem hochgelegenen Punkte aus, so tritt keine einzige mit überragender Bedeutung hervor; eine ziemliche Anzahl macht sich durch enge hohe Kuppeln bemerkbar, an denen einige mit bunten Fliesen bedeckt sind. Wandert man durch die Straßen der Stadt, so wird man auf jeder derselben einmal, auch mehrere Male, durch eine unglaublich schmutzige Thürmatte daran erinnert, daß man sich vor einem Heiligthume befinde; ihre Architektur sondert sie nur wenig von anderen Gebäuden ab. Und liest man die häufig vorkommende lateinische Ueberschrift, die zu Deutsch lautet: „Ewiger und täglicher Ablaß für Lebende und Todte“ — so werden die Gedanken dadurch auch nicht gerade

aus dem Gewühl des Marktes hinausgeführt; man meint nur eine neue Firma zu vielen anderen zu lesen: „Hier wird Wein, hier wird Kafé, hier wird Seligkeit en gros und en détail verkauft.“ Die Religion ist hier den Menschen zu sehr in ihre Winkel, in ihren Schmutz nachgekrochen, und doch sollte gerade ein Cultus, der wesentlich Darstellung und deshalb jeden Augenblick bei der Kunst zu leihen genöthigt ist, sich am wenigsten einer feierlichen, einsamen und imponirenden Größe begeben. Aber hier ist die Religion durch Ueberwucherung avilirt worden; denn den Hunderten von Kirchen entsprechen nun auch Tausende von Priestern. Man muß es ihnen nachsagen, daß die meisten ein bleiches verhärmtes Aussehen haben, welches deutlich von Fasten und Askese redet, nnd wenn es dem lieben Gott, der den Menschen Blut in die Adern goß, darum zu thun ist, daß sie es wieder hinaushungern, so muß er hier seine rechte Freude sehen; aber das Volk scheint seinen Priestern die fromme Diät nicht anzurechnen, und der Respect, der den Hunderten vielleicht erwiesen worden wäre, den Tausenden wird er entzogen.

Aber ich wollte nicht von den Priestern, sondern von den Kirchen schreiben. Francesco di Paola, die Hofkirche, zugleich dem St. Peter und dem Pantheon zu Rom nachgebildet, ist ein nüchternes, frostiges Gebäude, das nicht den mindesten Eindruck macht. Aeußerlich ist es durch große Häusermassen, die es amphitheatralisch überragen, zusammengedrückt; im Innern sucht eine colossale Marmorverschwendung vergeblich unsere Sinne gefangen zu nehmen. Denn alle Farben sind matt und kalt, weiße Statuen sind gegen weißen Grund gesetzt und durch eine graue Umgebung gerahmt, darüber falsche Reliefs grau in grau gemalt; die Verzierungen schwerfällig, die Flächen mit Mühe gefüllt; nirgends Leichtigkeit oder Reichthum der Erfindung. Noch eine tüchtige Goldverschwendung, und man hätte wenigstens einen großartigen Thronsaal; so ist es ein wahrer Eiskeller der Gefühle. S. Maria della Pietà de Sangri, auch San Severo genannt, in einem der engsten Gäßchen gelegen, ist durch drei Skulpturen aus der Schule Berninis merkwürdig. Die eine, von Queirolo, stellt (in Marmor) einen Mann dar, der in einem Netze gefangen ist und von einem Engel, der auf die Weltkugel zeigt, daraus befreit wird. Warum Förster die Gruppe als „das überführte Laster“ bezeichnet, weiß ich nicht; der auf einer Bibel angebrachte Spruch sagt etwa: „Deine Bande will ich brechen; aus den Banden der Finsterniß will ich dich befreien.“ Das höchst geschmacklose, aber mit wahrem Riesenfleiße gearbeitete Werk bezieht sich auf eine wichtige Epoche im Leben des Grafen Raimondo di Sangro, welcher der Welt entsagte und Mönch wurde, weil er seine geliebte Frau verloren hatte. Diese ist gegenüber von Corradini als Pudicitia dargestellt. Eine sonderbare

Pudicitia! Sie glaubt den ganzen Körper bloß in Flor hüllen zu dürfen, weil sie den Kopf mit hineinsteckt. Lediglich eins der häufigen Gewandkunststücke der Schule, und nicht einmal ein edles.

Ungleich werthvoller als die beiden genannten Werke ist der in der Krypte ruhende verhüllte Christus von San Martino; werthvoller vielleicht mehr durch ein glückliches Zusammenstimmen des Süjets mit den Neigungen der Schule, die es zugleich durch seine Natur moderirte, als durch bewußte Kunst des Meisters. Verhüllte Figuren durch die Drapirung durchschimmern zu lassen, war ein Lieblingskunststück Berninis und seiner Nachfolger, das in der Regel in üppigster Weise ausgebeutet und obenein völlig willkürlich in Anwendung gebracht wurde. Ein todter Christus aber, in Leinen gehüllt, ist ein der christlichen Kunst nicht unangemessener Vorwurf, der die Lieblingsausschreitungen der Berninischen Manier nicht zuläßt und eine naturgemäße Drapirung beinahe erzwingt. So kann man bei diesem Werke die Virtuosität, die sich in der Ausführung zeigen wollte, wohl vergessen und zum Inhalte vordringen; in seiner völligen Isolirung, in der an die Wirklichkeit gemahnenden Natürlichkeit seiner Aufstellung wirkt es ganz ergreifend.

12. December, Abends.

Heute Abend wieder im Theater. Pompeji mit seinen Häusern, Theatern und Gräbern, die Antiken, die Kirchen, in den Kirchen die Langeweile oder die Lüsternheit, dann wieder einmal Theater — das giebt eine bunte Mosaik in diesem Tagebuche. Aber die allerbuntesten Farben fehlen noch, und der Fremde, der mit dem besonderen Zwecke hierherkommt zu sehen und zu genießen, lebt kaum anders und verwirreter als der Einheimische — nur daß dieser lediglich nach dem zu haschen scheint, was gar keine Gedanken macht. Wir sind noch immer sehr ernsthafte besonnene Creaturen unter diesen leichtfüßigen Lacerten, diesen beschwingten Libellen und Schmetterlingen.

Also heute Abend in San Carlo. Man bekommt des Genusses vollauf: vier Acte Martha (unsere gute bekannte Martha), nach dem zweiten eine Fantasie des greisen Mercadante, „Ommaggio à Pacini", ein melodiöses, aber etwas breites, phrasenreiches und überzart instrumentirtes Werk, das dem anwesenden blinden Maïstro die lebhaftesten Huldigungen der Zuhörer eintrug. Nach der Martha aber kam nun gar noch ein Ballet „Shakespeare" genannt, höchst komisch durch unglaubliche Naivetät. Vor einer Schenke allerlei Maskenscherz. Alsdann erschien Shakespeare auf der Bühne, ein gelblich gedunsener Mann mit schwarzem strähnigen Haar und einer Glatze, vollständig und imposant wie eine Hemisphäre. Sein Zustand ging über

das polizeilich Zulässige weit hinaus: er war ungeheuer betrunken und stellte demnächst seine Flasche auf den Boden, um nach den Leuten zu stechen. In diesem Stadium gerieth er auf einen Sessel, es kam ihn eine Exposition zu schlafen an und so wurde er in den königlichen Garten transportirt. Hier hatte er einen raren Traum. Aber der Mensch ist nur ein Esel, der sagen kann, was ihm war, als hätt' er, oder was ihm war, als wär' er. Eine Dame mit einer Harfe, die sich in seine Nähe postirt hatte, harfte ihn auf und nöthigte ihn, die Sprünge eines Genius nicht nur anzusehen, sondern gelegentlich auch regelrecht zu unterstützen. So oft er von diesem Geschäfte die Hände frei hatte, fuhr er sich damit in die Reste seiner Haare. Der Genius trug eine lange Trompete mit sich, die zugleich ein Katalog war; denn er zog gelegentlich aus der Seite derselben einige Papierstreifen hervor, auf denen man, ehe sie wieder zurückschnappten, die Worte „Richard", „Hamlet" lesen konnte. Shakespeare las sie gleichfalls, wühlte aber nach wie vor in den Haaren; eine hinten erscheinende Scene aus Romeo machte ihn noch confuser. Der Genius, der kaum noch auf die Sohlen kam, wurde ängstlich — als Shakespeare endlich, aber offenbar nur um ihn zufriedenzustellen und wenig überzeugt, eine Schreibbewegung machte. Damit war's gut. Im nächsten Acte wurde der Dichteraspirant zur Königin beschieden und, weil er ihren Garten durch einen so bevorzugten Rausch geweiht hatte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Die große Frage nach dem persönlichen Ansehn, welches Shakespeare zu seiner Zeit ewa genossen, wurde dann einfach dahin gelöſ't, daß er sich zu der Königin auf eine Gartenbank setzte, um ein Ballet anzusehn. Damit war die große Fermate für eine endlose Cadence von Solos und Ballabiles gewonnen, und der geniale Erfinder der Handlung konnte ausruhen. Shakespearen schien es aber bei all den wirbelnden Bewegungen wieder drehend zu werden; er zog sich deshalb mit der Königin bald in die Gemächer zurück. — Alles sehr spaßhaft, wenn man bedenkt, daß Shakespeare so ziemlich dem ganzen Publikum nur dem Namen nach bekannt war; noch spaßhafter durch die Pointe des ganzen Abends: es galt nämlich die Offiziere einer frisch angekommenen englischen Fregatte zu ehren. Werden wir hier einigermaßen bekannt, hoffe ich Schiller und Göthe noch ein Pas de deux tanzen zu sehen.

14. December.

Heute fuhren wir — durch die Grotte des Posilipp auf einer direct zum Meere führenden Straße — nach Pozzuoli. Auf der letzten Strecke ist zwischen den alten hochgethürmten Laven und dem Meere fast nur für die Straße Platz. Links hat man den Golf von Pozzuoli mit der Insel Nisita,

vor sich das Cap Misenum, dahinter die Inseln Procida und Ischia, deren Contoure wie ausgemeißelt erscheinen; rechts sieht man an den steilen Durchschnitten alter ausgewitterter Laven und Aschenschichten hinauf, welche zuerst von allen Pflanzen der phantastischgeformte Feigencactus, dann die Agave, dann der Wermuth erklimmt, lauter blaßgrüne, grauschimmernde Gewächse, die auf dem mattfarbigen Grunde einen für das nordische Auge gar fremdartigen Anblick gewähren. Ueber die Asche hin ergoß sich an manchen Stellen ein glühender in der Erstarrung silbergrau gewordener Strom, der nun von Galeerensträflingen abgebaut wird.

Pozzuoli springt in malerischen Massen ziemlich weit ins Meer vor; zu Römerzeiten hatte es einen gewaltigen Molo, dessen Reste noch aus dem Wasser hervorragen. Welche Veränderung hat die Zeit, hat der Vulkan, haben die Menschen hier vorgenommen! Das alte Puteoli war eine Lieblingsvillegiatur der Römer, die hier die Höhen um das Ufer her mit den prachtvollsten Villen kränzten, die Sommerresidenz der Kaiser, die hier einen reichen Hof um sich versammelten und fremden Fürsten in dem mächtigen Amphitheater glänzende Schauspiele gaben; heute ist es eine schmutzige kleine tief herabgekommene Stadt voller Krüppel und Bettler.

Zuerst besuchten wir die Reste des Serapistempels. Mächtigere Säulen, als hier erhalten sind, — aber von vierzigen stehen leider nur noch drei — haben wir bisher noch nicht gesehen. Sie stehen, Monolithe von ägyptischem Basalt, vor der Cella des Serapis; eine Anzahl Schafttrümmer in der Mitte des Tempelhofes auf ringförmig gestellten Basen bezeichnet ein zweites Heiligthum. Rings um den Hof herum lagen, und liegen zum Theil noch, einzelne Gemächer, die zu Priesterwohnungen, zu Incubationszimmern für die nächtlichen Traumorakel und zu Badecellen gedient haben werden, wie man denn noch heute hier aus einer warmen Quelle Bäder bereitet. Denn die Serapisdiener waren zugleich Aerzte und Priester, wie die Asklepiaden, und boten dem Heilung suchenden Glauben gern den Anhalt eines äußerlichen natürlichen Heilmittels. War die Quelle übrigens in alten Zeiten so indifferent, wie sie es heute ist, so hatte der Glaube geradezu Alles zu leisten.

Der Serapistempel wurde von alexandrinischen Kaufleuten gegründet, später in der Verfolgung der ägyptischen Religion zerstört und, wenn ich nicht irre, in der ersten Kaiserzeit wieder aufgebaut. Da seine innere und äußere Einrichtung im Wesentlichen jedenfalls derjenigen des Stammheiligthumes zu Alexandria glich, nur daß diese ungleich großartiger war: so will ich hier, um eine Anschauung von dem Ganzen zu geben, die Beschreibung mittheilen, welche Rufinus von diesem im J. 392 zerstörten Tempel, eben bei Gelegenheit seiner Zerstörung giebt. Die ganze Anlage habe, so be-

richtet er, auf einem mehr als hundert Schritt hohen künstlich gemachten Hügel gelegen und sei für den Zweck geheimer priesterlicher Manipulationen durch Souterrains unterbaut gewesen. Von diesen findet sich in dem puteolanischen Tempel, wie er jetzt zu Tage liegt, nichts; es ist aber gar nicht unmöglich, daß sie noch im Boden, der hier die merkwürdigsten Wandlungen, Hebungen und Senkungen erfahren hat, nach alexandrinischem Muster vorhanden sind. „Der obere Raum war in seinem ganzen Umfange," so fährt Rufinus fort, „von Zimmern, Priesterwohnungen und hohen Gemächern umgeben, in denen die Tempelhüter oder diejenigen sich aufzuhalten pflegten, die „in der Enthaltung" lebten. Auch ging drinnen im Hofe im Viereck ein Porticus herum. In der Mitte der ganzen Anlage befand sich ein Tempel, mit kostbaren Säulen auferbaut und außen mit Marmor reich und herrlich verziert. Darin stand eine Statue des Serapis, die so groß war, daß ihre Rechte die eine, ihre Linke die andre Wand berührte: ein Coloß, der aus allen Arten von Metall und Holz zusammengesetzt gewesen sein soll. Im Innern waren die Wände des Tempels zuerst mit Goldblech, über diesem mit Silber und zuletzt mit dünnem Erz bekleidet, welches die edleren Metalle schützen sollte. Es befanden sich da auch einige schlaue und künstliche Vorrichtungen, die auf das Staunen und die Bewunderung der Zuschauer berechnet waren. So war ein ganz kleines Fenster gegen Sonnenaufgang in der Weise angebracht, daß an dem Tage, an welchem nach dem Ritus das Bild der Sonne hereingetragen wurde, um den Serapis zu grüßen, in Folge genauer Berechnung der Zeit der durch das Fenster einfallende Sonnenstrahl grade in dem Momente den Mund und die Lippen des Serapis traf, in welchem das Bild hereinkam, so daß vor den Augen des Volkes Serapis durch einen Kuß von der Sonne begrüßt zu werden schien. Dann existirte noch ein anderes Blendwerk folgender Art. Der Magnetstein hat, wie man weiß, die Kraft, das Eisen an sich zu ziehen. Für die Benutzung dieses Umstandes war nun durch einen Künstler ein Bild der Sonne aus ganz dünnem Eisen verfertigt, damit der besagte Stein, oben an der Decke befestigt, grade wenn das Bild unter dem Sonnenstrahl im Gleichgewichte aufgestellt wäre, das Eisen durch seine natürliche Kraft an sich zöge und es dem Volke also vorkommen müßte, als sei das Sonnenbild emporgestiegen und schwebte nun in der Luft. „Die Sonne hat sich erhoben," sagten dann die Diener des Truges, „um vom Serapis Abschied zu nehmen und in ihr Reich zurückzukehren."" Solche und ähnliche Vorkehrungen, Orakelschallröhren und dergleichen durften wir uns auch im Tempel zu Pozzuoli vorstellen. Ob übrigens nicht das kleine Sonnenfensterchen, welches man in so manchen italienischen Kirchen findet und das dazu bestimmt ist, einen Sonnen-

strahl auf die am Boden verzeichnete Linie des Thierkreises zu leiten, einer unbewußten Reminiscenz aus dem Serapisdienste sein Dasein verdankt? Jetzt dient die Einrichtung freilich nicht mehr dem Aberglauben; aber in einer christlichen Kirche hat sie doch an sich keine Stelle und keine Bedeutung.

Eine nähere Besichtigung der Säulen gewährte ein großes anderweitiges Interesse; sie lehrte augenfällig die Reihe der Schwankungen, denen der Boden ausgesetzt gewesen ist und die sich darauf, man möchte sagen, wie auf einem Erdpegel, verzeichnet haben. Nämlich etwa 5 Fuß vom Boden an gerechnet sind die Säulen in einem Gürtel von vielleicht 10 Fuß Breite von Meerdatteln angebohrt, so daß sie hier das Aeußere eines groben Schwammes zeigen und beträchtlich von ihrem ursprünglichen Umfange verloren haben. Aber unten am Fuße, etwa 5 Fuß hoch, sind sie intakt geblieben und nur durch einige etwas eingefressene Wassermarken geringelt: wie erklärt sich das? Die Sohle des Tempels ist einmal bis zur Höhe von 5 Fuß durch Asche zugedeckt worden, alsdann der ganze Boden, auf dem er steht, bis zu 15 Fuß unter das Niveau des Meeres gesunken und so lange darunter geblieben, daß die Bohrmuscheln Zeit hatten, ihr Zerstörungswerk an den bloßliegenden Theilen der Säulen so gründlich zu verrichten, als man es nun sieht. Dann hat sich der Boden wieder gehoben, aber sehr langsam, wie man aus den eingefressenen Wassermarken schließen muß. Kaum vom Wasser befreit wurde der Tempel aber durch einen Erguß der Solfatara im 16. Jahrhundert wieder zugedeckt und erst etwa zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1750 durch Menschenhände wieder ans Tageslicht befördert. Aber jetzt genoß er dessen nur einige Monate; denn noch in demselben Jahre stürzte ihn eine Erdschwankung zusammen, und was von den Säulen noch irgend brauchbar schien, wurde nach Caserta in des Königs Schloß gebracht. Noch heute aber liegt die Sohle des Tempels nicht in ihrem alten Niveau: die Sockel der Säulen sind zwar ausgegraben, stehen aber unter Wasser, und dieß Wasser ist vom Meere her durchgesickert. Genug, diese ägyptischen Basalte müssen es sich gefallen lassen, daß in dem einen Jahrhundert Austern, im andern Schwalben auf ihnen nisten; daß sie im einen von Muränen, im andern von Eidechsen umspielt werden. Wer weiß, ob diese steinernen Amphibien jetzt einmal wieder eine Wasserperiode vor sich haben oder eine bürgerlich ruhige Erdexistenz oder ob sie gar — denn sie sind ja eigentlich dreilebig — als Feuersalamander die heiße Leidenschaft der Solfatara aushalten müssen. Man steht hier auf einem Boden, der wie ein Teig sich hebt und senkt, Blasen wirft und zerreißt.

Wie der Serapistempel wurde auch das Amphitheater verschüttet, aber nicht wie jener unter Wasser gesetzt. Nicht so colossal wie das römische,

auch nicht so prächtig gebaut, ist es doch lehrreicher durch die Vollständigkeit, in der es vor uns erscheint. Die Einrichtung der Schauplätze, der Corridore und Zugänge ist wie in Rom; einige Gänge sind noch von Asche erfüllt und aus der Abstichfläche sieht man weiße Marmorstücke hervorragen. In diesem Theater ist aber, was in Rom nicht der Fall, nicht nur die Arena, sondern auch der Raum unter derselben bloß gelegt worden. Die Arena ist ringsum mit einer ziemlichen Anzahl Oeffnungen versehen, welche die Größe und die Gestalt von Schiffsluken haben. Man sieht durch dieselben in hohe gewölbte Gemächer hinab, die unter sich zusammenhängend, den ganzen Raum unter der Arena einnehmen: dies waren die Aufenthaltsorte für die Gladiatoren und zugleich für die wilden Thiere, deren Käfige von da durch ein Hebewerk in die Oeffnungen hinaufgehoben wurden. In der Längenachse der Arena und beinahe ihre ganze Länge einnehmend liegt ein vielleicht 10 Schritt breiter und gewiß ebenso tiefer Graben mit senkrechten Mauern. Wozu er diente, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich; vielleicht waren Maschinen darin aufgestellt. Es geht auch die Sage, daß dieses Amphitheater unter Wasser gesetzt werden konnte. Für die ganze Arena war dies unmöglich, da die Luken nicht so fest geschlossen werden konnten, daß das Wasser nicht in die Souterains hätte eindringen können; aber der Graben, unterhalb dessen ein Abzugskanal bemerkbar wird, konnte wohl zur Aufnahme von Wasser bestimmt sein, und ist er auch für die Nachahmung von Seegefechten zu klein, so konnte man doch Krokodile, Nilpferde und dergleichen darin schwimmen, darin sich wehren, darin sterben oder die verurtheilten Christen und Sklaven durch sie tödten lassen. Doch begreife ich allerdings nicht, wie der Graben, welcher mit dem übrigen Souterrain Communication hat, gegen dieses wasserdicht habe abgeschlossen werden können.

Im Ganzen ist mir am wahrscheinlichsten, daß das ganze umfassende Souterrain eine große Fechterschule war, wie man sie z. B. und noch größer, auch in Capua hatte, wo unter der Führung des Spartacus jener gefährliche Gladiatorenaufstand losbrach. Die ganze Anlage der Räumlichkeiten ist sehr geeignet, die Ueberwachung der Fechter zu erleichtern und ihr Entfliehen zu verhüten, auch im Falle einer Meuterei sie leicht zu bewältigen. Denn sie hatten immer die tiefere Position und waren, da sie nur oben in der Mitte der Kammerwölbungen ein Fenster hatten, leicht ganz einzuschließen.

In dieser Arena nahm der kaiserliche Henker Nero, einem Gastfreunde zu Ehren, den Kampf mit den Bestien auf. In welch eine Zeit fürchterlichster Blasirtheit, geistiger Oede und Leere, tiefster moralischer Verkommen-

heit versetzt uns der Anblick dieses entsetzlichen Schauplatzes? Ein Genuß nur noch in thierischer Zerstörungswuth, ein Kitzel nur noch in den Zuckungen der sterbenden Creatur. Die Aussicht vom Rande des Amphitheaters giebt zu denken. Dort in dem einst prächtigen Hafen landete der Apostel Paulus im J. 60, um wegen seiner Gefangennahme Berufung an den römischen Kaiser einzulegen und verweilte auf Bitten der Brüder sieben Tage in der Stadt. Wie wenig Aussicht auf Gerechtigkeit, wie viel weniger auf offene entgegenkommende Gemüther! Drei Bauwerke, deren Trümmer wir jetzt erblicken und die der Apostel damals in all ihrem Schmucke prangen sah, charakterisiren die Gesellschaft jener Zeiten. Im Amphitheater selbst mischte sich der vornehme mit dem niederen Pöbel zu gedankenlosen bestialen Vergnügungen; im Hause des Lucullus hatten vordem die stillen Schlemmer ihrem Gotte, dem Bauche, so manches Opfer gebracht; in der Akademie Ciceros war für geistigere Menschen jene nüchterne kleine Philosophie ausgebildet worden, die in eitler Selbstgefälligkeit und Formseligkeit dem Menschen für jede tiefergreifende kräftige Erregung meinte eintreten zu können. Aber über diese Häuser hinweg erblickt man die Kathedrale der Stadt. Ein Tempel jenes Kaisers, unter dem Christus geboren wurde, hat ihr Platz machen müssen, seine Säulen zieren den Altar des Gekreuzigten; sie selbst trägt den Namen eines der Märtyrer, die hier umgebracht wurden, des Proculus. Ebenda ruht ein Sänger, dem in gesunkenen Zeiten noch ein Rest der Schöpferkraft innewohnte, welche die altkatholische Kirche mit so wundervollen Werken ausgeschmückt hatte, des Pergolese. Heute sind seine Weisen verklungen und trübselige Pfaffen verrichten in der Nähe seines Grabes einen völlig entgeisterten Gottesdienst. Auch sie sehen aus wie aus mehrhundertjähriger Lava herausgegrabene Reliquien einer anderen Zeit. Wer wird nach ihnen kommen?

Welche dieser Bilder und Gestalten mögen sich in dem Geiste des Apostels gespiegelt haben, als er den Boden Italiens betrat? Wie weit konnte er ihre Aufeinanderfolge erkennen? — Sein eigenes Schicksal war nach wenigen Jahren beschlossen. Was war für Gerechtigkeit zu erwarten unter einem Volke, das dem kaiserlichen Muttermörder eben in knechtischem Jubel huldigend entgegen gezogen war!

Es folgte, wie man weiß, eine lange Zeit bitterer Leiden für das junge Christenthum; auch hier in der Arena haben Märtyrer ihren Glauben bezeugt. Es begab sich hier der Sage nach das Wunder — und eine Inschrift an einem gefängnißartigen Raume in einem Corridor erinnert daran — daß Januarius mit einigen Genossen vor die Bären geführt, aber von ihnen verschont wurde. Die Geschichte trug sich im Jahre 302 unter dem Kaiser

Diocletian zu; ich erzähle sie Euch nach den Bollandisten, den Geschichtschreibern der Heiligen. Januarius, der glaubensfreudige Bischof von Benevent, wurde durch den Präfecten Timotheus zu Nola auf seinen Glauben inquirirt und da er ihn muthig bekannte und vertheidigte, in einen feurigen Ofen geschickt. Unversehrt ging er daraus hervor. Timotheus ließ ihn jetzt mit dem Diakonen Festus und dem Lector Desiderius, die treulich für ihren Bischof gebeten hatten, nach Puteoli schleppen, um sie dort vor dem Volke mit den wilden Thieren kämpfen zu lassen; für denselben Zweck wurden auch noch die Diakonen Sosius von Misenum und Proculus von Puteoli und die Laien Eutyches und Acutius gefangen eingebracht. Aber als man sie folgenden Tags in die Arena hinabführte, gebärdeten sich die Bären gegen sie wie sanfte Lämmer; die Henker mußten auf irgend eine Weise die Execution selbst übernehmen, die von der unfühlenden Natur verweigert wurde. Die Gefangenen wurden — und hier mag wohl eigentlich die Geschichte erst anheben — auf das Forum geführt und zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Januarius betete zu Gott, daß er seine Macht durch die Blendung des Timotheus bewähren möge, und Timotheus ward blind, sobald die Verurtheilten zum Richtplatze abgeführt worden waren. Der Präfect ließ den Januarius sofort zurückrufen und gewann auf dessen Fürbitte sein Gesicht wieder; nichts destoweniger wurde die Execution in der benachbarten Solfatara vollzogen. Dem Heiligen wurde mit dem Kopfe zugleich ein Finger abgehauen. Daß sein Blut, welches nachmals zu so großer Wirksamkeit und Bedeutung gelangte, aufgefangen worden sei, wird in den älteren Berichten nicht erwähnt. Die Leichen wurden auf dem Marcianischen Acker (wahrscheinlich am Rande der Solfatara, wo jetzt die Kapuzinerkirche steht) begraben; sie haben dann aber mehrere Male die Ruhestätte gewechselt. Januarius wurde gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Neapel gebracht und in einer Vorhalle der Katakomben beigesetzt; seine Reliquien erwiesen sich hier als ein wirksamer Schutz der Stadt gegen die Eruptionen des Vesuv und feindliche Gewalt. Etwa im J. 817 holte sich Sico, Herzog von Benevent, der Neapel erobert hatte, den Heiligen in seine Stadt, um dieser die Wunderkraft desselben zuzuwenden; hier trafen auch Festus und Desiderius wieder mit ihrem Bischof zusammen. Inzwischen war der Kopf des Januarius in Neapel geblieben und hatte für sich allein die Stadt gegen Saracenen und Normannen geschützt; die übrigen Reste hatten noch mehrere Wanderungen zu bestehen. Waren sie schon zu Benevent selbst in eine neue schönere Kirche (im J. 1129) übertragen worden, so wurden sie in demselben oder im folgenden Jahrhundert, unter Friedrich I. oder Friedrich II. heimlich in ein Kloster auf dem Monte Vergine ge-

schafft. Hier vergaß man den Heiligen ganz und gar; erst bei einem Umbau der Kirche im J. 1480 fand man seine Gebeine wieder auf und nun wurden sie vom König Ferdinand I. nach Neapel reclamirt. Den Bemühungen der Cardinäle Oliverius und Alexander Caraffa gelang es die Auslieferung gegen das Widerstreben der Mönche beim Papst durchzusetzen. Im J. 1497 wurden die Gebeine des Heiligen im Dome zu Neapel wieder vereinigt; das Erste, was die Stadt ihm zu danken meinte, war das Aufhören einer furchtbaren Pest, und nun begann seine Popularität. Vergeblich warfen die Dominicaner ihren Dominicus gegen ihn auf; dieser hatte kein so handgreifliches und periodisch sich erneuerndes Wunder aufzuweisen, wie das mit dem Blute, welches, wie man weiß, so wie es in die Nähe des abgeschlagenen Kopfes kommt, wieder flüssig wird. Mit dem Jahre 1663 wurde Januarius zum großen Schmerze der Dominicaner als protector primarius, als Oberheiliger des Königreichs feierlich durch eine päpstliche Bulle anerkannt, nachdem er sich so oft als Schirmherrn der Stadt bewährt hatte. Ich komme auf den Heiligen noch einmal zurück.

Wir verließen das Amphitheater. Deutlich wie nirgends und angeregt durch die Gegenbilder, welche die Natur uns darbot, hatten wir das Gefühl gehabt, daß auch die Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit von vulkanischen Mächten durchwaltet und bewegt werde wie die der Scholle, welche wir betreten. In diesen Empfindungen begaben wir uns zur Solfatara, einem Vulkane, der zwar schläft, dessen Leben aber durch einen kräftig gehenden Athem deutlich genug verkündigt wird. Man geht durch den eingeschnittenen Rand (der sich nach dem Binnenlande zu mit den alten Kratern von Astroni und Agnano berührt) in den Kraterring selbst hinein. Ein großer ziemlich kreisförmiger Raum ist hier durch eine trichterförmige mehrere hundert Fuß hohe Aschenaufschüttung rings umher eingefaßt; der Boden selbst, auf dem man steht, fast überall bewachsen, bildet ein, wie es scheint, nicht sehr dickes Gewölbe über dem verschlossenen Abgrunde. Wirft man einen Stein mit Gewalt dagegen, so erdröhnt er und der Schall ist wie von einem in der Ferne abgefeuerten Kanonenschusse. An einer Seite hat dieses Gewölbe eine kleine natürliche Oeffnung, aus welcher, brausend wie aus dem Ventil einer Locomotive, starke Wasserdämpfe herausfahren. Der Schwefelwasserstoff und Ammoniak, den sie enthalten, schießt um die Mündung der Fumarole herum krystallinisch an, und man kann beide Producte in schönen orangefarbenen und weißen Stücken abbrechen. Eine an den Dampf gehaltene Fackel qualmt sehr stark; hineingestoßen erlischt sie sofort.

An vielen Stellen erscheint die Kraterdecke weiß von einer Erde, die etwa wie verwitterter Feldspath aussieht: es ist Lava, die unter der Ein-

wirkung der schwefligen Dämpfe gelockert und zerfallen ist. Man bereitet aus ihr, im Ringe des Kraters selbst, die feine hier so vielfach zur Verwendung kommende Stuckomasse. Mit Sand gemischt giebt diese den vortrefflichen unter Wasser bindenden Mörtel, mit welchem der Molo von Puteoli gemauert wurde.

Auf dem Rückwege besuchten wir noch eine große gewölbte Piscina, die zu einer der zerstörten Villen gehört hat. Es ist ein sehr langgestreckter Kellerbau mit zwei durch einen Damm seiner ganzen Länge nach geschiedenen Abtheilungen, die eine für Seefische, die andere für Süßwasserfische.

15. December.

Heute erstiegen wir das Karthäuserkloster San Martino, welches hoch oben und mitten über der Stadt liegt, dem lebenslustigen Volke da unten eine beständige Mahnung, des Endes zu gedenken. Ueber ihm ragen die düsteren Mauern von St. Elmo, aus dessen Schießlöchern auch zuweilen ein verständliches Memento mori über die Stadt herunterscholl. Steht man da oben auf dem Balkon der Karthause, der unvergleichlichen Aussicht über die ganze Breite der Stadt, über den Golf nach dem Vesuv und dem St. Angelo hinüber zu genießen, so hört man einen Lärm von Unten heraufbrausen wie eines in Revolution begriffenen Volkes; es ist doch nur das hunderttausendkehlige Schreien der Menge, die ihre kleinen Vorräthe in's Kleinste detaillirt und für den Moment zubereitet. Hoch über diesem Getöse wandelten die Väter der Karthause je allein im schattigen Marmorperistyl des Hofes im Angesichte ihrer Grabstätten, und wo sie einander begegneten, flüsterten sie sich, unbekümmert um das mächtig heraufschallende Memento vivere ihr Memento mori zu. Dann gingen sie wohl in ihre Cellen, in der einen, wie die Ueberschrift sie hieß, unablässig zu Gott zu beten, in der anderen, zu lernen, was sie nicht wüßten. Die guten Väter! Es fehlte in ihrem Lectionsplan das, was uns Andern das Schwerste wird: die Kunst zu leben. Aber Victor Emanuel in seiner herben Manier unternahm es sie diese Kunst zu lehren; er trieb die Einsiedler — diese wie alle Uebrigen — in die lärmende Stadt hinab und schloß hinter ihnen die Pforten der stillen Räume. Eine Maßregel, welche Jeder fordern oder billigen mußte, der dem neuen Italien Gedeihen wünschte; aber mit dem Einzelnen, den sie traf, kann man doch herzliches Mitleiden haben. Man begegnet vielen der vertriebenen Mönche in der Stadt; den Meisten davon sieht man das unglückselige Gefühl an, sich überflüssig und unnütz zu wissen. Viele Andere sind nach Rom ausgewandert, den heiligen Vater zu umlagern, Andre haben in anderen Klöstern ein Unterkommen gesucht oder in ihren

alten Conventen eine Verwendung als Wächter des Hauses gefunden, ein Theil endlich ist in das bürgerliche Leben zurückgekehrt.

Die Kirche des Kloster San Martino, dem gottesdienstlichen Gebrauche entzogen, ist der Direction des Museums übergeben worden. Zu einem recht kirchlichen Gefühle will es darin auch nicht kommen; dazu hat sie des Marmor-, Gold- und Silberschmuckes und in den Bildwerken der verstimmenden Absichtlichkeit zu viel; aber sie ist ein prächtiges Specimen der Kunst des siebzehnten Jahrhunderts, das einige seiner besten Meister zu ihrem Bau und zu ihrer Ausschmückung stellte. Es ist auch nichts Früheres und nichts Späteres darin; sie blieb ganz und gar jener Periode der restaurirten Kunst aufbehalten, welche durch die Namen der Caracci, Guido Reni, Ribera, Bernini bezeichnet wird, und während auch hier wie überall die den Denkmälern des siebzehnten Jahrhunderts eigene Geziertheit, künstlich erregte Leidenschaft, theatralische Affectation sich breit machen, hat sie doch einige Werke aufzuweisen, die an die einfache Schönheit und ruhige Größe des sechzehnten erinnern. Ich rechne dahin drei Bilder des Massimo Stanzioni, welche der Geschichte des Ordens der Karthäuser gewidmet sind: die Gründung der Karthause durch den heiligen Bruno, eine ruhige, einfache und in ihrer inneren Wahrheit überzeugende Darstellung; die Zusammenkunft des Königs Roger mit dem Stifter, die sich durch edle natürliche Haltung auszeichnet, und ein drittes Bild, auf dem besonders ein Mönch gut gezeichnet ist, der ein Bündel Bücher schnürt. In diesen Gemälden mildern sich die akademische Neigung und der Naturalismus der Periode durch die Benutzung würdiger Modelle gegenseitig zu stilvoller und zugleich charakteristischer Haltung. Von demselben Meister ist eine Kreuzabnahme, von der behauptet wird, daß sie durch die Arglist des eifersüchtigen Ribera arg geschädigt worden sei, der den Mönchen gerathen habe, das Bild mit einer Säure zu waschen. Es hängt zu hoch, um jetzt untersucht zu werden; möglicherweise sind die Lasuren abgerieben, doch ist die Sache gegenüber dem Kunstsinn, den die Karthäuser von St. Martin an den Tag legten, nicht ohne Weiteres glaublich, Ribera auch sonst zu sehr mit ganz unerwiesenen Geschichten belastet, als daß man nicht zu einiger Kritik geneigt sein sollte.

Von eben diesem Ribera — der auch Spagnoletto genannt wird — besitzt die Kirche das Meisterwerk, auch eine Kreuzabnahme. Es ist dieß dasselbe Bild, von welchem Göthe in Hackerts Leben erzählt, daß es der deutsche Restaurator Andres von einer schlechten Uebermalung befreit habe. Seitdem galt es für den kostbarsten Besitz der Karthause, die es dem Maler Hackert verdankte, daß es ihr aus der Sammlung von Capodimonte, wohin es der König genommen, zurückgegeben wurde. Ganz allein im Tesoro der

Kirche aufgehängt, von nichts umgeben als den Reliquien der Märtyrer, die dem Gekreuzigten in den Tod nachgingen, übt es eine tiefergreifende Wirkung. Daß der Maler, dem so viele Thaten wildester Leidenschaft und brennendsten Neides nachgesagt werden, auch den Schmerz in seiner ganzen Tiefe kannte, beweis't dieses Bild. Das Gesicht der Maria, das aus dem Bilde heraussieht, ist von unsäglicher Trostlosigkeit, so starr und jammervoll blickt es uns an; von tiefruhigem Grame das Antlitz des Mannes, der dabei steht. Das Bild ist auch durchaus nicht einfach als naturalistisch zu charakterisiren. Als ein Merkmal sorgfältiger künstlerischer Berechnung tritt schon nach kurzer Betrachtung die eigenthümliche Compositionslinie hervor, in welcher die Gruppe angeordnet ist: ein schrägliegendes Oval, dessen untere Curve durch den Leichnam Christi, einen Mann, der ihn stützt und die erwähnte aufrechtstehende Figur und dessen obere durch zwei herniederschwebende Engel gebildet wird. Die Verbindung wird unten links durch die Gestalt eines Knieenden bewirkt, der den linken Fuß Christi zu sich herüberhebt, um ihn zu küssen. Diese Bewegung ist der Composition zu Liebe ein wenig überkünstelt. Was nun aber die ganze Linie so ungemein wirksam macht, ist der Umstand, daß sie die Einrahmung für den Kopf der Maria bildet, der ziemlich in ihrer Mitte steht. Alles Interesse wird so auf diesen Kopf concentrirt, der auch malerisch stark hervorgehoben ist. Der Körper Christi, vortrefflich gemalt, zeugt von dem sorgfältigsten Studium. Zu natürlich sind die Hände behandelt; sie erinnern unwillkürlich an jene Greuelthat, die auch von dem bigotten Spanier erzählt wird. Er habe, so geht die Sage, einen als Modell an das Kreuz gebundenen Mann, um den Ausdruck des Sterbenden und Gestorbenen in voller Wahrheit zu haben, wirklich auf's Holz genagelt und dann getödtet.

Wie gern allerdings seine finstere Phantasie im Blute watete, zeigen die fürchterlichen Marterbilder, denen man sonst wohl begegnet; in San Martino hat er keine so abstoßenden Darstellungen hinterlassen. Seine Communion der Apostel hat den Ausdruck wahrer Begeisterung und echter Brüderlichkeit, sein Moses und Elias sind charakteristischkräftige, von jeder Schablone abweichende Gestalten. Auch nach Guido Renis heiliger Nacht — dem letzten unvollendet gebliebenen Werke des Meisters — mit dem von Correggio entlehnten Lichtmotive, seinem süßverklärten Mariengesichte und den schön bewegten Figuren, kehrt man gern zur Betrachtung dieser eigenartigen Spagnolettos zurück.

Die große „Fußwaschung“ des Annibale Caracci, ebenfalls im Chor der Kirche, vermag nicht sehr zu fesseln. Sie hat große uninteressente Flächen und in der willkürlich grellen Beleuchtung, der Allgemeinheit der Gestalten-

bildung und einer gewissen Nüchternheit der Auffassung aller Fehler der Caraccis, deren Strenge und Gewissenhaftigkeit sich erst in Guido Reni wieder zu lebendiger Schönheit beseelte. Auch Caravaggio, immer aus dem Leben schöpfend, aber nicht da, wo es am tiefsten ist, ist mit einem Bilde vertreten, einer unbedeutenden Verleugnung Petri. Nicht ohne Interesse sind endlich unter vielem Mittelmäßigen, das sich zwischen die Werke der Größeren hineingedrängt und namentlich an die Decken gerettet hat, drei Bilder des Francesco di Mura, den man schon unter die Decorationsmaler zu rechnen pflegt, der hier aber, angeregt und gebunden zugleich durch die künstlerische Umgebung, in die er eintrat, einige wenigstens durch milde Harmonie der Farben angenehme Gemälde lieferte: Darstellungen aus dem Leben der Maria, in einer Capelle vereinigt.

Mit diesen viel mehr als mit den ernsten Bildern Spagnolettos und Stanzionis finden sich die Skulpturen Berninis und einiger seiner Schüler in Uebereinstimmung. Bernini hat die Thürgesimse der Capellen mit reizenden kleinen leicht angemästeten Engeln geschmückt, glänzenden Amoren, die aus dem Lärm eines Ballsaales zur Abwechselung in diese Einsamkeit herübergeflogen scheinen. Sie sind von dem schönsten weißen carrarischen Marmor, den man sehen kann; unter der glänzenden Politur, die er nach dem Geschmacke jener Zeit bekommen hat, schimmert er wie Emaille. Bei solchen Engelchen, die des Fliegens wegen kein recht festes Knochengerüst haben dürfen, läßt man sich den fetten Glanz am Ende gefallen; aber sonst vernichtet der glitzernde Schein alle Festigkeit und allen Charakter der Form. Aufgezwungen wurde den Bildhauern die Politur ohne Zweifel durch den übertriebenen Glanz der Umgebung, in welche sie ihre Werke in der Regel zu stellen hatten: der Marmor durfte durch die immer massenhafter angewandte Vergoldung nicht erdrückt werden. Aber man hätte die Figuren eben so gut aus Porzellanmasse formen können — und in der That ließ diese fürchterliche Technik nicht lange auf sich warten.

18. December.

Capodimonte, das Ziel unserer heutigen Excursion, ist ein königliches Schloß auf der mittlern Höhe des Bergrückens inmitten eines prachtvollen Parkes gelegen. Man hat von da weniger eine Aussicht auf das Ganze, als auf einzelne Schönheiten dieser landschaftlich so reichen Bergabhänge. Neben Capodimonte hin ist die Stadt hier in zwei ausgebuchteten Böschungen hinaufgeklommen: die schönsten Villen, von Pinien überragt, von Orangen halbversteckt, bezeichnen hier ihren oberen Rand. Eine Idee von der Fülle der Sommervegetation giebt der Park von Capodimonte selbst, der fast nur

mit immergrünen Bäumen besetzt ist. Die immergrüne Eiche bildet hier, sich gegeneinander lehnend, unendlich lange phantastische gothisch gewölbte Grotten, dann wieder, nach französischer Art beschnitten, hohe gradlinigte Maueralleen. Eigenthümliche Gerüche, die auf uns eindringen, lassen die ganze betäubende Macht des Sommerduftes ahnen: sie stammen von den Kampher= und Pfefferbäumen, die in den Gebüschen zerstreut sind.

Das Schloß enthält eine große Sammlung neuerer Italienischer Gemälde. Wirklich Bedeutendes ist nicht dabei, das Meiste akademisch steif und langweilig, nicht tief empfunden. Die meisten Bilder sind von colossaler Dimension, wie denn die Schülerhaftigkeit es liebt, große Breiten in Beschlag zu nehmen, um zu imponiren. Als ob es nicht schon schwer genug wäre, nur einen kleinen Raum künstlerisch zu beherrschen und interessant auszufüllen und durchzubilden! Einige Bilder von Cammucini sind von guter Intention, wohl durchdacht, aber nicht inspirirt, und sie leiden an uninteressanten Breiten. Von Morelli einiges Gute. Von Cellentano ist ein großes unvollendetes Bild da; es hat Leben und weicht von dem gewöhnlichen akademischen Style ab, doch ist es noch in einem zu frühen Stadium, um ein Urtheil über den verstorbenen Künstler zuzulassen. Unter den Skulpturen ist eine netzstrickende junge Neapolitanerin der Aufmerksamkeit werth; sie ist von natürlicher Anmuth und sympathischem Ausdruck, das Einzelne lebendig und frei, doch nicht styllos.

Nachmittags besuchten wir das Pulcinelltheater von San Carlino, das eine gewisse Berühmtheit hat. Leider war uns der Volksdialect, in dem hier gespielt wird, zu wenig verständlich; doch bewies uns die große Ruhe des Publikums, daß es den Darstellern an starker Komik fehle. Der Pulcinell wenigstens, der in dem bekannten weißen Costüm mit Halbmaske, als stehende Figur, erscheint, war ziemlich hausbacken, und die Komik der Bewegung ging ihm durchaus ab. Das Stück drehte sich um einen Gewinn im Lotto, den gemacht zu haben sich wenigstens drei Personen einbildeten. Ein Schuster, der auch dieses Glaubens ist, zerreißt seiner Frau die kattunenen Kleider, um ihr neue seidene anzuschaffen, und sie wirft das Küchengeschirr zum Fenster hinaus. Damit schloß der erste Act; den folgenden warteten wir nicht ab.

Solcher Stücke, in welchen die Eventualitäten des Lotto behandelt werden, giebt man hier sehr viele, und damit steht die Bühne mitten im Leben; denn das Lotto ist recht eigentlich die Nationalleidenschaft der Neapolitaner. Diese zahlreichen Habitués der schmutzigen Lottocomtoirs sinnen und denken nichts Anderes als Lottochancen; jedes Ereigniß, das ihnen begegnet, übersetzen sie in eine Ziffer und so lesen sie das Leben wie eine Zahlenreihe. Im Lotto finden sie den pragmatischen Zusammenhang

von dem bischen Geschichte, das sie erleben. Wenn ich nicht irre, weis't die Tabelle, aus welcher man diese Kunst des Transponirens in ihren Elementen erlernt, ungefähr 38 nennenswerthe Ereignisse auf, die dem Menschen auf der Straße begegnen können; diese weiß Jeder auswendig, wer sich irgend mit ein paar Soldi am Lotto zu betheiligen pflegt; für tiefergehende Combinationen zieht er orakelnde Mönche und allerhand Traumdeuter zu Rathe. Wie allgemein aber die Kenntniß jener Tabelle ist, erfuhren wir kürzlich, als unser eigener Wagen einige schöne verwendbare Ereignisse lieferte. Eines Freitags nämlich gefiel es dem bis dahin unbescholtenen Handpferde, einen Strang zu zerreißen und den Wagen gegen die Wand zu führen. Fünf Leute sprangen herzu, um zu helfen und den Schaden zu bessern. Aber von dämonischer Gewalt getrieben gingen jetzt beide Pferde eine Strecke durch; die Fünfe sprangen nach und brachten sie zum Stehen, dann aber jagten sie selbst mit leuchtenden Augen spornstreichs die Straße hinunter, nicht anders als wäre der Dämon jetzt aus den Rossen in ihre Leiber gefahren. Gestern erfuhren wir den Grund dieses auffälligen Verhaltens. Aus der Combination der drei Umstände „Freitag“, „Strangreißen“ und „Durchgehen“ war im selbigen Moment allen Fünfen das Bild einer Terne aufgeblüht; sie stürzten zum nächsten Lottocomtoir, setzten und — gewannen. Es kann nicht ausbleiben, daß man uns zu Lottoheiligen macht, uns oder die Pferde.

20. December.

Abends sahen wir die Medea im Theater der Florentiner. So wird das erste Schauspielhaus genannt, weil es einer Kirche des Namens benachbart ist; es sucht dieser Bezeichnung aber auch durch reinen florentinischen Dialect gerecht zu werden. Das Publikum ist hier ein anderes, als in San Carlo, weniger vornehm, aber gesitteter und dankbarer; die störenden Bezeugungen des Mißfallens fielen hier weg und der Beifall war lebhafter. Indessen litt die Darstellung doch unter einer gewissen Furcht vor dem Publikum, welches unverkennbar zur Katastrophe drängte; man kann dies Verhältniß in allen hiesigen Theatern beobachten. Das Spiel übereilt sich, die Höhepunkte der Handlung werden nicht stark genug herausgearbeitet, das Stück wird überhaupt unvernünftig gekürzt. Ein Vergleich der italienischen mit der deutschen Spielweise in einem mir bekannten Stücke war mir sehr interessant. Hervorragend war nur die Darstellerin der Medea, Frau Pezzana-Gualt. Sie hat das Verdienst, der früher hier beliebten französischen falschpathetischen Spielweise in der hohen Tragödie ein Ende gemacht zu haben; dafür repräsentirt sie nun aber die absolute Natürlichkeit. Das

6*

ist zunächst im besten Sinne zu verstehen, sofern sie nicht auf Effect spielt und die Kunstpausen und sonstigen Lockungen zum Beifall verschmäht. Sie ist eben ganz bei der Sache und denkt nicht an das Publikum. Aber auf der anderen Seite geht sie in der Natürlichkeit des Ausdrucks bis zur Unschönheit; der Zorn erstickte zuweilen in der That ihre Stimme, und diese hastigen bösen Bewegungen waren dieselben, wie man sie hier auf der Straße an erzürnten Frauen so häufig beobachten kann. In ihrer Art der Recitation löste sie die poetische Form des Dramas vollkommen auf.

So sehr es nun wahr ist, daß die Natürlichkeit, der Realismus in der Kunst immer mehr anspricht, als ein falsches und hohles Pathos, so wenig kann man sie doch als das eigentliche Ziel in der Kunst gelten lassen, auch in der dramatischen nicht. Zwar momentan wurde man von dem Spiele der Frau Pezzana sehr stark ergriffen; aber es kamen doch auch zu viele Momente, wo sie unserem Mitgefühle nichts mehr übrig ließ und durch peinliche Natürlichkeit unsere Empfindung stumm machte und verschloß. Hier lag, glaube ich, die Verletzung eines der wichtigsten Gesetze dramatischer Darstellung zu Grunde; — eines von mehreren, denn der Idealstil vollendet sich in dieser Kunst wie in allen anderen durch eine Mehrheit von zusammmenwirkenden Idealitäten. Es ist, so scheint mir, nicht eine Herabminderung des Gefühls, der Leidenschaft, des Pathos, wohl aber eine Milderung ihres Ausdrucks zu fordern, sodaß ein Rest von Empfindung innerlich verhalten bleibt, der sich durchfühlen lassen, aber nicht ausgesprochen werden soll. Diesen Rest nehmen wir Zuschauer auf uns, in unser eigenes Herz und in unsere eigene Phantasie, und wir wuchern damit zu Gunsten des Helden. Mächtig erweitert und vertieft legen wir ihn dann in seine eigene Seele zurück und statten ihn selber damit wieder aus. Die volle Natürlichkeit aber, die alles Innere ohne Rest zum Ausdruck bringt und instinctiv bis an die äußerste Grenze der Darstellungsmittel geht, läßt uns keine Differenz, in die wir eintreten könnten: wer sich selbst zu sehr leid thut, thut uns nicht mehr leid. Vollends stumm macht uns die Uebertreibung, denn sie verräth stets eine nach äußeren Mitteln herumtastende Unsicherheit oder gar einen Mangel origineller Empfindung. Uebertreibung entlehnt die Form und hat das Wesen nicht.

21. December.

Heute will ich die Beobachtungen zusammentragen und fixiren, die ich bisher an den Bewohnern dieser seltsamen Stadt gemacht habe. Ich habe damit gewartet, um erst mit einiger Sicherheit die stehenden und wiederkehrenden Erscheinungen von den zufälligen und momentanen zu unterscheiden,

auch etwa so zu sagen das Mittel des Volkscharakters festzustellen und ein etwaiges Mehr oder Minder, das durch vorübergehende politische oder sociale Verhältnisse zu erklären wäre, an seinem Orte und mit seinen Ursachen zu betrachten. Gerechtigkeit gegen ein fremdes Volk ist ohnehin eine schwere Sache. Mit der fremden Natur ist es kaum anders, und es gehört immer eine gewisse Beweglichkeit des Geistes und Bildung des ästhetischen Sinnes dazu, um die Schönheit einer fremdartigen Landschaft zu erkennen und wirklich zu genießen. Aber die Natur dringt nicht so auf uns ein wie das Volk, welches gehört, mit dem verhandelt sein will und das uns an seinen Gewohnheiten betheiligt zu sehen wünscht.

Und diese Gewohnheiten — wie sind sie durchaus von dem Charakter der umgebenden Natur abhängig! Das ist das Erste und Wichtigste, was berücksichtigt werden muß. Was das hiesige Klima am stärksten von dem unsrigen unterscheidet, ist dies, daß die natürlichen Epochen des Jahres, die bei uns so stark einschneiden, hier fast ganz verwischt sind. Der Winter ist hier nur ein verminderter Sommer, er fordert keine Veränderung der Lebensweise. Wir sahen vor einigen Tagen junge Erbsen, im Freien gewachsen, auf dem Markte, an demselben Tage blühende Erbsenbeete in den Weingärten, und die große Bohne schießt schon längst überall kräftig empor. Für einen halben Frank kauft man an den Straßenecken die mächtigsten Rosenbouquets, die schönsten Camelliensträuße; rothe Geranien, die blauen Blüthen eines Rankengewächses sieht man noch häufig in den Gärten, von denen auch die meisten nur immergrüne Bäume haben, und die Orange wird hier Ende Januar geerntet. Um die köstlich duftenden honigreichen Blüthen der Terebinthe summen die Bienen, die hier, wie es scheint, zu arbeiten nicht aufhören; die Beete, die noch unbestellt geblieben sind, glänzen von gelbblühendem Unkraut; die Magnolie, an der noch die Samenkolben mit ihren rothen Kernen hängen, ist schon wieder im Treiben; die Citrone, ihrer Sommerfrucht noch nicht entlastet, zeigt bereits Blüthenknospen und rasch, ehe deren Alles betäubender Duft ausbricht, nimmt das Veilchen die Zeit für seine bescheidene Blüthe wahr: so reichen sich Sommer und Frühjahr über den Winter hinweg die Hand. Nach wie vor verkauft der Limonadenhändler seine Eislimonade an der Straße, nach wie vor spielen kleine Hemdenmätze im sonnendurchwärmten Sande, springen größere Schlingel für einen Soldo in's Meer, tauchen andere zu ihrem Erwerb nach Knochen und sonstigen versunkenen Kostbarkeiten, und die Farbe ihrer Haut bleibt dabei so golden wie im Sommer. Auch die vornehme Welt findet keine Veranlassung zu anderer Tageszeit, als im Sommer, an die Oeffentlichkeit zu treten; sie fährt ihren Corso nach wie vor um 4 Uhr. Das Leben bleibt

durchaus öffentlich, das Haus nur ein Unterkommen, die Straße der eigentliche gemeinschaftliche Saal, Spiel= und Tummelplatz für Alle.

Es giebt hier also keine Zeit, welche dem Menschen die lustige Buntheit und Bewegtheit des Lebens raubte und ihn mit Gewalt von Außen nach Innen drängte. Wir Nordländer leben im Sommer, von der Natur gelockt, mehr genießend nach Außen, im Winter mehr reflectirend und denkend nach Innen. Und was erwarten wir nicht Alles vom Wechsel der Jahreszeiten! Neue Aufgaben, neue Beschäftigungen, neuen Verkehr, die Wiederanknüpfung zerrissener Verhältnisse, die Auflösung solcher, die uns unbequem geworden sind, ganz neue Wendungen für unser inneres und äußeres Leben! „Nun muß sich Alles, Alles wenden!“ — so erwarten wir's vom Frühjahr, so vom Winter. Alle diese starken Abschnitte, die den Menschen zum Stillstehen und zur Betrachtung seiner selbst nöthigen, die ihm Gelegenheit geben, sich seinen eigenen geistigen Gehalt erst bewußt und gegenwärtig zu machen, sie existiren für den Südländer nicht. Er bleibt stets nach Außen gewandt, stets darauf gerichtet den Augenblick rasch zu ergreifen, stets außer sich, weder vor noch rückwärts denkend. Er lebt nicht im Gedanken sondern nur im Handeln und Genießen; er ist daher in jedem Momente ganz er selbst und nie beirrt durch Unterscheidungen und Theorieen, die aus der Reflexion und aus dem Ernste des Gewissens stammen. Ueber nichts macht er sich Gedanken: er mengt Arbeit und Genuß, Ernst und Scherz, Heiliges und Ueppiges ganz naiv durcheinander. Der Neapolitaner arbeitet auf der Straße, um jeden Augenblick dabei seinen Spaß und seine Unterhaltung zu haben, er sieht am Abend „die Geburt des menschgewordenen Wortes“ und ein schönes neues dreiaktiges Ballet auf einer und derselben Scene, und wieder die Kirche macht er sich zum Schauspielhause. Da muß er zur Feier des Auferstehungsfestes unter dem Schleier der Madonna Vögel auffliegen sehen; da muß der arme Januarius sein dramatisches Bedürfniß mindestens dreimal des Jahres durch Flüssigmachung seines Blutes befriedigen.

Gut, daß Januarius und einige Andere ein für alle Mal das Schwerste geleistet haben, was vom Menschen zu fordern ist, und mögen Diejenigen die religiösen Dinge ausmachen, die dazu von Natur prädisponirt sind! Jeder Mensch sein eigener Priester, ist ein Gedanke, der hier nicht aufkommt; die Religion ist eine Provinz der Geistlichen; mögen sie dieselbe, ohne Aufsehen zu machen und ohne unbequem zu werden, verwalten. Nur bei dieser Auswendigkeit der Religion, die dem Menschen ganz gegenständlich und bloß anschaulich wurde, konnte es kommen, daß Kirchen und Priester sich so unzählig vermehrten; denn der Leichtsinn, der die Regel macht, wird doch

auch durch Angst und Schmerzen unterbrochen, und da fühlt sich das kindische Gemüth unsicher, stürzt sich dem Aberglauben in die Arme, schreit nach Zeichen und Wundern, glaubt die erste beste Fabel und stiftet in Angst oder Dankbarkeit Messen über Messen, Kirchen über Kirchen.

Verfließt aber das Leben des Neapolitaners ohne rechte Perioden, so ist es doch keineswegs ohne starke Gegensätze; durch hundert unmerkliche Vermittelungen mögen sie sich aus der Natur in die menschliche Existenz übertragen haben. Wandert man den Strand entlang, so meint man in der malerischen Garnitur ausgestreckter Gestalten die zahlreichen Opfer der Sirenen zu sehen, wie Kirke sie dem Odysseus schildert: dorrende Häute und Gebeine modernder Männer sind rings am Strande gehäuft. Man kann nichts Apathischeres sehen, als diese dorrenden, schmorenden Lazzaroni; nicht einmal ein autochtonischer Helgoländer kommt in der Großartigkeit des Nichtsthuns gegen sie auf. Aber begiebt sich in ihrer Nähe irgend ein Ereigniß, das den gewohnten Gang der Dinge einigermaßen unterbricht, oder erheben sie sich, um dem Erwerbe nachzugehen oder zu spielen, so offenbart sich ihre Verwandtschaft mit den vulkanischen, cyklopischen Mächten, die sich mit den Sirenen in die Herrschaft dieses Landes getheilt haben, und das Feuer ihrer Natur bricht aus. Die gesparte Kraft verthut sich als Leidenschaft: das Wort wird zum Schrei, der Schritt zum Sprung, die nothwendige Bewegung zum pathetischen Gestus. Lethargie und Aufregung, endlose Pausen und kurze Capriccios, aber keine ruhige Arbeit, kein gleichmäßiges Ausspinnen eines Themas — so verfließt hier das Leben.

Man muß nun dies kindliche und kindische Wesen, diese absolute Natürlichkeit im Einzelnen betrachten. Es ist eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung. Da ist auch — obschon Neapel eine halbe Million Einwohner hat — nichts von der Gemessenheit und Uniformität großer Städte; nur die vornehme Welt macht sich auch hier das Leben so monoton wie sie es fast überall thut; sie allein unterwirft sich jener internationalen Gottheit, die man mit gähnendem Munde, falschem Haar und geschminkten Wangen darstellen sollte, der Mode. Der gemeine Mann thut geradezu Alles, was ihm beliebt, und nirgends in der Welt fühlt man so wenig die Polizei durch wie hier. Er setzt seinen Kochofen auf die Straße und legt sich mit seiner ganzen Familie dazu — es ist ihm erlaubt; er treibt dazu sein Handwerk und läßt alle Abfälle davon liegen — es ist ihm erlaubt; er röstet sich an einem kleinen Feuer, das er auf dem Pflaster entzündet, Pinienäpfel, seine halbnackten Buben verschleppen die brennenden Späne über die Straße und brennen damit Schwärmer an, die sie für die zusammengebettelten Soldi gekauft haben — Niemand wehrt ihnen. Die Wäsche flattert über die Straße,

der Unrath saus't aus dem Fenster, ganze Ziegenheerden drängen sich auf dem Trottoir der vornehmsten Straßen, um ihre Milch persönlichst in die Palazzi zu tragen — lauter primitive behaglich kleinstädtische Zustände. So will auch dies Drängen und Treiben auf dem Toledo, auf dem sich in jedem Augenblicke Tausende von Fußgängern und Hunderte von Fuhrwerken aller Art durcheinanderdrängen, selbst uns armen Kleinresidenzlern nicht recht imponiren: man sieht, wie Alles um kleine und kleinste Zwecke hastet und drängt, wie das Leben hier überall en détail auftritt und der wogende Lärm der berühmten Straße nur die unendliche Vervielfachung kleinstädtischen Treibens ist. Das Sorgen von der Frühe bis auf den lieben Mittag, vom Mittag auf die Schüssel und die Unterhaltung des Abends, am meisten aber ein Leben im Moment: das ist der Inhalt der colossalen Bewegung.

Aber lassen wir den Toledo; treten wir von Portici her in die am Hafen entlang führende Straße ein. Drei Dinge sind es, die da den Fremden in der Oeffentlichkeit dieses Lebens sofort höchlichst überraschen. Zunächst erstaunt er zu entdecken, daß die in der Ferne so hellschimmernde Parthenope bis über die Knöchel im ungeheuersten Schmutze watet. Das ist auch eine Folge der Sorglosigkeit des Neapolitaners, der nicht so weit in die nächste Stunde hineindenkt, daß er die Abfälle der gegenwärtigen beseitigt. Er denkt nie an Reinigung seines Hauses oder seiner Person, wenn er nicht zu den oben erwähnten Wasserspringern gehört; — ich spreche hier natürlich nur von Denen, deren Leben vorzugsweise auf der Straße ist, aber ihre Zahl ist Legion. Mit dem Schmutze verbinden sich die unsäglichsten Gerüche, in deren Composition der Neapolitaner geradezu Virtuose ist. Von ihm selbst sagt man, daß ihm der fünfte Sinn fehle; wir Andern genießen seiner Werke desto mehr. Das Zweite, was uns auffällt, ist das unablässige Geschrei auf den Straßen. Was irgend ausgeboten wird, Eiswasser, Orangen, Aepfel, Pinienäpfel, Feigen, Fische, Schwefelhölzer, Cigarrenstummel — es wird Alles schreiend ausgeboten. Und der Neapolitaner schreit ganz eigenthümlich. Er reißt den Mund auf, daß man beide Zahnreihen vollständig sieht, setzt den Ton mit durchdringendster Energie ein, zieht ihn durch zwei, drei kleine Intervalle hindurch und verbraucht endlich den Rest von Athem in irgend einer ganz unerwarteten Tonart. Es ist, als käme der Ton gerade eben in die Freiheit und wüßte vor Entzücken nicht wohin. Dabei sieht man dem Schreier den Genuß seines Geschreis auf dem Gesichte spielen, wie dem Hahn bei seinem Kikeriki. Gesungen wird auch viel, und nicht bloß von Leuten, die dafür Geld sammeln: der Eseltreiber, der Kutscher, der kleine faullenzende Lazzarone, sie singen oder summen sich ihre Weisen.

Das Dritte, was den Fremden überrascht, aber angenehm berührt, wenn er irgend ein Auge dafür hat, ist die ausdrucksvolle Lebendigkeit und Schönheit aller Bewegungen. Das ist eine Folge der Wärme, welche die Menschen jahraus jahrein genießen. Wärme löſ't die Glieder, Kälte fesselt sie. In diesem warmen Klima giebt das Glied entweder ganz seiner eigenen Schwerkraft nach — und dies bringt die völlig gelassenen Stellungen hervor, die wir so oft auf italienischen Bildern und an Antiken bewundern — oder es folgt ganz und unbehindert der Intention, die es in Bewegung setzt. Bei uns erscheint es in der Ruhe wie in der Spannung immer ein wenig verklemmt und contract, der Körper überhaupt fester und gedrungener. Es ist wahrlich keine Einbildung mit der classischen Schönheit der Bewegungen des Neapolitaners: Viele wissen sie nur vor Schmutz und Lumpen nicht zu sehen. Aber Schönheit des Angesichts findet man hier gerade nicht häufig, besonders nicht unter den Frauen, die ungemein rasch altern.

Kommt man von Portici her in die Stadt — beide Orte schließen unmittelbar an einander — so treten jene Eigenheiten des neapolitanischen Lebens den Sinnen sofort in ihrem höchsten Grade entgegen. Familie neben Familie lungert, arbeitet, spielt, schreit vor ihrer Höhle. Diese Höhle ist das Erdgeschoß eines unendlich schmalen hohen Hauses, das nur Balkons und Thüren, aber keine Fenster zeigt. Ein Gemach birgt den ganzen einfachen Hausrath, der bis auf das sehr umfangreiche Bett Tags über auf die Straße wandert; in diesem Zimmer schläft Alles, mit Einschluß der Katzen und des Federviehs. Früh setzt sich der Papa mit seinem Arbeitskasten vor die Thüre, flickt unter Beihilfe der primitivsten Instrumente einen alten Stiefel mit einem anderen gefundenen noch älteren und unterhält sich dazu mit Jedem, der ihm nahe kommt. Großmutter steht in der Thüre und spinnt an der Spindel: ein poetisches, aber höchst mangelhaftes Geräth, das hier nur beibehalten ist, damit Großmutter jeden Augenblick damit herumlaufen und jedes Ereigniß, das auf der Straße vor sich geht, spinnend in der Nähe betrachten kann. Wenn Máma nicht etwa einen Fisch oder Pinienäpfel röstet oder Maiskerne quellt oder irgend eine unsagbare Mischung für die Familie zubereitet — die keine bestimmte Eßstunde hat — so wird sie der Tochter oder der Nachbarin, in Rechnung auf Gegendienst das Haar kämmen oder auf den Häuptern der Ihrigen die niedere Jagd ausüben — Alles auf der Straße. Das Kämmen gehört unter die Passionen der Straßenbevölkerung; man sieht es überall und zu jeder Stunde, und eine Frau mag sich wohl, wenn sie die Liebe der Ihrigen genießt, ein halb Dutzend Mal des Tags kämmen lassen. Einen Zweck hat es weiter nicht; es ist nur angenehme Variation des dolce far niente.. Die Ausübung

der erwähnten Jagd beruht auf dem großen Princip der Gegenseitigkeit; es ist ein Bild nicht ohne Würde, wenn man drei Matronen, durch dieses sittliche Band vereinigt, in stiller Gelassenheit auf einander warten und einander bedienen sieht. Sie sitzen groß und ernst wie die Parzen, ganzen Generationen Untergang sinnend. Niemand nimmt daran ein Aergerniß; auch der Obstverkäufer nicht, der unmittelbar neben ihnen seine Orangen und Cactusfeigen schält; auch der Lazzarone nicht, der diese Früchte für einen erbettelten Soldo verspeis't. Das naturam expellere wird hier von keiner Weise versucht.

Nun kommt etwa eine kleine Maccaronifabrik, ein sehr einfaches Knet- und Preßwerk, von einem einzigen Manne mittelst eines Rades in Bewegung gesetzt. Mit Maschinen würde man das Zehnfache leisten; aber wer wird sich hier in die Sklaverei einer Maschine begeben, die das anspruchsvollste Ding von der Welt ist und, einmal im Gange, nicht wieder aufhören will. Der Neapolitaner muß jeden Moment zu arbeiten aufhören können, um sich jeden Moment zu amüsiren. Dafür kann man ihn auch noch Abends um 11 Uhr an seinem Rade drehen, auf seinem Amboß hämmern, an seiner Bank hobeln sehen. Im Ganzen kommt freilich nicht viel dabei heraus; die Arbeit der Handwerker ist durchweg naiv und mangelhaft. Auf den Nudel- oder Mehlfabrikanten folgt eine der zahllosen Trattorien, die es hier in allen erdenklichen Abstufungen giebt. Wieder nur ein einziger Raum, und die Vorräthe weit in die Straße hineingebaut. Die Thür und das Büffet — wenn man diesen stolzen Namen anwenden will — sind garnirt mit Büscheln von rothen Früchten, meist Paradiesäpfeln, mit Maiskolben, Endivienstauden, Fettblasen, Würsten; die Tische sind mit Käse, Brod und klassisch geformten Weinflaschen besetzt; in den Pfannen schmoren Maccaroni, Würstchen oder Fische. An Zuspruch fehlt es nicht; nur bleibt hier Niemand lange sitzen. Daß sich schmutzige Kinder zwischen den Körben und Tischen herumwälzen und thun, was sie nicht lassen können, daß eine Bande Pifferari sich zu ihm setzt und ihm die Ohren volldudelt, wird hier den Gast nicht belästigen; ein reinliches und ruhiges Plätzchen ist in diesem ganzen Stadttheile ohnehin nicht zu finden.

Aber so ein Stück Straße, von den Häusern aus so mannichfach belebt, empfängt doch erst aus dem allgemeinen Verkehr seinen rechten Tumult. Hunderte von lasttragenden Eseln und Maulthieren, von Fuhrwerken aller Art bewegen sich fortwährend mit und gegen einander. Das unglückselige Lastthier hat nicht nur rechts und links zwei hochgepackte Gemüsekörbe, sondern oben drauf auch noch den Lümmel von Producenten zu tragen, der es anschreit, schlägt und stößt; und auf einem einzigen der vom Lande herein-

kommenden Corricoli, die nur von einem elenden Pferde gezogen werden, sieht man oft zwölf, ja mehr Personen kauern, sitzen und stehen, den Geistlichen mitten darunter. Dann noch Trab den Berg hinauf und hinab: — nirgends werden die Thiere so schlecht behandelt wie hier; alle Augenblicke fühlt man sich durch irgend eine capitale Schinderei erbittert. Victor Hehn in seinen visionären Ansichten von Italien weiß auch dies zu entschuldigen. Diese Thierquälerei soll ein Rest der antiken Objectivität sein, welche kein sentimentales Verhältniß zur Thierwelt kannte. Nun ja, absolut aus der Luft gegriffen ist die Bemerkung nicht; aber zwischen sentimentaler und einfach guter Behandlung ist auch noch ein Unterschied. Und wie liebenswürdig war doch nicht das Verhältniß des alten Polyphem zu seinem Hauptbock! — So durchaus fremd war doch also der antiken Anschauung die Liebe zu den Thieren nicht. Wie wenig aber hier das Seelenleben der Thiere verstanden wird, geht schon daraus hervor, daß der Hund, dieser mehr treue und gemüthvolle als praktisch nützliche „jüngere Bruder" des Menschen hier eine sehr seltene Erscheinung ist.

Ganz staunenswürdig ist es, daß bei dem Durcheinanderdrängen und Schieben von Wagen, Lastthieren und Menschen sich nie der geringste Unglücksfall ereignet. Da laufen Kinder am Rande des Fahrwegs umher, spielen mit Kugeln, Orangen, Ziegelsteinen oder was sie sonst zur Hand haben, das beliebte Boggia, schlendern zwischen den Wagen durch, und nie werden sie beschädigt. Da stellt der Nudelfabrikant seine Maccaroni, der Ziegler seine Ziegel zum Trocknen recht in die Straße hinein — aber nie wird auch nur ein Stück umgeworfen oder verletzt. Die Neapolitaner sind ungemein gewandt und aufmerksam. Alles ist in beständiger gegenseitig nachgebender Bewegung, Jeder sucht sich, wie er kann seinen Weg. Selbst die von Vermummten geleiteten schaurigen Leichenzüge müssen sich durchwinden, wie es eben gehen will; eine besondre Gasse wird ihnen nicht gemacht, Geschrei und Musik hören vor ihnen nicht auf.

Und in solcher Weise wälzt sich der Strom des täglichen Lebens von Portici her am Handelshafen, dann am Kriegshafen hin bis zum Quai Santa Lucia, mit reichlichem Zu- und Abfluß durch die Gassen, die in das Innere der Stadt nach dem Toledo hinaufführen. Santa Lucia hat seinen eignen Charakter; hier ist die eine große Station der Fischer, die hier an's Land und sogleich zu Verkauf bringen, was das Meer ihnen bescheert hat, den ganzen Inbegriff der frutti di mare, Austern, Fische, Hummern, Muscheln aller Art. In Sommernächten entwickelt sich hier an einer Schwefelquelle, die sich hart am Ufer befindet, ein reger Verkehr.

Mit dem Castell d' Ovo, das weit hinein in's Meer vorspringt,

schneidet jenes lebhafte Treiben ab. Von hier beginnt die zweite große Bucht, an welcher sich die vornehme Welt angesiedelt hat. Sie geht vom Castell d' Ovo bis zum Ende des Posilipp. Das Ende der Stadt ist zwar in der Mitte dieser Linie, hinter der Mergellina, aber die Villen setzen sich in ununterbrochener Folge bis zum Ende der Strada nuova fort, über den ganzen Posilipp hin. Freilich im Alleinbesitz ist die vornehme Welt auch hier nicht. Mitten zwischen ihren Palästen wohnen die ärmsten Lazzaroni, ebenso auf der Straße etablirt, wie ihre Genossen am Hafen; ja nicht selten haben sie auch die untern Räume der Palazzi selbst inne, die dann freilich darnach aussehen. Aber das Erdgeschoß hat hier mit dem übrigen Hause nichts zu thun, wie wir auch in Pompeji die Straßenzimmer vom Haupthause meist getrennt fanden. So muß hier der glänzende Corso an den Etablissements des ärmsten Volkes vorbei.

22. December.

Indem uns auf vielen Wanderungen im Innern der Stadt und am Hafen die hiesige Art zu leben, zu genießen und zu arbeiten allmählich vertrauter wurde, machten wir die Wahrnehmung von zwei wichtigen Verhältnissen, die das Leben und Treiben Neapels charakterisiren. Zunächst fiel uns auf, daß dasselbe in weit geringerem Grade durch die maritime Lage der Stadt bestimmt wird, als man denken sollte. Betritt man Handelsstädte, wie Bremen, Hamburg, Marseille, vom Binnenlande aus, so merkt man doch schon an den ersten Häusern, daß man sich in einer Seestadt befindet. Ausländische Gewächse und Muscheln, zierlich in den Fenstern geordnet, fremdartige Matten und Schiffsmodelle in den Hausfluren, der Oelfarbenglanz der wie die Schiffe stets frisch gemalten Häuschen, Mastbäume mit Windfahnen in den Gärten, Papageienkäfige in den Bäumen hängend, das Ganze von leichtem Theerduft umflossen — Alles das verkündet deutlich die Nähe der See und zieht den Sinn mächtig in die Ferne hinaus. Hier ist das durchaus anders; hier trägt nur der Strand einen maritimen Charakter, und auch der nur obenhin. Die See beherrscht das Leben nicht, sie verschönert es nur; sie ist kaum mehr als eine angenehme Zugabe. Sie ist in diesem schönen Golfe auch zu ruhig, um sich den Menschen aufzudrängen; Ebbe und Fluth ist kaum bemerkbar, und die einzige kräftige Bewegung bringt der Sirocco hinein. Man hat sich nicht gewöhnt die See zu betrachten, wie das der Bewohner nordischer Küstenstädte in jedem freien Augenblicke thut. Am Nordseestrande wird der ausruhende Fischer immer Angesichts des ewig wechselnden Meeres ausruhen; hier kehrt er ihm den Rücken zu und legt sich auf das Straßenpflaster. Auch die muntere Arbeit

der Schiffswerfte, die in anderen Seestädten wieder Tausende von Menschen an den Dienst des beweglichen Elementes bindet, fehlt hier durchaus; die ganze Schifffahrt scheint wie geliehen. Vergeblich sehen wir uns auch nach den imposanten Ballen und Fässern um, vor denen man an anderen Häfen immer den Hut ziehen möchte, wenn man nicht gar zu sehr den Provinzler zu verrathen fürchtete; vergebens spüren wir nach ihren wunderbaren, ahnungsvollen Gerüchen, die uns mit einem Male die ganze Geographie der südlichen Hemisphäre und eine Welt von Insulanern, Schlangen und Affen in die Phantasie werfen. Der Neapolitaner hat eine unglückselige Geschicklichkeit, Alles von Haus aus zu zerkleinern; wir belächeln in seinen Düten, was uns in Ballen mit Ehrfurcht und Grauen erfüllen würde.

Der Großhandel ist von geringem Belang; um so üppiger wuchert der Kleinhandel, und das Mißverhältniß, in welchem er zur productiven Arbeit steht, ist der zweite der auffallenden Contraste, die den Verkehr Neapels charakterisiren. Eine gewisse Rührigkeit, um sich die gewöhnlichen Bedürfnisse zu suchen, die nächsten Genüsse zu verschaffen, beherrscht die ganze Bevölkerung; aber außer der Fabrikation von Handschuhen, Korallen-, Schildkrot- und Lava-Artikeln nimmt man kein kräftig blühendes Gewerbe wahr, und weder die Zeit noch die natürlichen Hilfsquellen des Landes werden gehörig ausgenutzt. Die Pflege der einheimischen Fruchtbäume ist sehr mangelhaft und für den Export wird wenig gezogen; der Wein wird in einer so nachlässigen Weise behandelt, daß schließlich aus der süßesten Traube ein herber und unerfreulicher Wein producirt wird, der draußen keinen Markt findet. Die moussirenden Weine sind mostartig und sauer, die übrigen ohne Blume und meist mit herbem Nachgeschmack. Ohne die Poesie des Lebens zu zerstören, ohne gar zu viel Schornsteine zu bauen — jetzt möchte der Vesuv wohl der einzige namhafte sein — müßte man diesem Boden unendlich mehr Ertrag abgewinnen können.

Der Detail-, Hausir- und Straßen-Handel wuchert, wie gesagt, ungemein. Er ist wesentlich auf die Fremden berechnet, die hier seit den Griechenzeiten jahraus jahrein in Schaaren landen und an denen der Neapolitaner eine Art Strandrecht üben zu dürfen glaubt. Unter dieser vagirenden Kaufmannschaft ist das Ueberbieten die Regel, ebenso bei allen Fiakerkutschern. Man muß nicht sauer dazu sehen; es ist zu unterhaltend, mit ihnen um den Preis zu ringen und ihre Beredtsamkeit zu entfesseln. Ihr Gesichtsausdruck auf das erste Gegengebot ist so überlegen vernichtend und maßlos erstaunt, daß ein Fremdling von einigermaßen schüchterner Gemüthsart sofort in die tiefste Beschämung hinüberschlägt, ein Herabbieten überhaupt nur versucht zu haben. Aber hält er Stand, so wird er jetzt die herrlichsten

Reden hören, über die vortreffliche Carozza (in die kein deutscher Landpfarrer mehr steigen würde), das unvergleichliche Cavallo (das er längst auf allen vier Extremitäten hat brennen lassen), die glühende Hitze (die ihm persönlich um die Hälfte zu gering ist), und die fünf Ragazzi zu Hause (die einstweilen nur Idealschöpfungen seiner Phantasie sind). Die lebhaften Geberden, mit denen er diese Ergüsse begleitet, kann man ohne inneres Vergnügen nicht sehen. Besonders spaßhaft ist es, wenn er nach längerem Kampfe verzweifelt seine fünf Fingerspitzen zusammenlegt und die Hand dem Gegner vor die Augen schiebt. Jeder Gestus eines Neapolitaners läßt sich wörtlich übersetzen; dieser heißt: „Nimm doch nur, o schwerfälliger Barbar, deine fünf Sinne zusammen, wie ich hier meine fünf Fingerspitzen, und überlege dir die Sache vernünftig, das heißt aus meinem Interesse.“ Und wie er sogleich gegen stillschweigendes Halbpart unter seinen Gesellen, die Gott weiß woher plötzlich erschienen sind, Unterstützung findet! Gegen den Fremden hält diese Menschenart in anerkennenswerthester Weise zusammen. Hat er seinen Kutscher etwa gar zu sehr herabgeboten, so wird er erleben, daß dieser ihm bald nach der Bezahlung plötzlich ein falsches Frankstück präsentirt, das er von ihm erhalten haben will; besaß er es nicht selbst, so hat ihn ein guter Freund schnell damit versehen. Verspeis't der Fremde Austern am Meeresstrande, so kann er, wenn er in seinen Genuß nicht gar zu sehr vertieft ist, wahrnehmen, wie ein unberufener Dritter die Anzahl der Schalen, die er geleert hat und nach welcher die Bezahlung berechnet wird, mit großer Virtuosität unter der Hand zu vermehren weiß. Natürlich wird ihm dieser Dienst von dem Verkäufer, der ihn nicht selbst verrichten kann, weil er die Austern öffnen muß, angemessen vergolten. Aber nach wenigen Wochen schon wird man dem Volke bekannt und genießt halbes Heimathsrecht: die Anforderungen mäßigen sich und alle jene liebenswürdigen kleinen Gaunereien treten wenigstens respektsvoller auf. Der Fremdling kann nun auch mit Muße dies und das betrachten, ohne sofort von zwanzig Seiten alle erdenklichen Waaren und Dienstleistungen angeboten zu bekommen oder einfach angebettelt zu werden. Zu Anfang ist das ganz unmöglich. Was man ansieht, wird angeboten, und der Lazzarone würde es durchaus begreiflich und in der Ordnung finden, wenn man in die linke Rocktasche seine klebrigen Pinienäpfel, in die rechte einige Seepolypen und Aale steckte und in den Händen seine feinstachlichten Cactusfeigen nach Hause trüge. Aber, wie gesagt, nach einigen Wochen begrüßt man sich, wie Landsleute thun, und weiß, was man von einander erwarten darf.

Man müßte der Philister seiner eigenen Nationalität sein, wenn man diesem munteren und leichtlebigen Volke nicht gut sein wollte. Und mit

diesem einfachen Gefühle der Zuneigung könnte man füglich alle weiteren politischen und socialen Fragen auf sich beruhen lassen, mit dem Volke leben und genießen und das Morgen dem Herrgott befehlen. Aber nun kommt denn doch die deutsche Gewissenhaftigkeit und Pedanterie und stellt ihre Fragen. Ist dieß Volk, was es sein könnte? Ist es so, wie ein Staat es braucht, der in die Reihe der Machtstaaten eintreten will? Und da muß man, wenn man sich auf den Standpunkt des Nächstbetheiligten, etwa einer patriotischen Regierung, stellt, entschieden mit Nein antworten. Denn die drei Dinge, deren ein Staat, wenn er irgend etwas bedeuten will, nun einmal nicht entbehren kann, um Macht zu erzeugen, fehlen in diesen neapolitanischen Landen in bedenklichem Grade: nämlich eine tüchtige Production, eine tüchtige Disciplin und, wodurch die eine hervorgerufen und befördert, die andere verinnerlicht und befestigt wird, eine tüchtige, allgemeine und tiefgreifende Bildung. Dazu ist es keine leichte Sache, einem so sorglosen Volke auch nur die Erkenntniß dieser Mängel beizubringen, und so wird es der Regierung doppelt schwer, ihre Hebel anzusetzen und den circulus vitiosus, durch welchen Unbildung, wirthschaftliche Trägheit und politische Zerfahrenheit untereinander zusammenhängen, gründlich zu zerreißen. Aus allen ihren Maßregeln erkennt man, wie sehr sie sich hütet dieß Volk fest anzufassen. Wo anfangen? Mit dem Volksunterrichte? Die Regierung weiß die Wichtigkeit desselben wohl zu würdigen, hat selbst Schulen gegründet und die Municipien genöthigt das Volksschulwesen in die Hand zu nehmen; aber einem Volke, das unter der früheren schulfeindlichen Regierung so gut wie gar nicht unterrichtet wurde, wagte sie nicht mit dem Schulzwange zu kommen, ja sie selbst scheint in Betreff des öffentlichen Unterrichts von verkehrten Theorien befangen. Männer von maßgebendem Einflusse hörte ich sagen, daß der Staat so wenig das Recht habe, Jemanden zur Schule anzuhalten, wie ihn zu dieser oder jener Confession zu zwingen. Man gefällt sich nun eben in der Uebertreibung des Princips der individuellen Freiheit, zum Schaden der Gesellschaft; eine allgemeine Reaction im absolutistischen Sinne wird kaum ausbleiben können. Einstweilen hat die jetzt herrschende radicale Ansicht im Bereiche des Volksunterrichts die Wirkung, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der Bevölkerung sich die dargebotene Wohlthat zu Nutze macht und daß, nach den letzten statistischen Erhebungen, die Ziffern des Schulbesuchs nach einer anfänglichen erfreulichen Steigerung schon wieder zurückgehen.

Mit der Disciplinirung der Massen, mit der Bildung der Gesellschaft zu einem staatsbewußten Volke steht es etwa auf der gleichen Höhe wie mit der Erziehung der Jugend. Zwar den schlimmsten Ausgeburten der socialen

Anarchie, dem Brigantaggio und der Camorra, jener consolidirten Gaunerschaft der Städte, ist die Regierung mit Energie entgegengetreten, und von der neuesten Praxis, nach welcher man die Briganten lieber „in conflitto“ sterben, als in die Gefängnisse wandern läßt (mit der Hoffnung ausbrechen zu können), läßt sich vielleicht die endliche Ausrottung des Räuberwesens erwarten. Aber wie steht es mit der positiven politischen Zucht? Was ist der Staat den Gemüthern werth? Was gilt der Dienst am Staate, die Leistung für den Staat? Alles in Allem wird er wie etwas Fremdartiges, wie eine Last empfunden, und man muß nicht meinen, daß das bloß auf Rechnung des Wechsels der Dynastie zu setzen sei; nicht das Haus Savoyen ist mißliebig, sondern der Staat mit seiner Disciplin und seinen Pflichten, und was keine Lust hat, diesen gerecht zu werden, nennt sich bourbonistisch und faullenzt. Die bourbonische Regierungsweise war allerdings den Neigungen dieses Volkes conformer, aber gewiß nicht seinen besseren; Volk und Regierung waren stillschweigend auf das Compromiß übereingekommen, sich die Pflichten, welche das Leben adeln, gegenseitig zu erlassen. Der bourbonische Staat war das patriarcat modéré par la bombe. Das lustige Prinzeßchen, das gegen Göthe über die ernsten Reformpläne Filangieris scherzte, bezeichnete den Charakter dieses Regiments ganz gut, wenn sie sagte: „Sehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist; die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang.“ Heute sieht nun Alles ernsthafter aus. Der Staat verlangt, wie in Preußen, zunächst viele Soldaten und viele Steuern, und der Neapolitaner ist ein schlechter Soldat und ein noch schlechterer Steuerzahler. Ein schlechter Soldat im Frieden nämlich, — was dann auch für den Krieg seine bedenklichen Folgen haben mag. Das Einerlei des Dienstes ist ihm fürchterlich; auch der Offizier quittirt gern nach dem Kriege, daher die Armee an tüchtigen Offizieren so großen Mangel hat. Der Adel kommt hier der Regierung in keiner Weise entgegen, entzieht sich vielmehr dem Dienste am Staate, wie er kann, und des Königs Offiziere gelten in seinen Gesellschaften nicht. Das ist ein übles Beispiel. Dann die mißliche Angelegenheit des Steuerzahlens. Kraft seines eigenen hohen Rechtes darf hier der Staat nur in sehr beschränktem Maße zu fordern wagen und er muß auf Schleichwegen an die Beutel der Unterthanen heranzukommen suchen. Und doch wäre die directe Steuer eine wahre Wohlthat für die Masse losen Volkes, das allerhöchstens bis zur Deckung seines Maccaronibedürfnisses arbeitet; sie würde dadurch gelehrt werden für den Staat zu arbeiten, wenn sie es für sich nicht thun will. Aber wie gesagt, die Regierung muß dieß Volk sehr subtil an-

fassen, um die Revolte zu vermeiden; es will nun einmal lieber täglich frottirt als quartaliter gestriegelt werden. Es will vom Staate nichts wissen, läßt sich aber die zahllosen Douaniers wie eine in unvordenklichen Zeiten vom Himmel gefallene Landplage gefallen. Muß ihm doch neben den Douanen auch das scheußliche Lotto gelassen werden, dessen Banken man hier auf jeder Straße sieht, umlungert von traurig bettelhaften greisen Männern und Jünglingen, abgeschabten Dandys, Kellnern außer Dienst, lüderlichen Colporteurs. Es würde wahrscheinlich nicht ohne Gefahr sein, dem Volke diesen tausendarmigen Polypen vom Fleische zu nehmen.

Die Regierung experimentirt jetzt eben wieder mit drei indirecten Steuern: dem Stempel, der wenig Opposition findet, der Theatersteuer (10 Procent der Bruttoeinnahme), die auch nicht sehr angegriffen wird, und der Mahlsteuer. Mit dieser ging sie sehr ängstlich vor. Wie arbeitete der Telegraph, um das Ministerium von der Stimmung in den Provinzen in Betreff dieser Steuer zu unterrichten! Oppositionelle Blätter eilen von Mord und Todtschlag zu erzählen, von wüthenden Müllern begangen, die ihrerseits das consumirende Volk fürchten. Die Regierung ist in einer schlimmen Lage. Das Bedürfniß ist da, so dringend wie irgendwo, und die Mittel müssen erschlichen werden. Und was aus der Einziehung der Kirchengüter aufkommt (die ein Capital von 1200 Millionen Franken repräsentiren und sich recht gut verkaufen), deckt natürlich nur die Vergangenheit und kommt der Zukunft nicht zu Gute.

Man darf nun aber aus allen diesen Bemerkungen nicht schließen, daß es hier an allem politischen Pathos fehle. Wenn Gregorovius das behauptet, so kann er dabei nur an die oben charakterisirte allerdings massenhafte Straßenbevölkeruug gedacht haben, die in der That knownothing in dem Sinne ist, daß sie von Staat und Krieg nichts wissen will. Die mittlere Klasse der Bevölkerung hat wohl politische Leidenschaft, aber etwa in der Weise der Franzosen. Das politische Programm wird diesen Leuten zu einer berauschenden völlig exclusiven Idee, welche alle anderen Berechtigungen erdrückt und in ihrer Alleinherrschaft sogar die öffentliche Moral bedroht. Sie sind vielleicht bereit jede That dafür zu verrichten, verstehen aber nicht, wie man von ihnen auch das stets wiederkehrende Opfer und die ruhige Arbeit dafür fordern mag, und so behelfen sie sich in der Zwischenzeit mit fanatischen Demonstrationen und klangvollen Phrasen. Daß der Gedanke der Einheit und Macht Italiens, den sie ganz abstract wie ein Idol verehren, nicht allein durch Krieg, geschweige denn durch Mord, sondern nur in der gründlichen Verwandlung ihrer selbst sich realisiren läßt, begreifen sie nicht. Die politische Moral ist hier noch nicht einmal in ihren Elementen

begründet. Man traut seinen Sinnen nicht, wenn man die Schwärmerei der Patrioten für Monti und Tognetti wahrnimmt, heimtückische Mörder, die um kein Haar besser waren, als die Banditen, welche ihr Bourbonismus in die Abruzzen treibt. Aber gegen den politischen Feind ist geradezu Alles erlaubt.

Die Haltung des Adels kann dem Uneingeweihten vielleicht mehr imponiren; denn nachdem nun acht Jahre nach der Revolution verflossen sind, haben sich doch nicht gar viele Familien bereit finden lassen sich der neuen Dynastie zuzuwenden. Aber wie kam es, wird man fragen, daß König Franz so schmählichem Verrath zum Opfer fiel, wenn er über einen so zahlreichen treuen Adel gebieten konnte, wenn er überdies das niedere Volk nicht zu fürchten brauchte, das in ihm den Sohn Marie Christinens verehrte, die es zu seinen Heiligen zählt? Das erklärt sich aus der Apathie des Adels, der damals so wenig Lust zu dienen hatte wie heute und der in der Stunde der Gefahr aus Furcht vor einer Plünderung des Pöbels, den er stets hatte gewähren und zum Pöbel werden lassen, von hier auswanderte, um in seinem geliebten Paris den König zu beklagen. So paralysirten sich gegenseitig die beiden Klassen der Bevölkerung, auf welche der König sich möglicherweise hätte stützen können. Nachmals ist der Adel zurückgekehrt, um hier eine höchst inhaltsleere und bedeutungslose Existenz zu führen. Er leistet dem Staate nichts und sich selber nichts; denn nur wenigen dieser Herren fällt es ein sich um ihre Güter persönlich zu bekümmern. Diese kommen darum wirthschaftlich immer mehr herunter und bilden, von ihren Herren verlassen, eine Lockung für die Briganten, — wenn es auch eben so wahr ist, daß so mancher Administrator den Brigantaggio als ein Schreckbild benutzt, um den Besitzer vom Besuche seiner Güter abzuhalten.

2. Januar 1869.

Gestern ward mir die erfreuliche Gelegenheit, auf seiner eigenen Bühne einen italienischen Dichter kennen zu lernen, den man auf unserem deutschen sonst so gastfreien Theater einzubürgern vergeblich versucht hat: den Alfieri. Man gab — doppelt interessant für mich, nachdem ich selbst diesen Stoff durcharbeitet — seinen Orest im Theater del Fondo. Alfieri hat das Sujet, indem er einzelne Züge vom Aeschylos sowohl wie vom Sophokles und Euripides herübernahm, doch ganz und gar in's Italienische übertragen; er hat es durchaus aus dem italienischen Nationalcharakter motivirt. Die Blutrache als Leidenschaft — er nennt dies selbst das einzige bewegende Princip seiner Tragödie. Die Blutrache ist hier nicht das uralt geheiligte göttliche Gesetz, durch ein unerbittliches Orakel auch dem Sohne gegen seine Mutter

zu vollziehen auferlegt; sondern sie ist eine Sache der Anlage, des Temperamentes, vielleicht der Erziehung. Orest ist von dem Pathos der Rache bis zur Erstickung aller anderen Gefühle erfüllt. Alfieri fühlte wohl, daß er einen solchen Racheburst, wenn er nicht eine durch Unnatur abscheuliche und empörende Handlung vorführen wollte, unmöglich auf die Mutter beziehen konnte, obgleich er ihr den größeren Antheil an der begangenen Blutschuld zuschrieb; aber er vergaß, daß er, indem er den Aegisth für die Klytämnestra einstehen ließ, die Tragödie ihres wichtigsten Interesses beraubte und ein im Grunde abstoßendes Schauderstück daraus machte. Es interessirt uns im höchsten Grade zu sehen, wie ein Mensch von milderer Denkungsart unter der Last eines blutigen Gesetzes besteht, an dem er keinen geistigen Antheil mehr hat, das aber mit unerbittlicher Gewalt aus einem früheren Zeitalter herübergreifend ihn erfaßt und unter seinen Bann bringt, denn solch ein Conflict kann, nicht zwar seinem speciellen, aber seinem allgemeinen Inhalte nach, uns Allen begegnen; aber wenn ein Sohn gegen den Mörder seines Vaters wenigstens zehn, zwölf Jahre nach der That — die er als Kind erlebte — von einem Rachegefühl erfüllt ist, das ihn toll macht, so toll, daß er das Einfachste nicht mehr begreift und beständig seinem eigenen Zwecke entgegenarbeitet, so ist das ein Vorgang, der in unser Gemüth nicht eindringen will; er ist allzu roh und allzu äußerlich. Doch wird hier nun eben der Unterschied der Nationalitäten wichtig. Nirgends hat sich die Vendetta unter einem Culturvolke so lange erhalten wie in Italien, und Alfieri wußte wohl, daß er seinem Stücke ein stoffliches Interesse sicherte, wenn er es mit einer Leidenschaft erfüllte, die zu den Urelementen des italienischen Nationalcharakters gehört.

Uebrigens ist der Verlauf des Stückes auch spannend genug. Zur Schürzung des Knotens aber hat der Dichter ein Motiv angewandt, das sich mehr denn einmal als zweischneidig erwies, nämlich eben jenes an Unzurechnungsfähigkeit streifende Zuviel des Rachegefühls. Des Pylades einzige Aufgabe besteht darin, den rasenden Orest vier Acte hindurch zur Besonnenheit zu ermahnen, ihn zu bitten, daß er sich nicht verrathe, und es wieder gut zu machen, wenn er es dennoch gethan. Das wurde, trotz des vortrefflichen Spieles des Herrn Achille Majeroni (Orest), zuweilen komisch. Alle Vorsorglichkeit des Pylades ist schließlich umsonst: Orest verräth in der Leidenschaft sich und sein Vorhaben, und die Freunde kommen in die Gewalt des Aegisth. Und an diesem Punkte kommt denn auch ein innigeres Interesse auf; nicht gerade für den Orest, den uns der Dichter in den ersten Acten nicht nahe genug rückte, aber für die Klytämnestra, die nun zwischen Sohn und Gatten zu wählen hat. Leider ist diese Figur nicht

bedeutend genug herausgebildet; die Motive, um derentwillen sie den Agamemnon gemordet, werden nicht ausgesprochen, und sie erscheint im Ganzen schwach und schwankend, in ihrem innersten Wesen unerklärt. Aber das Doppelverhältniß, indem wir es in voller Unmittelbarkeit auf die äußerste Alternative gebracht sehen, wirkt an sich schon stark genug. Es entwickeln sich wahrhaft fürchterliche Momente. Pylades, um den Freund zu retten, hat sich für Orest ausgegeben, und Klytämnestra ist in Zweifel, welcher von Beiden ihr Sohn sei. Aber an seinem Zorne erkennt sie doch den Atriden und sie eilt auf ihn zu, ihn zu umarmen. Da stößt er sie von sich mit den Worten:

„Zurück! — Um Andre schling' die blut'gen Hände!
Orest ist er wie ich, wenn's gilt zu sterben,
Doch Keiner ist Dir Sohn, wenn solche Mutter
Von uns Umarmung heischt."

Es schnitt durch's Herz, wie Klytämnestra zurückwich und mit den Augen noch sich am Sohne haltend flüsterte:

„O hartes Wort! —
Und dennoch kann ich dich nicht lassen!" .....

Und um einen Preis wird Orest die Unglückselige wieder zur Mutter annehmen. Durch die Krieger des Aegisth gefesselt zieht er plötzlich ein Messer hervor, das Elektra ihm gegeben, und reicht es der Klytämnestra, um zur Sühne ihres Verbrechens den Aegisth damit zu tödten. Das vermag sie nicht, so wenig sie ihn zu lieben Ursache hat, und der fürchterliche Sohn wendet sich von ihr. Sie hat nur noch die eine Aufgabe, den Sohn vor dem Gatten und, als das Volk die Gefangenen befreit, den Gatten vor dem Sohne zu retten. Aber vergebens umschlingt sie den Leib des Rasenden, der nach seinem Opfer sucht. Er stürzt fort, findet es und kehrt mit bluttriefendem Schwerte zurück. Wirklich mit einem rothgefärbten, denn dergleichen Cruditäten gehören hier nun einmal in die Tragödie; ja, als Orest sich demnächst im Affecte vor die Stirn schlug, hinterließ die Hand eine breite Blutspur. Todtenbleich, mit seinem schwarzen wirr herabhängenden Haare, sah er in diesem Momente wahrhaft schrecklich aus. Die Schwester erblickend stöhnte er:

„O Schwester, endlich siehst du des Atriden
Den Bruder werth! Dieß ist Aegisthens Blut.
Ich sah ihn kaum, da stürzt' ich auf ihn zu,
Ihn dort zu tödten.... Sieh, im Rachedurst
Vergaß ich (hier schlug er sich vor die Stirn) ihn an Vaters
Grab zu schleppen.

Wohl sieben Mal und sieben in sein zitternd
Unmännlich Herz hab' ich dieß Schwert
Gebohrt und wiederum gebohrt — und ungesättigt
Blieb doch der lange Durst. . . ."

Orest war in diesem Augenblicke weder ästhetisch, noch menschlich, er war nur pathologisch interessant. Aber der äußerste Grad seiner Raserei war in dieser Erscheinung und in diesen Worten noch nicht einmal ausgedrückt. Wo blieb Klytämnestra, die wir hatten eilen sehen, um den Aegisth zu retten? Ihr hatte Orest nicht den Tod zugedacht. Vergeblich fragt Elektra nach der Mutter. Pylades kommt; er weiß offenbar um ihr Schicksal, aber er antwortet, um neues Unheil zu verhüten, nicht eher, als bis Orest ihm sein Schwert ausgeliefert hat. Dann verkündet er das Ende der Klytämnestra:

„Da du
Vor Zorne blind Aegisthens Herz gesucht,
Hast du die Mutter unbewußt erschlagen."

So entsteht ihm am Ende aus dem Umstande, daß ihm das Blut in die Augen tritt, eine tragische Schuld — wenn man die Wirkung einer im eigentlichen Sinne blinden Kraft so nennen mag.

Man begreift nun wohl, warum ein solches Stück, und da die übrigen ihm durchaus ähnlich sind, warum Alfieri überhaupt auf der deutschen Bühne keinen Eingang finden konnte. Seine Tragödien sind sehr dramatisch und sehr lebendig; aber sie wirken stets nur stofflich und darum peinlich und quälend. Alfieri, der (nach Paul Heyses Ausdruck) ein Dichter nicht von Gottes, sondern von Charakters Gnaden war, verstand es nicht, seine Fabeln ihrer Materialität zu entkleiden und sie in die eigentlich poetische Sphäre zu erheben und mit allgemeinem und ewigem Gehalte zu erfüllen. Sie sind, wie man heutzutage sagen würde, zu realistisch. Aber der Realismus des tragischen Dichters Alfieri hat etwas von dem des Caravaggio, eines tragischen Malers; die Motive schöpft er wohl aus dem gewöhnlichen Leben, aber wo man ihn am meisten erwartet, in der Zeichnung und Ausführung, da ist er am wenigsten zu finden. Ist es nicht das einzig Natürliche, daß Orest, wenn er im Atrium der Königsburg einer zwar in Trauer aber königlich gekleideten Jungfrau begegnet, auf den Gedanken kommt, dies sei seine Schwester, zumal ihr Alter völlig stimmt? Muß nicht seine Sehnsucht ihm den Wunsch eingeben, sie möchte es sein? Aber nichts von alledem. Um einige Reden einlegen zu können, die ihm von Wichtigkeit sind, verschiebt der Dichter die Erkennungsscene gegen alle Natur der Sache, und dann wird nicht Elektra von Orest, sondern dieser von seiner ganz unvorbereiteten Schwester erkannt. Und solcher unwahrscheinlichen Dinge mehr.

Auch bei den Italienern hat Alfieri erst spät Eingang gefunden; als er starb, waren von seinen zwanzig Tragödien nur drei aufgeführt worden. Es war nicht jene Stofflichkeit seiner Werke, die ihm das Theater so lange verschloß, aber ein Mangel, der damit nahe zusammenhängt. „Man muß es zugeben", sagt William Prescott, „daß Alfieris dramatische Charaktere zu viel von seinem eigenen wilden und sarkastischen Temperamente, zu viel Familienähnlichkeit mit ihm selbst und unter einander haben, daß er zuweilen fälschlich Leidenschaft für Poesie nimmt, daß er die letztere zu nackt läßt, sie zu wenig mit sinnlichem Reiz und rhetorischem Schmuck bekleidet, daß er manchmal auf Stelzen statt auf dem Kothurne geht, und daß die Energie, nach der er strebt, zu oft in bloße Muskelverrenkungen ausartet." Die eine Hälfte dieser Fehler hat uns Deutsche gegen ihn schwierig gemacht, die andre, nämlich die Schmuck- und Reizlosigkeit seiner Diction, seine Landsleute, wenigstens die seiner eigenen Zeit. Man war an die Melodie der Form, an den Reichthum der Bilder und die Zierlichkeit ihrer Ausführung zu sehr gewöhnt, als daß man die Trockenheit und Herbigkeit Alfieris, der große dramatische, aber keine poetische Begabung hatte, sich hätte sobald gefallen lassen. Aber eine jüngere freiheitsdürstende Generation nahm ihn auf; sie empfand seine Natürlichkeit als eine Wohlthat gegenüber der französischen Geschraubtheit, gegenüber der ganzen Fadheit und Lächerlichkeit des Roccoco. Und von nun an beherrschte er die Bühne, und an seinen Werken bildete sich auch jener realistische Stil der Darstellung heran, den ich schon bei Gelegenheit der Medeavorstellung charakterisirte; der italienische Schauspieler fühlte bald mit Vergnügen heraus, daß er hier vor Allem sich selbst zu spielen habe.

Um eine gute Schule der Darstellung abzugeben, sind Alfieris Charaktere zu einfach. Eine einzige colossale Leidenschaft macht bei ihm einen Menschen. Jene zahlreichen kleinen dem Leben abgelauschten Züge, mit denen Shakespeare das Hauptpathos seiner Gestalten so lebenswahr umkleidet, vermittelst deren er die ganze Figur glaublich macht und uns menschlich nahe rückt, verschmähte Alfieri oder vielmehr er verstand sie nicht aufzufassen und poetisch zu verwerthen. Er war darum unserm Göthe, der mehr als irgend ein andrer Dramatiker, harmonische, vielseitige und in sich ausgeglichene Gestalten geschaffen hat, trotz ernster Bemühung ihm gerecht zu werden, immer antipathisch.

3. Januar 1869.

In wiederholten Besuchen haben wir uns nun auch mit den wichtigsten Kunstwerken und Geräthen der Bronzesammlung des Museums vertraut ge-

macht. Vorzugsweise hier stießen wir auf viele durch mannichfache Nachbildungen uns längst bekannt und lieb gewordene Gegenstände, die denn um so mehr Freude und in ihrer Leibhaftigkeit auch neue Belehrung gewährten. Der Saal der großen Bronzen ist einer der reichsten, die es geben mag; der Anblick dieser vielen Figuren und Köpfe von meist vortrefflicher Arbeit, meist in Herculanum gefunden — und ein wie geringer Theil ist davon erst bloß gelegt! — giebt einen außerordentlichen Begriff von dem Reichthum und dem Kunstsinn der untergegangenen Stadt.

Da ist zunächst der bekannte ausruhende Hermes, das Ideal einer völlig harmonisch zu edelster Freiheit ausgebildeten Jünglingsgestalt. Der Oberleib ist etwas in sich zusammengesunken, so daß der Rücken in schöner Wölbung erscheint. Dadurch, daß der linke Unterarm sich auf den Schenkel, die rechte Hand aber auf den Felsen aufstützt, auf welchem die Figur sitzt, kommt eine außerordentlich schöne Bewegung in das Linienspiel des Rückens. Solchen Motiven muß man bei Betrachtung der Antike nachgehen, wenn man ihre Schönheit vollkommen erschöpfen will; denn das ist gerade die besondere Kunst der alten Meister, ohne alle Absichtlichkeit durch eine gewisse Complication der Bewegung jeden Muskel zur Wirkung, jeden Theil des Körpers zum Leben zu bringen. In der linken Hand hält der junge Gott das Ende eines dünnen Stabes, den man als den gewöhnlichen Hermesstab oder als eine Angelruthe gedeutet hat. Wie man sich hierüber entscheiden will, ist ziemlich gleichgiltig, da das Angeln auch ein Ausruhen ist. Den Ausdruck besonderer Aufmerksamkeit wüßte ich aber den Augen nicht zuzuschreiben; nur daß der kluge Gott auch beim dolce farniente seine Gedanken hat und nicht in's Leere blickt, versteht sich von selbst. Ich habe nichts Ernstliches gegen das Angeln einzuwenden; doch glaube ich, daß das Wasser wenigstens durch eine Linie auf dem Felsen hätte angedeutet werden müssen. Daß man aber einen Hermes vor sich hat, leidet gar keinen Zweifel, obgleich die Flügelkappe auf dem Haupte, und im Angesichte der melancholische Zug fehlt, der sonst dem „Seelengeleiter" wohl eigen ist; man kann sich ja auch den ernsthaftesten Pfarrer oder Todtengräber als behaglichen Angler denken, und Hermes hatte, wie bekannt, mehrere und zwar sehr heterogene Geschäfte auf sich. Wohin wollte man denn auch mit den Flügeln, die der Jüngling an die Knöchel geschnallt hat? Ich finde in der That keinen Grund, zur Deutung dieser Figur auf irgend einen unergründlichen Scherz zu rathen, wie uns irgendwo angesonnen wird.

Wie beim Hermes der Rücken, so ist bei dem weinseligen Faun der Bauch einer besonderen Betrachtung werth, der Gott, dem der lustige Geselle eben ein sehr reichliches Opfer gebracht hat. Der Künstler hat die ge-

wöhnlich hemisphärische Existenz des Unterleibes durch eine Diagonale in kräftige Bewegung gebracht. Die Figur liegt nämlich ganz hintenübergestreckt gegen einen Fels gelehnt und stützt sich mit dem linken Ellenbogen stark auf den halb ausgetrunkenen Schlauch, während das Haupt zurücksinkt; dadurch tritt die linke Schulter sehr stark hervor. Zugleich ist aber das rechte Bein ein wenig gehoben und gestreckt, und dies bringt jene höchst lebendige diagonale Spannung in den ganzen Körper. Alles wieder ungemein natürlich und ohne alle Absichtlichkeit; denn das Aufheben des rechten Beines, welches zuerst auffallen könnte, dient nur dazu die Action der freien rechten Hand, welche der pedantischen Welt ein Schnippchen schlägt, sehr ausdrucksvoll zu verstärken. Noch einige Momente weiter und den Schlauch völlig geleert, so wird der Faun sich im Stadium seines Genossen befinden, der seinen wohlerworbenen Rausch ausschläft. Dieser schlafende Faun ist übrigens bei Weitem nicht so geistreich gearbeitet wie jener und ist vollends dem (marmornen) Barberinischen Faun der Münchener Glyptothek nicht zu vergleichen.

Von großem Interesse sind die beiden noch fast knabenhaften Jünglingsgestalten, die man als Diskuswerfer bezeichnet hat. Sie stehen auf gesonderten Basen und man hat sie im Museum einander gegenüber geordnet. Beide Figuren haben fast die nämliche Bewegung, nur daß der Kopf der einen genau der Richtung der vorgestreckten rechten Hand folgt, der der andern davon ein wenig nach links abweicht. Die Körper ruhen stark vorn übergebeugt auf dem vorgestellten linken Fuße, der rechte Arm greift vor, der linke, etwas vom Leibe abgehalten und beinahe im rechten Winkel gekrümmt, verstärkt in sehr lebendiger Weise den Ausdruck von Spannung, mit dem die Augen einem gegen den Boden geworfenen Gegenstande folgen. Das Ebenmaß und der ganze Wurf der Gestalten sind vortrefflich; doch kommen sie in Betreff der Modellirung und der Behandlung der Oberfläche dem trunkenen Faun nicht gleich.

Ein Wort muß ich noch über die Bedeutung der Figuren, über den Sinn ihrer Bewegung sagen. Diskuswerfer, als welche man sie gewöhnlich bezeichnet, sind sie nicht. Es spricht vor allem die Richtung der (aus einer Pasta gebildeten und wohlerhaltenen) Augen dagegen; denn sie blicken nur sechs Schritte weit vor sich auf den Boden, und den Diskus warf man viel weiter. Dagegen spricht ferner die Haltung der rechten Hand; — nicht zwar der Umstand, daß sie von Oben zugegriffen gehabt hat, denn es gab auch einen, in der Mitte mit einem Loche versehenen, Diskus, den man von Oben faßte, indem man die Finger in die Oeffnung legte — aber daß sie so wenig erhoben ist und daß ihre Finger so zart geöffnet sind, da sie denn nach einem Wurfe mit dem schweren Diskus weit höher geschleudert werden

und zugleich sich schließen muß. Endlich vermuthe ich, daß ein Diskuswerfer, um eine festere Stellung zu haben, die Füße seitlich etwas weiter auseinandersetzte, als hier geschehen ist; man müßte denn annehmen, daß diese Gestalten, von der Wucht des Wurfes fortgerissen, zwei, drei Sprünge von ihrer ursprünglichen Stelle vorwärts gemacht hätten; aber dazu stimmt die Haltung der Hände nicht, die den Moment unmittelbar nach einem Wurfe auszudrücken scheinen. Man hat die Figuren auch für Ringer erklärt, die sich gegenseitig den besten Angriffspunkt ablauern. Sind sie dies, dann ist ihre Bewegung wenigstens nicht auf einander bezogen, denn der Blick des Einen verfehlt den Körper des Andern ganz. Aber ich muß auch hier geltend machen, was ich schon oben erwähnt habe: daß nämlich die Figuren für den ihnen geliehenen Zweck offenbar nicht breit genug stehen. Auch glaube ich nicht, daß der Künstler bei einem so ergiebigen Motive, die Bewegung des Kopfes und einen leichten Unterschied in der Muskulatur abgerechnet, sich so völlig wiederholt haben sollte. Nun will man auch Wettläufer vor sich haben. Aber was wäre das für ein mühseliger keuchender Wettlauf! Der Läufer pflegt die Arme an sich zu halten und etwa im rechten Winkel zu krümmen, hier aber würden sie auf's Angestrengteste mitrudern; der Läufer setzt nie den ganzen Fuß auf, hier aber ist der linke vollkommen aufgeklebt. Unmöglich. Förster erklärt die Figuren für Wasserspringer, die einer in's Wasser geworfenen Münze nachzuspringen im Begriff sind. Dazu stimmt, wie man leicht sieht, das Meiste; aber es bleibt doch höchst auffällig, warum der Künstler, diese Intention angenommen, bei beiden Figuren den rechten Arm so ausdrucksvoll vorgreifen läßt.

Alles in Erwägung gezogen glaube ich, daß diese Jünglinge in einem jener Spiele begriffen sind, bei denen es darauf ankommt, ein auf dem Boden bezeichnetes Ziel, einen Topf oder ein Loch, mit einer leichten Kugel oder einem Steinchen zu erreichen, denn dazu stimmt Alles, und der Moment, wo die ganze Gestalt noch zu einem sorgfältigen Abzielen zusammengenommen, der Wurf aber schon geschehen ist und hinterher noch mit den Augen verbessert werden soll, während die Hände unbewußt in der Luft herumgreifen, — dieser Moment wäre außerordentlich sprechend ausgedrückt. Da könnten nun zwei einander nahe verwandte Spiele in Frage kommen, von denen es bezeugt ist, daß sie im Alterthume in Uebung waren, das Omilla- und das Tropaspiel (Pollux Onomasticon 9,104. Scholien zu Plato's Lysis 320. Martial 4, 14, 9. Ovid's Elegie „nux“ Vers 81—86.). Bei jenem wurde ein Kreis auf den Boden gezeichnet und mit Astragalen (Knöcheln) Nüssen oder Eicheln hineingeworfen; bei diesem machte man eine kleine Grube in die Erde oder stellte einen Topf hin, um hineinzuzielen.

Oft wird ein hohles Gefäß gestellt in geringe Entfernung,
Zielend mit leichter Hand wirft man die Nuß in den Topf.

So heißt es in der angeführten Elegie, und eben die leichte Hand, das Zielen auf einen kleinen Gegenstand, das paßt so durchaus auf die Action unserer Figuren. Auf den Namen des Spieles kommt übrigens wenig an, wenn man nur das will gelten lassen, daß hier eine leichte, zierliche, spielende Bewegung und nicht eine schwere Kraftanstrengung dargestellt werden sollte. So kann man auch an das Boggiaspiel mit seinen Variationen denken, wenigstens um sich die Art des Spieles zu vergegenwärtigen; nur ist es für Griechenland, woher die Bronzen unzweifelhaft stammen, nicht bezeugt. Auf einem der von Pinelli radirten römischen Genrebilder (1809) findet sich ein Boggiaspieler, der genau dieselbe Stellung hat, wie unsere Figuren, und hier in Neapel kann man sie auf jeder Straße täglich durch das Leben bestätigt finden. Und diese unmittelbare Anschauung ist es denn auch, die mich auf diesen Erklärungsversuch gebracht hat.

Die Colossalstatuen des Augustus, des Drusus, der Livia und einige andere erwähne ich nur. Als Kunstwerke sind sie nicht bedeutend; doch sind sie interessant durch die Porträtähnlichkeit, die man wenigstens bei den ersteren vermuthen darf; die der Livia ist zu roh gearbeitet, um in dieser Beziehung Vertrauen zu erwecken. An Porträtköpfen besitzt die Sammlung einige ganz vorzügliche und mit Recht berühmt gewordenen Exemplare. Voran steht das herrliche Haupt Plato's. Man möchte es zuerst für einen Dionysoskopf halten; denn Haar und Bart sind ganz ähnlich stilisirt, wie man Beides am Dionysos kennt, und das Herausschieben zweier Haarbauschen über der Stirn erinnert auch unwillkürlich an die Protuberanzen alter Dionysosköpfe. Dazu gehört der unglaublich mächtige Nacken einer göttlichen Formbildung an. Aber Nase und Stirn sind, wenn auch sehr edel, doch menschlich. Zu verwundern bleibt indeß, warum das Haupt des Idealphilosophen auf den Boden und nicht vielmehr nach Oben blickt, empor zur Wohnung der ewigen Ideen. Von dem schönen Barte, meint Winckelmann, könnte gelten, was der ältere Scaliger überhaupt von dem Barte sagt, daß derselbe der schönste und göttlichste Theil des Menschen sei.

Drei andere Philosophenköpfe schließen sich dem des Plato würdig an, nur daß ihre natürliche Form den Versuch einer strengen Stilisirung ausschloß: der des Heraklit, des Demokrit und des Seneca. Recht beglaubigt ist kein einziger; wer indessen den einen dieser prachtvollen Köpfe dem Demokrit zuschrieb, wußte wohl, was er that: solch ein gesunder, überlegen ironischer und feiner Ausdruck spielt zwischen den zwinkernden Augen und dem leicht emporgezogenen Munde. Der alte sogenannte Seneca, von dem

es noch zwei Marmorbüsten hier giebt und dem man auch in Rom häufig begegnet, sieht mit seinen über die Stirn hängenden Haaren und dem Herz und Nieren prüfenden Blicke wie ein deutscher Scholarch aus. Sehr bedeutend ist der dem älteren Scipio Africanus zugeschriebene Kopf, der in der zielsicheren Ruhe des Auges und der festen Geschlossenheit des Mundes ein wenig an das intelligente Gesicht unseres großen deutschen Schlachtendenkers und Schweigers erinnert, nur daß bei diesem die untere Partie etwas voller und länger ist. Besonders charakterisirt ist dieser Kopf, der noch einmal in der Villa Rospigliosi zu Rom in Basalt gearbeitet vorkommt, durch seine völlige Kahlheit (das Haar ist nur durch Punkte angedeutet) und durch eine Kreuzschnittwunde über dem linken Schlafe; man fand ihn zu Liternum bei Kumä in den Resten der Villa, wo der ältere Scipio Africanus starb, und eben deßhalb hat man ihn für diesen in Anspruch genommen. Winckelmann möchte ihn lieber dem jüngeren Scipio Aemilianus Africanus, dem Erben des älteren zuschreiben, weil sich dieser, wie Plinius sage, alle Tage den Bart habe scheeren lassen. Barthaar ist nun freilich kein Haupthaar; aber gegen den älteren Scipio spricht allerdings, daß er, wie Plutarch gelegentlich bemerkt, das Haupthaar gerade lang getragen haben soll.

Unter den fünf Ptolemäerköpfen, welche das Museum besitzt, zieht der des Ptolemäus Alexander die Augen des deutschen Beschauers durch seine Aehnlichkeit mit Goethe auf sich. Sie liegt besonders in der Lagerung des prachtvollen Auges, in der Nase, die indessen bei Goethe minder breit ist, im Munde und in der Anordnung des Haares. Die Stirn ist bei Goethe ungleich mächtiger und die Wange durchgebildeter. Zur Gruppe der Ptolemäerbüsten gehört auch die der Berenike, die durch ihre glückliche Verschwörung gegen ihre Mutter Arsinoë und deren ihr zuvor bestimmten Gemahl Demetrius, sowie durch ihr besonders schönes Haupthaar berühmt wurde. Das ist denn auch an der Büste sehr geschmackvoll behandelt, und dieses Haar wurde auch wohl das Motiv ihrer Benennung. Neuere Kunstkenner haben sie aber um ihres dianenhaft strengen Blickes willen einer der Begleiterinnen der spröden Göttin zugewiesen. In technischer Beziehung fällt an diesem Werke auf, daß Lippen wie Augen der Figur ehedem mit Silber belegt waren (so behauptet man, Spuren sind aber nicht mehr vorhanden), so daß jetzt, wo es fehlt, die Lippen ringsum von einem leichten Rande etwas überragt sind.

Eine stark beschädigte Reiterstatue des Nero möchte der des Marc Aurel auf dem römischen Capitol wohl gleich kommen; das Pferd erscheint mir sogar freier und schöner. Des Kaisers würdig ist das Zimmer, in welchem er steht, mit Gladiatorenwaffen ausgeschmückt. Es sind das außer-

ordentlich schwere Schienen und Fechthelme mit getriebener Arbeit bedeckt. Spuren von Hieben tragen diese Schutzwaffen nicht; auch erscheinen sie wegen der zum Theil vortrefflichen Reliefs, die überdieß oft sehr weit ausladen, zu kostbar für den praktischen Gebrauch; sie werden deßhalb als Ehrengeschenke zu betrachten sein, mit denen man die Zimmer schmückte. Interessant ist unter den Kriegswaffen eine Sammlung von Langbleien, die geschleudert oder aus freier Hand geworfen wurden.

Von eigenthümlicher Bedeutung ist ein schön gearbeiteter colossaler Pferdekopf, der vom Palazzo Cataffa Colombrano in's Museum gekommen ist und dessen auch Goethe Erwähnung thut. Er gehört nämlich einem berühmten wunderthätigen ehernen Rosse an, von dem das Volk glaubte, daß es der Zauberer Virgilius zu Stande gebracht habe. Der Kanzler Konrad, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts seine Reiseerlebnisse an den Propst von Hildesheim berichtet, erzählt davon: „In Neapel ist ein ehernes Pferd, welches unter Zaubersprüchen vom Virgil so zusammengesetzt ist, daß, so lange es ganz bleibt, kein Pferd den Rücken brechen kann, während es doch durch einen natürlichen Fehler jenem Lande eigenthümlich ist, daß vor dem Bau jenes Pferdes und nach einer auch noch so geringen Verletzung desselben, kein Pferd einen Reiter ohne Rückenbruch eine Zeit lang tragen konnte.“ Zu diesem ehernen Bilde wurden in der Festwoche des S. Antonio alle Pferde geführt, um ihnen für das kommende Jahr Kraft und Gesundheit zu sichern. Vermuthlich stand das Bild vor der Kirche S. Antonio, denn noch heute führen Viele ihre Pferde dahin, ohne doch zugleich die grausamsten Mittel zur Auffrischung ihrer armen Thiere zu verschmähen. Ueber das Schicksal des virgilianischen Pferdes aber geht die Tradition auseinander: das Volksbuch über den Zauberer Virgilius erzählt, daß die Roßärzte Neapels dem Pferde neidisch waren und ihm heimlich den Bauch durchbohrten, wodurch es seine Heilkraft verlor. Nach Andern verurtheilte es ein Erzbischof des fünfzehnten Jahrhunderts, der alle Wunderübung für die Kirche zu monopolisiren wünschte, zum Einschmelzen. Der Körper war schon zum Gusse einer Glocke für die Januariuskirche verbraucht, als der Cardinal Caraffa (wahrscheinlich derselbe, der den heil. Januarius nach Neapel brachte) wenigstens den Kopf noch rettete, um seinen Palast damit zu schmücken. Von da ist er in das Museum gekommen; wir begrüßten in ihm also das beste Theil eines alten heidnischen Wunderthäters.

4. Januar.

Wir setzten unsere Wanderung durch das Museum fort und machten heute einen Gang durch den unendlichen Reichthum der kleinen Bronzen, Terra-

cotten, Gemmen, Gläser, mit denen ehedem die Häuser von Pompeji und Herculanum angefüllt waren. Einige allgemeine Bemerkungen drängen sich sofort auf. Zunächst, daß die Kunst unendlich viel tiefer in die niedern Functionen des Lebens eindrang, als bei uns, so daß auch das letzte Küchengeräth noch immer eine schöne Form, meistens sogar eine anmuthige Verzierung zeigt. Sodann daß die künstlerische Behandlung immer genau an den Zweck des Gegenstandes sich anschließt und seine Zweckmäßigkeit weder verdeckt noch vermindert, noch gar aufhebt. Endlich daß man es weniger auf die Menge als auf die Güte und Dauerhaftigkeit der Gegenstände absah. Und indem wir eine in allem Wesentlichen durchgehende Aehnlichkeit derselben mit den entsprechenden Geräthen der Neuzeit wahrnehmen, entledigen wir uns doch an jenen Vorzügen sehr bald des stolzen Gefühls, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht". Man sehe da den Eimer, den Göthe schon bewunderte, wie der zierlich geformte Rand von beiden Seiten aufgenommen wird, um als Handhabe zu dienen; man nehme eines der zahlreichen innen versilbert gewesenen Casserole — wie der Griff in einen wohlgeformten Kopf ausläuft; eines der Siebe zum Durchschlagen — in wie geschmackvollen Mustern es durchbrochen ist; man sehe die Dreifüsse (zur Aufnahme von Weihwasserbecken, Waschbecken, Tischplatten u. s. w.), die liebenswürdige Punschbowle, die Apparate zum Warmhalten der Speisen, die Gießer, die Töpfe, wie das Alles zweckmäßig und schön zugleich ist! Besonders hüsch und praktisch in der Einrichtung ist ein Apparat zum Wassersieden. In dem cylinderförmigem Hauptraum ist concentrisch ein vier Zoll starker innerer Cylinder angebracht, der unten mit einem Roste geschlossen ist; in diesen wurden Kohlen geschüttet und angezündet, die Asche fiel nach Unten ab. Das Wasser, welches sich zwischen dem inneren und äußeren Cylinder befand, mußte auf diese Weise sehr bald erhitzt werden. Dann sehe man die bronzene Bettstelle, die Bank, die Bisellien, die Badewannen, Alles praktisch und zugleich anmuthig verziert. Da ist eine große Anzahl von Schnellwaagen, zum Theil mit doppelten Stützpunkten für leichtere und schwerer Gegenstände: die Gewichtstücke sind als Figürchen gebildet. Und nun gar die Candelaber und Lampen, Gegenstände, an denen sich der Geschmack der Künstler um so lieber versuchte, als ihr Werk Abends, wo andere Dinge in den Schatten treten, sich nun erst selbst beleuchtete, nachdem es auch den Tag über seinen Platz behauptet. Ganze Figuren stehen als Handhabe auf den Lampen, oder der Deckel ist wie ein Medaillon gebildet, von zierlichem Rande umgeben, oder das ganze kleine Geräth stellt etwa einen Stierkopf dar, aus dessen Nasenlöchern das Feuer geht, und was dieser unzählig variirten Ideen mehr ist. Die Dinge, die zum Schmucke

selbst dienen oder mit der Toilette in Verbindung stehen, wie Armbänder, Spangen, Agraffen, Sicherheitsnadeln, Spiegel, zeichnen sich alle durch einfache Eleganz aus. Die schönsten dieser Gegenstände, goldene Halsbänder, Ohrgehänge, kostbare Cameen in Edelstein und Muschel, sind in einem besonderen Cabinet vereinigt, auch mit vielen anderen Juwelen, die nicht aus Herculanum und Pompeji, aber zum großen Theil aus Campanien stammen. Da kann man nun sehen, was Miniaturarbeit ist und wie unendlich weit die heutigen römischen und neapolitanischen Daktyliographen von der leichten, zierlichen, duftigen Weise der Alten entfernt sind. Gott weiß, woher dort die Fülle von Meistern, schnitzenden und malenden, gekommen ist!

Das werthvollste Stück dieser Preciosensammlung ist die berühmte Tazza Farnesina, eine braun-gelb-weiße Onyxschale, welche der Größe nach die fünfte Stelle unter den bekannten Onyxen einnimmt; sie folgt nämlich auf den Stein des Cardinals Carpegna, der früher im Vatican war, jetzt sich in Paris befindet, auf die „Apotheose Augusts" ebendaselbst, den „Triumph Augusts" und den „Adler" zu Wien. Auf der Außenseite zeigt sie einen vorzüglich geschnittenen Medusenkopf, innen eine sehr stark herausgearbeitete und tief unterschnittene Gruppe von sieben Figuren, die man früher allgemein als eine Apotheose Ptolemäus' I. deutete. In den Gestalten nämlich, die ihn umgeben, erkennt man die Windgötter, welche die Nilüberschwemmung bewirken, außerdem die Isis und eine Sphinx. Andere nahmen statt des Ptolemäus den Alexander an, neuerdings aber versetzt man die Arbeit in eine viel spätere Zeit und will in der Hauptfigur den Germanicus erkennen. Ich weiß nicht, ob die Gründe der Technik, auf welche diese Annahme sich stützt, so zwingend sind, daß man das Werk nothgedrungen auf eine spätere Zeit deuten muß; die persönliche Beziehung aber, welche Germanicus zu Aegypten hatte, das er nur einmal besuchte, scheint mir für eine solche Erklärung nicht ausreichend. Dieselben Erklärer deuteten dann auch die Hauptfiguren des berühmten „mantuanischen Gefäßes", in welchen Eggeling, Montfaucon, Mariette, Emperius u. A. die Ceres und den Triptolemus erkannten, auf den Germanicus und seine Gemahlin Agrippina, die hier als Triptolemus und Ceres verherrlicht worden seien, und sprechen eine Zusammengehörigkeit beider Kunstwerke aus. Da nun auf dem mantuanischen Gefäße jedenfalls eine Porträtähnlichkeit der Ceres mit dem höchst charakteristischen und unverkennbaren Gesichte der Agrippina versucht sein müßte, wenn überhaupt die Erklärung irgend einen Anhalt haben soll, so ließe sich die ganze Frage wohl aus einer Untersuchung dieses Onyxes lösen; aber leider ist er einer solchen für jetzt entzogen, da ihn Herzog Carl von Braunschweig, der ihn im J. 1830 auf seiner Flucht mit sich nahm, durchaus verborgen hält. Die

Abbildungen aber, die von demselben existiren, sind für solchen Zweck bei Weitem nicht subtil genug; sie lassen nicht einmal erkennen, ob das Relief so tief unterschnitten ist so wie dasjenige der farnesinischen Schale, und gerade in der Bildung des Contours erkennt man bisher ein sehr wichtiges Kriterium für die Zeit und die Nationalität der Daktyliographen. Pyrgoteles (der Steinschneider Alexanders des Großen) und seine Nachfolger sollen, wie man will, ihre Figuren allerdings nie unterschnitten haben.

Welchen Werth, beiläufig, ein solcher großer Onyx repräsentirt, mag daraus hervorgehen, daß für das genannte mantuanische Gefäß, welches als „Niere" unter den Idolen der Onyxverehrer allerdings die erste Stelle einnimmt, von Napoleon I. eine halbe Million Francs, und zwar vergeblich, geboten wurde.

Von den übrigen geschnittenen Steinen der reichen Sammlung hebe ich nur einige wenige hervor: den wundervollen Sardonyx-Cameo mit Jupiter, wie er die Titanen erlegt, eine Arbeit des Athenion, den Agath-Cameo mit dem Kopfe des Serapis, einen berühmten Cameo mit dem Perseus, geschnitten von Dioscurides, dem, bedeutendsten Daktyliographen der augusteischen Zeit, und den Kopf des Mäcenas, von Solon, dessen Zeitgenossen. Von besonderer Schönheit ist auch eine Hochzeit Amors und Psyches, die Arbeit eines unbekannten griechischen Meisters.

Nach dem Preciosencabinet besuchten wir die Vasensammlung, wiederum wohl die reichste, die existirt; sie hat über 3000 Exemplare, darunter viele aus der besten Zeit. Diese stammen nicht aus Herculanum und Pompeji, wo deren gewiß auch vorhanden waren, wo sie aber früh, bei schlechter Aufsicht, geraubt worden sind; sie sind sonst in Italien, meist in Unteritalien, in den Gräbern, gefunden und in der Mehrzahl von griechischer Arbeit. Die ältesten dieser Vasen sind mit schwarzen Figuren verziert, die auf den roth oder orangefarben gebrannten Thon aufgetragen sind und die, was die Formgebung betrifft, noch ganz an den steifen unfreien Typus der Aegyter erinnern. Die folgende Periode eignete die natürliche Farbe des Thones den Gestalten selbst zu, die dadurch, indem sie zugleich einen größern Schein von Wirklichkeit gewannen, leichter, ausdrucksvoller und in ihren Bewegungen deutlicher gebildet werden konnten; denn die Linien der Gesichtszüge und der Gewandung brauchten nicht mehr ängstlich ausgespart zu werden, sondern wurden keck in den rothen Grund hineingezeichnet. Alle Linien sind schwungvoll und melodiös. Der Künstler nahm, das erkennt man deutlich, einen ziemlich dicken aber zugleich sehr fein zugespitzten Pinsel ganz voll Farbe und führte ihn an den vorgemerkten Contouren herum, bis er leer war; eher setzte er nicht ab. Ehe die Neueren diese Art der Pinselführung,

aus der sich dann freilich auch manche Ueberfahrungen und Verzeichnungen erklären, sich nicht anzueignen vermögen, werden sie ihre Vasen den antiken nie ähnlich machen. Die Freiheit, das eigene Gefühl, auch wenn man will der Leichtsinn der malenden Hand, das ist's! Aber das ahmt sich schwer nach.

Das Schwarz, aus welchem die Figuren heraustreten, wird meist nur ziemlich dünn aufgetragen, so daß es oft transparent erscheint; die Andeutung der Scenerie ist so einfach, wie möglich, das Terrain wird nur durch Punkte angegeben, ein Baum wird zu einer ganz aufgelös'ten Arabeske stilisirt, ein Haus repräsentirt sich etwa durch eine Thür oder ein Fenster. So treten die Figuren als das Wichtigste deutlich und frei hervor. Da nun aber auf diese Weise die architektonischen und landschaftlichen Linien unwirksam sind und in der Composition nicht mit gelten, so muß diese, um deu Raum angemessen zu vertheilen und eine angenehme Abwechselung von Roth und Schwarz hervorzubringen, mit der Anordnung der Figuren sehr frei verfahren und sie namentlich möglichst auseinanderhalten. Die räumliche Wahrscheinlichkeit ist dabei aufgegeben; nur die Bedeutung der Figuren ist festgehalten, und da es in diesen Bildern kein Vorn und Hinten giebt, so finden sie sich nicht nur nebeneinander, sondern auch auch auf's Mannichfaltigste übereinander geordnet. Man begegnet hier nun den reizendsten Gestalten, schwebenden, liegenden, halbaufgestützten, solchen, die kauern oder die einen Fuß auf ein Felsstück setzen, und solchen die sitzen; die meisten von der schönsten Linienführung. Die Figur ist allemal erst nackt hingezeichnet, alsdann in dem leichtesten schmiegsamsten Stoffe die Drapirung darüber geworfen, die nun zu einem natürlichen Falle geradezu genöthigt wird. Sie verhüllt gar nichts, aber sie verdeutlicht Alles; sie versinnlicht und verfeinert zugleich das Bewegungsmotiv. Die Bilder sind oben und unten durch Bänder in verschiedenen Mustern begränzt. Unter den Henkeln finden sich Palmetten, die deren Bewegung ideell fortsetzen; mit Palmetten, senkrecht oder schräg liegenden, ist auch der umgelegte Rand verziert; die Einziehungen und Ausweitungen des Gefäßes sind durch entsprechende Ornamente in ihrer Wirkung verstärkt.

Eine dritte Periode fing an, indem sie die Zeichnung vernachlässigte, in den Farben zu künsteln, mehrfarbige Bilder zu malen und gelegentlich Figuren wie Ornamente in Relief hervortreten zu lassen. Die Arbeiten dieser Art verrathen einen offenbaren Mangel an Selbstvertrauen im Künstler, der nun äußerlich zu ersetzen suchte, was er innerlich zu haben nicht mehr fühlte. Aus dieser Zeit mag wohl auch ein Mosaikrelief stammen, das neben den Vasen aufbewahrt wird, ein Mann, der in der rechten eine Schale hält und die Linke auf den Kopf eines Widders legt, etwas mehr als einen

Fuß hoch: der Künstler vergaß, daß der Modelleur nicht dieselbe Freiheit hat in's Große zu arbeiten, wie der Musivbildner, und so erscheint die Figur, weil das Material zu unplastisch ist, wie geschwollen.

Ich will aber noch über die Gegenstände der Vasenbilder wenigstens ein Wort sagen. Sie wurden ebenso häufig dem täglichen Leben wie dem Mythus entnommen, selteuer der Geschichte. Besonders gern wird die Brautschmückung dargestellt, da sich denn dabei schöne Frauengestalten in den mannichfachsten Stellungen und in einer zwar feierlich moderirten, aber doch sehr lebendigen Bewegung zeigen können; ebenso die Brautwerbung und die Hochzeit selbst. Eins der ergiebigsten und daher mit am häufigsten behandelten Motive ist die Amazonenschlacht; sie findet sich z. B. in großer Vollendung auf der größesten Vase dargestellt, die bis jetzt überhaupt gefunden worden ist. Von demselben Reichthum der Bewegungen und einer noch größeren Mannichfaltigkeit der Figuren ist der Dionysoszug, weil hier außer Männern und Frauen auch Götter, Silene, Faune und bacchische Thiere auftreten. Eine Darstellung derselben ist stofflich ganz besonders interessant. Hier folgt dem mit seiner Ariadne trunken dahinstürmenden Gotte eine Schaar von Gestalten, die zum Theil maskirt sind, zum Theil ihre Masken (Faunsmasken, worunter ein Silengesicht) in der Hand tragen. Hier hat man den Ursprung der dramatischen Maske, die nicht aus irgend einem praktischen Grunde eines Tages eingeführt, sondern aus dem religiösen Cultus, dem das Drama entstammte, mit herübergenommen wurde. Wie aber in diesen Cultus die Maske hineinkam? Das erklärt sich aus dem ausgelassen lustigen Charakter der Festlichkeiten, die damit verbunden waren; das erklärt sich, wie aller Saturnalien- und Carnevalsscherz, aus dem übermüthigen Verlangen, einmal in eine andere Haut zu fahren und seiner selbst los zu werden. Denn ursprünglich ist der Dionysoscult lustig und harmlos, und in diesem seinem ersten Stadium hat er bereits den dramatischen Scherz hervorgebracht. Mit der Maske ist der Charakter da, und der Charakter muß sich darstellen; wer so ein bacchanalisches Vasenbild ansieht, erkennt sofort, daß diese überlustigen Gestalten gar nicht anders können, als ihre Situation zu dramatisiren, ja, daß sie schon mit ihrem Umzuge im Drama begriffen sind. Das Lustspiel ist älter als das Trauerspiel, schon weil die Lust von selbst mehr nach Außen und mehr zur Mittheilung dringt als die Trauer. Nun aber erfüllte sich allmählich die Dionysosreligion mit allem Ernst, mit aller Trauer, deren die griechische Natur überhaupt fähig war oder, genauer zu reden, im Laufe der Geschichte, indem sie mehr und mehr die ursprüngliche Naivetät aufgab, erst fähig geworden war, und gerade sie beschäftigte sich vorzugsweise mit den wichtigsten und quälendsten Problemen

des sittlichen Lebens. Die Tragödie entstand und, wie sich religiöse Dinge so ungemein schwer verändern, die Maske blieb; nur wurde sie ernst. Es blieb auch das lange bunte Gewand, die Bassaria, die man in so vielen bacchischen Darstellungen bemerkt. Und Beides stimmte nun mit dem typischen Charakter der griechischen Tragödie wohl zusammen, wurde wenigstens mit ihm zusammen vertragen. Es können Jahrhunderte vergehen, ehe man dann bei einer so von Alters her überkommenen Sache zu rationalisiren anfängt, zumal wenn ihr Mangel sich nicht als eine Unbequemlichkeit des praktischen Lebens fühlbar macht. Wie kommt es z. B., daß der neapolitanische Pulcinella eine schwarze Maske trägt, obschon er damit die Hälfte der komischen Wirkung preisgiebt? Er ist mit der Maske von der Straße auf die Scene gekommen und hat sie eben behalten.

Eine andere Reihe von Darstellungen beschäftigt sich mit dem homerischen Sagenkreise. Die Zerstörung Trojas selbst ist besonders schön in einer reichen Composition behandelt, die das Palladium zum Mittelpunkte hat, bei welchem Kassandra Schutz sucht: dasselbe Motiv, welches sich auf einer im Besitze des Großherzogs von Weimar befindlichen, von Meier und Böttiger beschriebenen Vase findet. Den Orest fand ich dreimal. Einmal ist sein Zusammentreffen mit der trauernden Elektra am Grabe des Vaters dargestellt. Der Künstler der zweiten Vase scheint sich an den Aeschylos anzulehnen, weicht aber in einem Punkte von ihm ab. Der von den Furien Verfolgte, dem das Entsetzen die Haare sträubt, umarmt den Erdnabel, der sich vor dem delphischen Tempel befindet. Die greise Pythia entflieht, indessen Apollo die Furien zurücktreibt, die hier, aus Gründen der Composition, in der Luft schweben. Rechts erscheint Diana mit ihren Hunden, und dieß ist die Figur, die bei Aeschylos nicht vorkommt. Die Rückseite der Vase zeigt ein Bild von vier Gestalten. Ein schöne Frau, mit reichem Gewande halb bekleidet, sitzt auf einem Stuhle, auf dessen vorderen Rand sich zugleich ein geflügelter Eros stützt, der ihr schelmisch in's Gesicht blickt. Mit der Linken, die er hinter sich hält, scheint er seine Pfeile zu verbergen. Links eine Dienerin mit einem Salbengefäße. Rechts erscheint, höchst fremdartig in dieser Gesellschaft, Silen, kenntlich an seiner Physiognomie und den weißen Flocken, die über seinen ganzen Leib verstreut sind. Auch er trägt zwei kostbare Gefäße. Oben auf dem Deckel ist er noch einmal abgebildet, wie er in komischen Sprüngen dahintanzt, einen Beutel an seinem Stocke tragend. Wäre jene Frau vielleicht Helena? Ist hier vielleicht eine Scene aus dem Satyrspiele des Aeschylos dargestellt, aus dem Proteus, dessen Inhalt die Aufsuchung der echten Helena ausmachte? Die Erscheinung des Silen, der Gegenstand des Bildes auf der Vorderseite, lassen

dies immerhin als möglich möglich erscheinen; doch handelt es sich vielleicht auch nur um eine Brautschmückung.

Auf dem Bilde der dritten Orestesvase ist schon ein großes Maß von Reflexion ersichtlich: hier wird der Muttermörder von zwei Furien angegriffen, die ihm Schlangen entgegenstrecken, welche sie in den Händen halten; die eine hält ihm auch einen Spiegel vor. Hier geht die einfach erzählende Malerei in Allegorie über.

Die drei größesten Vasen, welche die Sammlung besitzt — nämlich mit Inbegriff der Henkel 4 Fuß 8 Zoll hoch — wurden (die eine im J. 1833) bei Ruvo, dem alten Rubi, zwischen Canosa und Bari gefunden; sie haben die unter den großgriechischen Gefäßen größeren Umfanges beliebte Form einer weit ausgebauchten Amphora mit zwei hohen volutenförmigen Henkeln, die in Schwanenköpfen abschließen und in den Voluten selbst mit Reliefköpfen geziert sind.

Die eine, von Eduard Gerhard in einer besonderen Schrift genau beschrieben und erläutert, wird die Archemorosvase genannt. Das vordere Bild stellt nämlich — man findet die Geschichte in einem späteren Gedichte, der Thebais des Statius, ausführlich erzählt — die Bestattung des Archemoros dar. „Auf Dionysos des Thebanergottes Anstiften war die wasserreiche Ebene von Nemea ausgetrocknet; die nach Wasser lechzenden Krieger (die unter den sieben Helden gegen Theben ziehen) werden endlich von Hypsipyle, auf Lemnos der Geliebten Jasons, jetzt in Nemea der Sklavin König Lykurgs, zur strömenden Quelle geleitet. Die Götter zürnen solchem Dienst; während Hypsipyle den Helden hülfreich ist, wird der ihr anvertraute Knabe vernachlässigt —, Opheltes, der nach Einigen der Nymphe Nemea, nach Anderen anderer Eltern Kind war, in der vorherrschenden Sage aber ein Sohn des Lykurgos heißt. Während das Kind auf dem Eppich niedersitzt, vor dem ein Orakel gewarnt haben sollte, bricht eine Schlange aus dem Gebüsche hervor und tödtet es. So stellt sich den Helden, die, vom unglückahnenden Amphiaraos angeführt, dem Bruderkampf um Theben kriegslustig entgegeneilen, die schuldige Sühnung des durch ihren Anlaß getödteten Opheltes als erstes hemmendes Ereigniß entgegen. Dem Unglück folgt neue Schuld; Adrastos tödtet die Schlange, die des Ortes Hüter und dem Zeus geheiligt war. Die Beschwichtigung der gegen Hypsipyle ergrimmten Eltern, nach Einigen ein Anlaß offenen Zweikampfs, wird von Amphiaraos vergebens versucht; wer soll versöhnen als die Götter? Da besänftigt Dionysos seinen Zorn aus Gunst für Hypsipyle und deren Söhne, Zeus selbst den seinigen. So wird des Opheltes Bestattung, so werden als Leichenspiele Feste angeordnet. Das Leid endet in Wettkämpfen, die Trauerpflanze, auf welcher

Opheltes blutete, wird den Schläfen nemeischer Sieger zu Kränzen bestimmt —, dem Amphiaraos aber, der tiefer sieht, bleibt Opheltes dennoch ein Archemoros, das ist ein Todesbeginner." Aus der hier erzählten Sage sind auf der Vase zwei Momente dargestellt: Oben suchen, vor dem Königspalaste, Amphiaraos und Hypsipyle, die von ihren Söhnen Euneos und Thoas begleitet wird, die Gemahlin des Königs, Eurydike, zur Milde zu stimmen; rechts über dieser Scene sitzt Zeus mit der klagenden Nemea, links lagert Dionysos. Unten werden die Vorbereitungen zur Bestattung des Opheltes dargestellt, der auf einem Lager ausgestreckt ruht. Hypsipyle, der Pädagog und einige Opferdiener und Dienerinnen umgeben dasselbe. Die andere Seite der Vase zeigt die Hesperiden um den Baum mit den goldenen Aepfeln versammelt; der Drache Ladon ringelt sich um den Stamm und durch die Aeste. Oben unterredet sich Herakles mit dem Atlas. Diese Schilderei der Rückseite scheint die Vase als ein Hochzeitsgeschenk zu kennzeichnen, sofern die Aepfel der Hesperiden das Urbild jeder Hochzeitsgabe sind; sie wurden nämlich, ein Symbol der Fruchtbarkeit, von Gäa, der Erde, der Hera geschenkt zu ihrer Vermählung mit Zeus. Dahin deutet auch das Bild auf der einen Seite des Vasenhalses: es stellt den Pelops, den zweiten Stammvater der Atriden, dar, wie er mit Oenomaos um dessen Tochter Hippodamia eine Wettfahrt hält; er selbst führt in seinem Wagen die Erwählte mit sich, der König wird von seinem treulosen Wagenlenker Myrtilos begleitet. Vielleicht versteckt sich in der Wahl dieses Mythus eine Anspielung auf den widerspenstigen Schwiegervater, der möglicherweise sein Kind nicht gern hergab. Die Rückseite des Vasenhalses zeigt einen bacchischen Zug, wie denn die Gefäße in der Regel durch ein Bild oder wenigstens eine Verzierung auf den Dionysoscult hindeuten.

Die zweite dieser großen Vasen wird als Dariusvase bezeichnet. Die bildlichen Darstellungen auf der einen Seite derselben sind in drei Etagen über einander geordnet. Oben erscheint Hellas (durch den dabei geschriebenen Namen bezeichnet) in einer olympischen Versammlung und empfängt den Zuspruch und die Verheißungen der Götter. Auf dem mittleren Bilde erblicken wir den Staatsrath des Königs Darius in ernster Ueberlegung begriffen. Das untere zeigt in der Mitte einen am Tische sitzenden Mann, dem sich von rechts nach links einige Gestalten in persischer Tracht nahen, um ihm Gold und Kostbarkeiten darzubringen. Mehrere sind mit leeren Händen erschienen und flehen ihn knieend um Gnade an. Seine Geberde aber scheint auszudrücken, daß er auf dem vollen Maße seiner Forderungen bestehe. Während man die beiden oberen Bilder sehr wohl auf den Anfang der Freiheitskriege deuten könnte, läßt doch dies untere kaum eine andere

Beziehung als auf Alexander d. Gr. zu. Unmöglich wenigstens läßt es sich so deuten, als stelle es die Bezahlung der Kriegssteuer Seitens der persischen Provinzen an den persischen Beamten vor; denn der Mann am Tische ist kein Perser, sondern ein Grieche. Auch wäre die Steuerzahlung im eignen Lande eine zu unbedeutende und selbstverständliche Sache, um für einen hellenischen Künstler der Darstellung werth zu sein, und die Composition der ganzen Vase bliebe im Uebrigen ohne Pointe.

Die Kehrseite stellt den Kampf zwischen Griechen und Persern dar, sowohl auf die früheren wie auf die späteren Zeiten zu deuten; was aber wiederum für diese spricht, ist die Bekränzung eines einzelnen Helden, die sich oben in einem besonderen Bilde angebracht findet. So möchte ich das Ganze für eine den Thaten Alexanders dargebrachte Huldigung halten. Obenein reitet die Hauptfigur des Schlachtbildes auf einem geflügelten Rosse; eine Allegorie, die ihre Deutung nur schwer in irgend einem Umstande der Freiheitskriege finden möchte, aber sehr wohl für die stürmische Siegeseile Alexanders in Anspruch genommen werden kann.

Was mich in dieser Auffassung bestärkt, ist die Wahl des auf der Pendant-Vase zur Darstellung gebrachten Gegenstandes. Sie ist nämlich mit Scenen aus dem Leben des Achill bemalt, dem, wie man weiß, Alexander sich so gern an die Seite stellte. Alexander der moderne Achill — eine für einen Künstler der alexandrinischen Zeiten vollkommen angemessene und wahrscheinliche Idee.

Welche Bedeutung eigentlich die Vasen gehabt haben, daß man sie den Todten mit in's Grab gab, das ist noch nicht völlig aufgeklärt. Jedenfalls wurden sie zu wichtigen Lebensabschnitten, zu hoch erfreulichen Ereignissen des häuslichen und persönlichen Lebens geschenkt, namentlich als Hochzeitsgeschenke und Ehrenpreise. Eine häufig vorkommende Art hat Böttiger richtig, wie ich glaube, als Ephebenvasen bezeichnet. Während nämlich auf ihrer Vorderseite irgend ein Mythus dargestellt ist oder eine Geschichte der Vorzeit, zeigt sich hinten eine oder zeigen sich zwei Figuren, die sich ganz in einen Mantel einwickeln. Dies sind Epheben, die in feierlichem Acte das männliche Obergewand empfangen haben und die nun durch ein beziehungsreiches Geschenk eine beständige Erinnerung an den hochwichtigen Tag erhalten sollen. Wie wir den Confirmanden etwa eine Denkmünze mit einem Denkspruche schenken, so gaben die Griechen ihren Epheben eine Vase mit einem Denkbilde. So mochten sich auch junge Freunde gegenseitig beschenken, und dann ließen sie ihre beiden Conterfeis einander gegenüber malen. Daß sie auf den Vasen mit eingewickelten Armen erscheinen, hat seinen Grund in dem Umstande, daß die Epheben noch ein Jahr lang in

den Versammlungen sich so zeigen mußten. Schön sieht es nicht aus, und weshalb Flaxman gerade solche Gestalten für seinen Dante und Virgil benutzt hat, ist nicht recht einzusehen.

Daß man nun solche Vasen, an denen ein allerpersönlichster Affectionswerth haftete, den Todten wie eine Chronik ihrer schönen Stunden mit in's Grab gegeben, das hätte etwas unendlich Rührendes und Gemüthliches, und eine solche Sitte ließe auf eine ungemein zarte Rücksicht für alles Individuelle schließen, zarter und inniger, als sie sonst dem Griechenthum eigen zu sein scheint. Aber vermuthlich hat der Gebrauch einen religiösen Ursprung. Es scheint, als ob die Vasen eine Beziehung auf den dionysischen Geheimcultus hätten und daß ihre Mitgabe für alles fernere Schicksal des Todten wichtig erachtet wurde. Und wie die Tragödie, die auch vom Dionysosmythus ausging, allmählich alle verwandten Stoffe ergriff, so blieb auch die Vasenmalerei bei ihrem ersten Gegenstande nicht stehen, sondern verbreitete sich, indem sie jenem stets die erste Stelle vorbehielt, über den ganzen Umfang des Mythus.

Einen außerordentlichen Reichthum besitzt das Museum an Figuren und an gewöhnlichen Geräthen von gebranntem Thon. Unter jenen sind lebensgroße, ziemlich roh gebildet, jedenfalls von minder begüterten Leuten statt marmorner Statuen zum Schmuck ihrer Häuser und Gärten verwandt. Daneben giebt es eine große Zahl von kleinen Götterbildern, theils rothgebrannt, theils mit Glasur oder mit Farbe überzogen; dann eine Menge von Votivfiguren, von denen ich schon früher schrieb, den Vorgängern der neueren (in den katholischen Kirchen üblichen) Fettmännchen: man sieht da Opferthiere aller Art und einzelne menschliche Gliedmaßen, welche dazu dienten, die Gottheit auf den leidenden Theil aufmerksam zu machen. Dann folgen Kinderspielsachen, wie man sie heutzutage in Papiermaché formt: z. B. Hähne oder Schweine, auf denen spaßhafte Figuren reiten. Zu einer Anzahl dieser Terracotten hat man auch die Formen gefunden; sie sind wieder aus Terracotta, sonst ganz wie die modernen und mit der nämlichen Art des Verschlusses gemacht. Von großem Interesse waren mir zwei Bienenkörbe, die bereits den Vortheil der Dzierzonschen haben, daß man die Bienen arbeiten sehen kann. Sie sind auch von gebranntem Thon; die obere sehr weite Oeffnung wird mit einem Drahtgitter zugedeckt. Im Innern des kleinen Gebäudes laufen vier oder fünf Galerien rings herum, welche den Bienen einen sehr bequemen Ansatz für ihre Waben darbieten. Jede Galerie hat ein besonderes Loch zum Ausfliegen. Ganz oben sind zwei Freßnäpfchen angebracht. Neben diesen Bienenkörben liegt eine Platte von Thon, in welche ein Arbeiter vor dem Brennen zum Spaß seine kräftige

kurzgliedrige Hand abgedrückt hat. An Lämpchen ist ein solcher Reichthum da, daß man sie auf Schnüre gezogen zu Guirlanden vereinigt hat, um die Säle damit zu decoriren.

An die Terracottensammlung schließt sich die der Gläser. Sie finden sich in den mannichfaltigsten, zum Theil sehr geschmackvollen Formen; besonders fällt eine Menge sogenannter Probirgläschen auf. Näher betrachtet beweisen sie, daß die Glasfabrikation die Mittel der modernen Technik fast alle besaß. So findet sich da eine Schale, die aus einzelnen Stäben damascirt ist, in welchen verschiedenfarbige Stengelchen zusammengewunden sind; es finden sich Karaffen, die in hölzernen Formen gepreßt sein müssen; endlich eine in der Gräberstraße gefundene Vase, die man kaum heute so herzustellen vermöchte. Sie besteht aus blauem Glase, das mit einer weißen opaken Schicht überfangen ist. Aus diesem Ueberfangglase ist durch Wegschleifen eine sehr reiche Scene von traubenlesenden Liebesgöttern gebildet von der schönsten Zeichnung und Modellirung; das blaue Glas, das den Grund dazu abgiebt, erscheint in der glänzendsten Politur. Man hat heute wohl bei Weitem reichere Sachen, aber schönere schwerlich. Von außerordentlicher Schönheit ist ein Schmuckkästchen, welches man zu dieser Sammlung gestellt hat, obschon es einer viel späteren Zeit angehört. Die Glaswände desselben sind von Johannes de Bernardis geschliffen, der bis zum Jahre 1555 lebte und viele vortreffliche Sachen nach Michelangelo geschnitten hat; Einfassung und Deckel sind in reichstem Reliefschmuck von Benvenuto Cellini gearbeitet. Das Ganze ist gekrönt durch eine Statuette des Herkules, auf den vier Ecken sitzen die Personificationen der männlichen Tugenden, die Gläser zeigen kampfesreiche mythologische Darstellungen. Wahrscheinlich wurde das Werk für Alexander Farnese, den Gönner Bernardis', gearbeitet.

Ich muß nun noch einer Sammlung von Sachen gedenken, die an sich wenig Werth haben, aber als Gegenstände und Mittel der gewöhnlichsten und alltäglichsten Thätigkeiten einer in ihrem harmlosen Dasein so plötzlich unterbrochenen Bevölkerung von hohem Interesse für uns sind, ja von so hohem, daß man wohl an den vornehmsten Kunstwerken vorübereilt, um sie zuerst zu sehen. Da hat sich z. B. ein solides Küchenhandtuch vermöge seiner constanten und unergründlichen Feuchtigkeit erhalten; jede Köchin unserer Tage würde es reclamiren. Da sind verkohlte Gewebe, Stricke und Taue, da ist die Börse, welche in der Hand der Frau des Diomedes gefunden wurde: Alles, wie man es noch jetzt macht, und eben das erfüllt uns mit viel größerem Interesse, als wenn es anders wäre; so gern sieht man sich selbst in seiner eigenen Art bestätigt. Da giebt es Spindeln von Knochen gedreht, Würfel ganz wie die unsrigen, Tintenfässer, Pinsel,

Toilettengegenstände, Büchschen, Phiolen aller Art, beinerne Kämme, Haarnadeln, Schminke: ein moderner Toilettenkasten kann nicht reicher ausgestattet sein. In verschiedenen Läden hat man Farben gefunden, die sich, weil sie mineralisch sind, vollkommen gut erhalten haben. Man sieht da in groben Stücken das sogenannte pompejanische Roth, Mineralschwarz, Blau in Kugelform wie unser Waschblau, Mennige, Zinnober und ein ganz helles Rosenroth, das mit Gyps präparirt zu sein scheint. Eben dasselbe findet sich auch in einer Muschel angerieben.

Mit diesen Dingen hat sich nun auch ein Vorrath von Früchten und Lebensmitteln erhalten; wenigstens der Form nach, denn die Masse ist fast ganz oder ganz verkohlt. Nicht durch Feuer, sondern nach demselben Gesetze, nach welchem die lange in der Erde liegende Holzfaser zu Kohle wird. Nur die Brode, welche man in einem Backofen fand, mögen in der Ofenhitze, der sie zu lange ausgesetzt blieben, verbrannt sein; eins davon ist indessen bräunlich geblieben. Sie sind rund, tellergroß und einige Zoll stark; oben sind sie durch vier in gleichen Winkeln sich kreuzende Linien in acht Felder getheilt. In der Mitte ihrer Dicke stark eingezogen, sehen sie so von Oben wie Baretts aus. Eines dieser Brode trägt den Stempel des Bäckers. Von Früchten haben sich Feigen, Nüsse, Pflaumen, Datteln, Mandeln, Pinienkerne, verschiedene Getreidearten und Anderes in ziemlichen Mengen erhalten. Auch ein halb Dutzend Eier ist da; Seifen- und Oelreste fand man zu einer dunklen zähen Masse eingedickt. Ein kleines Ferkelskelettchen endlich, in einer Bratpfanne auf dem Heerde gefunden, illustrirt uns den Geschmack der guten Pompejaner; es gehört so einem zweimonatlichen Schweinchen an, wie Horaz es in seinen Oden verherrlicht. Diese Reliquie wird zu Pompeji selbst aufbewahrt, in einem kleinen Museum, das man dort jetzt angelegt hat. Eben da findet sich unter anderen interessanten Kleinigkeiten auch eine Anzahl von Einlaßmarken zum Theater, zum Theil aus Stein, zum Theil aus Knochen; sie sind mit Ziffern bezeichnet und haben, jedenfalls nach den verschiedenen Rängen, verschiedene Formen, darunter die wunderliche von kleinen Geigen. Eine dieser Tesseren — sie wird in den archäologischen Handbüchern am häufigsten erwähnt — trägt den Namen des Aeschylos, darüber eine 12 in römischen, darunter in griechischen Ziffern. Man ist der Meinung, daß mit dem Namen des Dichters einer der keilförmigen Abschnitte des Zuschauerraumes, mit der Ziffer ein bestimmter Platz in dieser Abtheilung bezeichnet worden sei.

5. Januar.

Heute haben wir die Katakomben besucht. Sie sind in den aus vulkanischem Travertin bestehenden Höhenzug hineingearbeitet, an den Neapel sich anlehnt,

und öffnen sich nicht weit vor Capodimonte hinter der Kirche San Gennaro dei Poveri. Diese gehört zu einem großen Armenhause, dessen Insassen der vor Zeiten hier wohnenden Congregation „ad corpus Christi" in der Theilnahme an den Leichenbestattungen gefolgt sind, obschon die Katakomben längst aufgehört haben Begräbnißplatz zu sein. Ehemals war die ganze unterirdische Anlage von sehr beträchtlicher Ausdehnung; jetzt sind die Gänge, weil sich räuberisches Gesindel darin annistete, bis auf einen geringen Rest unzugänglich gemacht, nachdem das mit Pestleichen angefüllte unterste Stockwerk bereits im 17. Jahrhundert verschüttet worden war. Ursprünglich gab es nämlich drei Etagen über einander.

Unmittelbar neben dem Eingange findet sich ein natürliches Gewölbe, in welchem ein alter einfacher Altar und ein aus dem Felsen gearbeiteter Bischofsstuhl stehen. Hierher wurde, wie ich das schon früher erzählte, der heil. Januarius, etwa ein Jahrhundert nach seiner Hinrichtung, vom marcianischen Acker her übertragen; daß er hier auch bei Lebzeiten gewohnt habe, wie die Führer erzählen, ist unrichtig. Ebenso wenig gehören die Reste von Malereien, die man an der Decke erkennt, der urchristlichen Zeit an; es war der Bischof Athanasius, welcher im neunten Jahrhundert dieses Gewölbe ausmalen ließ. Der Bischofsstuhl aber, welcher dem Sergius angehörte, stammt aus dem vierten Jahrhundert. Die Katakomben selbst bestehen aus ziemlich breiten Gängen, die wohl zehn bis zwölf Fuß hoch sind und sich hie und da zu großen Gewölben ausweiten, in welche an einigen Stellen durch sogenannte Luminarien das Tageslicht fällt. In die Wände dieser Gänge sind schrankartige Vertiefungen (loculi) getrieben, groß genug, um einen menschlichen Körper zu fassen, und wohl drei, vier über einander. Auch in den Boden sind Grüfte gearbeitet. Familienbegräbnisse sondern sich gegen einander ab; sie werden oft durch ein in die Wand gemeißeltes Gewölbe gebildet, das dann rechts und links und in der Hinterwand wieder die Oeffnungen zur Aufnahme der Leichen enthält. Ein solches Familiengewölbe sieht einem altrömischen Columbarium ähnlich, nur daß seine Verhältnisse weit größer sind, weil seine loculi nicht die kleinen Aschenreste, sondern die ganzen Körper aufzunehmen hatten. Gegenwärtig sind die Vertiefungen bis auf vereinzelte Knochen alle leer, und die Marmorplatten, mit denen sie geschlossen und auf denen die Namen der dahinter Ruhenden zu lesen waren, sind nicht mehr vorhanden. Die meisten sind wohl entwendet worden; der Rest ist in's Museum gerettet. Dort haben wir eine Anzahl dieser Platten gelesen; sie tragen den Namen des Stifters und dessen, dem er die Gedächtnißtafel stiftet, letzteren mit einem schmückenden Beiworte, z. B. „wohlverdient", „süß" u. s. w. Die Schrift ist meist sehr incorrect und schlecht

ausgeführt, die hinzugefügte Zeichnung in der Regel nur roh eingekritzelt. Man findet auf diesen Platten die altchristlichen Symbole fast buchstabenartig wie Hieroglyphen verwandt: am häufigsten einen Vogel, den man sich als Pfau (Sinnbild der Unsterblichkeit) oder Taube (Sinnbild des heil. Geistes) vorstellen kann, die Siegespalme, den mystischen meist wie einen Delphin gezeichneten Fisch, der als ein Symbol Christi verwandt wurde, weil die einzelnen Buchstaben seiner griechischen Bezeichnung mit den Anfangsbuchstaben der Namen und Würden Christi übereinstimmen, und das Monogramm Christi. In einigen von den Gewölben findet man Spuren von Frescobildern und Inschriften; so erkennt man das Bild des heil. Januarius und daneben die Worte: „Sancto Januario .... requiescit in pace." Das so geschmückte Grab als dasjenige des heil. Januarius zu bezeichnen, wie zu geschehen pflegt, ist unrichtig; man wollte vielmehr die Seele eines Anderen, der hier ruhete, der Fürbitte des Heiligen empfohlen haben, daher denn dessen Name auch im Dativ erscheint. Ein zweites Grab enthält die Bilder der Heiligen Sosius, Eutyches und Acutius, die auch nicht hier ruhten, deren Bilder aber den, der hier eingebettet war, wie eine Schutzwache umstehen sollten. In einem dritten Grabe finden sich die Apostel Petrus und Paulus in strengster Stilisirung dargestellt. Alle diese Malereien scheinen dem fünften Jahrhundert anzugehören: die Farbenscala ist eine äußerst dürftige, die Modellirung mangelhaft, die Zeichnung roh. Man darf indessen, glaube ich, von diesen Katakombenmalereien nicht ohne Weiteres einen Schluß auf die Kunst der ganzen Zeit machen; denn auf einem rauhen, schlecht vorbereiteten Grunde beim ungewissen Scheine einer Fackel in gebückter Stellung und unter so grauenhafter Umgebung zu malen — was konnte dabei herauskommen? Der Maler wird froh gewesen sein, wenn er so schnell als möglich diese unheimliche Stätte wieder verlassen konnte.

Sonst findet sich von Denkmälern nur noch ein wenige Fuß hoher dünner Säulenschaft vor, der die Inschrift Priapos trägt, darunter das hebräische Wort „Elohe" (Gott) und ein unleserliches, welches dazu zu gehören scheint. Vermuthlich kam das Bild des Priap zu einer Zeit hierher, als diese Grotte noch nicht zur Aufnahme der Todten bestimmt war; denn man setzte den Gott der Fruchtbarkeit gern in Grotten und Weinberge. Christliche Hände haben dann wahrscheinlich das Bild selbst, welches auf der Seite stand, herabgestürzt und unter den Namen des Heidengottes wie einen Protest den des einzig wahren geschrieben. An dieser Säule sollen dann auch in den großen Verfolgungen die Christen hingerichtet sein; vielleicht wollte man sie hier zur Anbetung des heidnischsten aller heidnischen Götter zwingen.

Ueber die Art des Begräbnisses steht so viel fest, daß die Körper ohne Särge in ihre Felsenschränke gelegt wurden. Diejenigen der reicheren Stände wird man balsamirt, die anderen der austrocknenden Kraft des Lavafelsens überlassen, die große Masse der Armen in ein gemeinsames Gewölbe oder in die Erde gesenkt haben. Und nicht erst in christlicher Zeit begrub man hier: einige der im Museum aufbewahrten Marmorplatten beweisen dies ganz deutlich.

Es ist auch ganz begreiflich, daß mit dem Hereindringen jener dualistischen Religionsanschauungen, die ich schon früher gekennzeichnet habe, zugleich die im Orient und bei den Aegyptern beliebte Bestattungsweise in Aufnahme kam. Sobald die Reflexion sich den jenseitigen Dingen zuwendet, sucht man, in einer gewissen Unfähigkeit, Leibliches und Geistiges zu trennen, auch dem Körper eine dauernde Existenz zu sichern. Die Todten schlafen der Auferstehung entgegen, — diese Idee, welche von den Gemüthern Besitz nimmt, muß natürlich auf die Behandlung der abgestorbenen Körper von großem Einflusse sein. Das Christenthum, welches dann die schon vorhandenen Vorstellungen vom Jenseits mit großer Energie ausbildete und ausdrücklich die Auferstehung des Fleisches bekannte, mußte folgerecht die Verbrennung der Todten ganz aufgeben und zu einer solchen Bestattungsart greifen, welche den Körper einigermaßen zu conserviren schien; die Erkenntniß, daß unsere abgelegte Hülle in jedem Falle einem Verbrennungsprocesse verfällt, lag natürlich dem Glauben fern. Was nun speciell das Katakombenbegräbniß betrifft, so hat es an sich mit dem Christenthume nicht mehr zu thun, als jedes andere Erdbegräbniß; aber die Localität begünstigte die Vorliebe für jene Gottesdienste, die man so gern über den Gräbern der Entschlafenen hielt und gewährte überdies in bedenklichen Zeiten verborgene, wiewohl immerhin gefährliche Versammlungsplätze. Nur muß man nicht denken, die Christen hätten erst jene unterirdischen Gänge in der Absicht gemacht, um ihre Todten abgesondert bestatten und unbemerkt ihre Gottesdienste halten zu können oder gar, um bei Verfolgungen eine Zufluchtsstätte zu haben. Sie begruben ihre Todten da, wo es ihre heidnischen Mitbürger schon lange thaten, und wenn sie vor der Wuth der Zeloten in die Katakomben flüchteten, so thaten sie es, um auf den Gräbern der Ihrigen zu sterben oder wie man eben in der Noth jede Zuflucht erwählt; denn natürlich waren sie in den Katakomben noch sicherer gefangen als anderswo.

Wir durchwanderten mit Fackellicht, was von den beiden oberen Etagen noch zugänglich ist. Die Wände schimmerten in einem fahlen todten Grau; unter uns klang der Boden, indem wir über hunderte von Gräbern dahin schritten, die mit dickverstaubten Lavaplatten bedeckt sind. Kleine Leute liegen

darin, die man ruhen läßt, weil sie es im Leben nicht zum Prunke einer Marmorplatte bringen konnten und die Ihrigen das „Wohlverdient (bene merens)“, das man auf so vielen Nachbargräbern las, vielleicht lieber in Thränen als in Buchstaben ausdrückten. An dem Eingange des verschütteten dritten Stockes, aus dem uns ein wirrer Haufen von Schädeln, Knochen und Asche entgegenragte, kehrten wir um und in das goldene Tageslicht zurück. Welch eine Welt von Schmerzen, Thränen und Seufzern lag hinter uns! Alles Bittere, was das menschliche Leben nur zu erzeugen vermag, ist in diesen dunklen Höhlen von Tausenden und aber Tausenden durchgefühlt worden: der Harm über das Hinwegscheiden der Lieben, den weder die Philosophie noch der Glaube dem Menschen jemals nehmen wird, und die Qualen, welche blutiger Fanatismus ersann. Abschied der Lebenden von den Todten und Sterbenden von Sterbenden! Vermöchte dieser finstere Schlund zu reden, es müßte ein ewiges unendliches Ach! daraus hervorgehen.

7. Januar.

Wir versäumten nicht, uns auch von der gegenwärtig hier gebräuchlichen Art der Todtenbestattung eine Anschauung zu verschaffen, um sie mit der mittelalterlichen und der antiken zu vergleichen. Der Camposanto nuovo liegt unterhalb der nach Capua führenden Chaussee auf einem ziemlich abhängigen Terrain, dessen Unebenheiten von den Gärtnern und Architekten für eine große Mannichfaltigkeit von Schöpfungen trefflich benutzt wurden. Man fährt wie in eine besondere Stadt hinein, so groß ist die Anlage. Denkmäler in unserer Weise giebt es nur wenige, aber viele hunderte von Mausoleen, theils für einzelne Familien, theils für ganze Körperschaften, ziehen sich zu Straßen oder Gruppen geordnet den Berg hinab. Man begegnet da allen Stilarten, dem griechischen, römischen, gothischen, selbst dem ägyptischen. Zwischen diesen schimmernden Gebäuden, in denen neben oder über den Grabkammern sich stets eine Kapelle befindet, die durch Tages- und Kerzenlicht erhellt wird, ragen schlanke Cypressen und wallende Pfefferbäume — unsern Trauerweiden ganz ähnlich — hervor. Rosen und andere Blumen überall, und wo der Fels hervortritt, ist er mit Farrnkraut und hängenden Gewächsen, mit blühendem Epheu überkleidet. Alles ist — gegen sonstige neapolitanische Gewohnheit ungemein sauber und zierlich gehalten, und das Ganze athmet eine freundliche Feierlichkeit. Hätte man die ehrwürdigen Kapuziner, denen man den ernsten Dienst auf dem Friedhofe gelassen hat, nicht in den Gängen wandeln sehen, man hätte sich wohl in die Gräberstraße von Pompeji versetzt wähnen mögen.

Wir betraten ein Mausoleum, in dessen Tiefe wir einige Handwerker arbeiten hörten; es gehört einer der Todtenbrüderschaften an, deren es in Neapel, glaube ich, 160 giebt. Aus der Kapelle führt eine Treppe in ein geräumiges Gewölbe hinab, das nach der einen Seite mehrere sehr hohe und breite mit Marmor bekleidete Gänge entsendet, in die von Oben das Tageslicht hereinfällt. Diese sind nun ganz denjenigen der Katakomben nachgebildet, nur daß sie heller und freundlicher sind. Rechts und links dieselben Schränke in den Wänden, mit Marmorplatten geschlossen, auf denen man die Namen der Bestatteten liest. Wenn man in irgend einer Richtung die Wände durchbräche, so würde man in ein benachbartes Gewölbe kommen; man hat also auch hier Katakomben, aber sie sind, den modernen Neigungen entsprechend, in gesonderte Abtheilungen zerlegt. Unter der Erde ist man an die altchristliche, über derselben an die römische Zeit erinnert, wie man denn hier in allen Bereichen die Reste des Alten an den Anfängen des Neuen vorbeiragen oder sich mit ihnen verbinden sieht.

Uebrigens werden nicht alle Leichname sofort in jene Schränke gebracht; auf einige Hamletsfragen, die wir an den Todtengräber richteten, erfuhren wir, daß man sie auch in die Erde begräbt, um ihre eingetrockneten Reste nach fünfzehn Monaten wieder herauszunehmen und dann erst in jene Gewölbe zu bringen: auf diese Weise erspart man das Balsamiren. Ob man nicht auch im Alterthum mit solchen Leichen so verfuhr, die man nicht balsamiren, doch aber verbrennen wollte? — Noch Unbemitteltere läßt man in der Erde liegen, bis ihr Platz anderweitig beansprucht wird; auf eines Lohgerbers Zeit bringt es Keiner, vielleicht nach drei Jahren wandern die Knochen in ein gemeinschaftliches Gewölbe. Doch der großen Masse der Armen wartet noch ein ganz anderes Schicksal. Ein Frate führte uns in einen großen mit Lava gepflasterten Hof, in welchem wir etwa fünfzig mit Steinplatten verschlossene Kellerlöcher bemerkten. Ueber eines derselben ragte das Ende eines starken Hebebaumes. „Dies ist, wie jener Hof auf der andern Seite, der neue Kirchhof der Armen“, sagte der Frate, „wollen Sie das Grab sehen, in welches der Letzte — vor zwei Tagen — bestattet wurde?“ Da wir bejahten, befestigte ein Arbeiter die Steinplatte an die von dem Hebel herabhängenden drei Ketten, und alsbald schwebte sie, indem er ihn niederdrückte, wie eine Wagschale empor. Welch ein Anblick ward uns! Unten in dem großen Gewölbe, das sich vor uns aufthat, in einer Tiefe von vielleicht 30 Fuß, so viel ich schätzen konnte, lag ein Haufen von Leichen unordentlich und wirr durch einander, die Meisten in Leinen gewickelt, Viele in gewöhnlichem Anzuge, obenauf ein Greis, quer über ihm ein Kind ... doch ich beschreibe nicht weiter. Wie kommen sie da hinunter?

Der Frate, der unserem Schauder die Frage ablas, sagte beruhigend: „mit einem Stricke".

Wir mußten noch mehr von dieser furchtbaren Bestattungsweise hören, die uns auf's Peinlichste überrascht hatte, und eilten nach dem einige hundert Schritte entfernten alten Camposanto, den man ganz den Armen überlassen hat. Hier traten wir in einen ähnlichen Hof; aber er war weit größer als jener und hatte 19 mal 19 der erwähnten Gewölböffnungen, im Quadrat geordnet. Ein andrer Hof enthält dann noch so viele Grüfte, daß ihre Zahl im Ganzen derjenigen der Tage im Jahre gleichkommt. Jeden Abend wird eine derselben geöffnet, um etwa vierzig Ankömmlinge aufzunehmen, und dann bis zum nächsten Jahrestage geschlossen und verkittet. Ein Desinfectionsmittel kommt nicht zur Anwendung, und dennoch bleibt bei dem dichten Verschluß der Gewölbe die Luft gut; auch scheinen die Leichen mehr zu vertrocknen, als zu verwesen.

Der Friedhof war von einer ziemlichen Anzahl Menschen der ärmsten Klasse belebt, deren Thun und Treiben uns sehr rührend erschien. Mehrere beteten laut und dringend vor den rings an den Wänden angebrachten Crucifixen; Andere knieten über den Gewölben, auf deren Deckel sie eine Blume gelegt hatten; hie und da kauerte eine ganze Gruppe im Kreise um eine solche unheimliche Thür, Leute, die sonst einander vielleicht fremd gewesen waren, aber durch jenen traurigen Abend verbunden wurden, an welchem sie ihre Todten in die gemeinschaftliche Gruft hatten verschwinden sehen. Damals hatte das Schicksal sie zu einer Todtenbrüderschaft vereinigt, wie ihre wohlhabenderen Mitbürger aus freien Stücken, nach eigner Wahl solche Genossenschaften unter sich bilden. Allmählich wurde auch die Ernte des Tages hereingebracht. Alte abgenutzte Särge, zuweilen mit einer Laterne verziert wurden von zwei Leuten auf den Köpfen herbeigetragen und einstweilen an der Wand niedergesetzt. Ganz wie Horaz (in seiner achten Satire) die Bestattung des armen Volkes, der „misera plebs", zu Rom beschreibt:

> Leichen verstorbener Sklaven, aus dürftiger Kammer geworfen,
> Schleppt' ein Genosse hierher, der in ärmlichen Kasten sie packte:
> Hier war früher ein Grab, gemeinsam dem Volke der Armen.

Es erschienen auch Wagen, in denen zwei und mehr Särge standen: ein Begleiter präsentirte im Bureau einem Geistlichen die Todtenscheine, die Namen wurden vermerkt, und nun lieferte er seine Ladung ab. Er hatte nur auf die Rückgabe der Särge zu warten. Wir fragten den Todtengräber, ob man auch hier sich eines Strickes zum Hinablassen der Körper bediene. „Ja", sagte er, „wenn die Angehörigen einen mitbringen, sonst geht es di sopra al basso", und dabei machte er die Bewegung des Hinabstürzens.

Er forderte uns auf, Abends dem Begräbnisse beizuwohnen, aber wir konnten es nicht über uns gewinnen und verließen den Kirchhof, dem nun bei Dunkelwerden mehr und mehr Särge zugetragen wurden, so eilig, als gälte es noch vor Nacht die Heimat zu erreichen.

Wir waren fortgegangen, weil wir uns im Stillen von unseren deutschen Voraussetzungen aus eine Scene der Verzweiflung vorstellten. Doch mußten wir uns nun sagen, daß eine solche Begräbnißweise sich nicht zu halten vermöchte, wenn das Volk etwas Verletzendes darin sähe. Bei uns freilich würde sie, wenn sie aus irgend einem Grunde eingeführt würde, sofort einen Aufruhr hervorrufen; aber hier, wo die Armen auf der Straße so eng verbunden mit einander leben, daß man nie Familie von Familie zu unterscheiden vermag, gereicht es ihnen zum Troste, daß auch ihre Abgeschiedenen hübsch bei einander bleiben; und daß sie mit einem salto mortale — im eigentlichsten Sinne — zu ihrer Ruhestatt gelangen, hat für ihren beweglichen munteren Sinn nichts Beleidigendes. Und was uns dabei am Meisten verletzt, die grelle Unterscheidung und Sonderung von Arm und Reich und die Verleugnung aller Individualität, das nimmt der Neapolitaner auch hier als etwas Selbstverständliches hin, wie er es in so vielen anderen Beziehungen thut.

8. Januar.

Heute besuchten wir auf die Einladung des Grafen Monte St. Angelo seine über der Stadt gelegene Villa Floridiana. Wir nahmen unseren Weg über den neu angelegten Corso Vittorio Emanuele, der sich im Bogen an der mittleren Höhe der alten Lava hinzieht, welche Neapel nach der Landseite zu einschließt. Er führt von Piedigrotta (vor der Grotte des Posilipo, welche jene Höhe durchschneidet) bis unter die Mauern von St. Elmo und wird nach und nach auf beiden Seiten mit neuen Palazzis besetzt. Die Regierung hat ihn angelegt, um für die unglücklich eingeengte Stadt eine neue Terrasse und damit dem armen Volke mehr Raum zu gewinnen. Er ist landschaftlich ungemein anziehend; von links ragt der mit Cactus und Aloë bestandene Fels noch überall zwischen die Neubauten herein, nach rechts übersieht man die Stadt und den Golf. Was ist das nun für ein völlig anderer Anblick, als ihn eine nordische Stadt gewährt! Wenn bei uns zwischen der Masse hochgiebliger Häuser einmal ein einzelnes steht, das in südlichem Stile gebaut ist, so kann das nicht deutlich und nicht vollständig wirken; aber hier, wo eine ganze andersgeartete Stadt innerhalb einer fremden Landschaft vor uns liegt, wird man schnell gewahr, was es mit dem Charakter der beiden Architekturstile auf sich habe und wie deutlich auch

die Baukunst zu reden vermöge. Sucht man nach den Elementen, welche dieselbe hier zur Anwendung bringt, so entdeckt man deren im Grunde nur zwei, den rechten Winkel und den Bogen, diesen freilich häufig auch schräg gedrückt, z. B. wenn er zum Unterbau von Treppen dient. Bei uns kommt im Dache und in starken Ausladungen der schiefe Winkel in allen Graden und der Spitzbogen, auch sonst mannichfache Schweifung vor. Beide Stile sind in ihren wesentlichsten Stücken im Grunde durch das Klima und den Charakter des zur Verfügung stehenden Materials bedingt: wir brauchen des Schneefalls wegen hohe Dächer und können und müssen vielfach das Holz zur Anwendung bringen, hier kann man jener entbehren nnd ist, was das Material betrifft, ausschließlich auf den Stein angewiesen. Aber die hiesige Bauart hat sich durchaus näher an das Bedürfniß gehalten, das sie befriedigen soll; die deutsche hat, weit darüber hinausgehend, zugleich ein Inneres, eine geistige Stimmung auszudrücken sich bemüht. Das neapolitanische Haus, einzeln betrachtet, ist ein sehr einfacher, und wenn man will, kahler Bau, ohne Profilirung und ohne Schmuck; es ist ein Werk der Nothwendigkeit und an sich nicht schön. Es ist ein Unterkommen für den Menschen, nichts mehr; seine Linien halten sich dem Boden parallel, an den der Bewohner mit allen seinen Sinnen, mit seiner ganzen Existenz gefesselt ist. Der deutsche Bau drückt eine Erhebung über eben diesen Boden aus, eine mystische Unbestimmtheit, ein phantastisches Grübeln und Sehnen, einen dunklen faustischen Drang, eine gemüthliche und etwas schwerfällige Ernsthaftigkeit. Indem er so aus dem Reiche der Nothwendigkeit in das der Freiheit gelangte, war er viel eher, als der hiesige Naturbau, den Veränderungen des individuellen Geschmackes und der Willkür und nicht weniger den Einwirkungen einer ganzen Zeitrichtung preisgegeben, so daß wir schließlich zu der größesten Mannichfaltigkeit von Stilarten gelangt sind. Die hiesige Bauweise ist dagegen viel constanter, und man würde heutzutage wahrscheinlich gar nicht von der pompejanischen Art zu bauen abgewichen sein, die man ja in allem Wesentlichen beibehalten hat, wenn nicht die Uebervölkerung der Küsten durchaus in die Höhe zu gehen gedrängt hätte. Auch läßt sich ein andrer wichtiger Unterschied zwischen damals und jetzt nicht verkennen; aber er liegt nicht in den architektonischen Elementen. Der Pompejaner schmückte seine Höfe, wie er konnte, aufs Zierlichste mit Wandgemälden und Statuen aus; heute läßt man die offenen Räume ungeschmückt und in den unbehaglichen Zimmern zeigt man mehr den Reichthum, als den Geschmack, in vergoldeten Möbeln. Dieser Unterschied bezeichnet aber keine neue geistige Richtung, sondern nur ein Sinken der Production innerhalb der alten. Auch ehedem überließ man sich derselben unbefangenen Lust am

Leben, mit derselben Naivetät und ohne sich viel Gedanken zu machen; aber man wußte die freudige Auffassung des Daseins zugleich künstlerisch auszudrücken, man verstand den Genuß zu veredeln. Jetzt hat die Production aufgehört, und nur die Sorglosigkeit ist geblieben, das Leben in den Tag hinein.

Nun gewährt aber doch dies Neapel ein unvergleichlich schönes Bild. Dies liegt an verschiedenen anderen begleitenden Umständen. Zunächst sind die Häuser im Grundriß immerhin mannichfaltiger als im Aufriß, so daß die Monotonie doch durch mancherlei Uebereckstellungeu unterbrochen wird. Dann die landschaftlichen Linien, welchen die Stadt, den Berg hinaufgelehnt, folgen muß und die sie mit ihren flachen Dächern so kräftig wiedergiebt. Und je höher sie hinaufsteigt, desto breiter und malerischer tritt der grauschimmernde phantastisch zerklüftete Boden mit seinen Agaven (deren baumhoher Blüthenstengel wie ein vielarmiger Kandelaber geformt ist), seinen hangenden Ranken, seinen Pinien zwischen die Gebäude hinein; und je steiler der Fels wird, desto mächtiger werden die durch hohe Bogen gestützten Futtermauern, welche den schmalen Grund, auf den die Villen hinausgebaut sind, festzuhalten haben. Darüber der herrliche tiefblaue Himmel, von dem sich jeder Gegenstand so deutlich abhebt, und gar Abends, wenn die Sonne hinter dem Posilipo verschwindet, ein unbeschreiblicher goldenvioletter Ton über dem ganzen Bilde und alle Fenster wie in einer plötzlichen Illumination einige Augenblicke erglänzend; davor das Meer, dessen durchsichtiges Grün von den mannichfaltigsten Reflexen überschimmert ist — das ist freilich von dem Schönsten, was die Erde unsern Augen bietet. Endlich muß auch der Zustand der Vernachlässigung und des permanenten Verfalles, in welchem sich die meisten Gebäude befinden, auf indirecte Weise die Wirkung des Ganzen verstärken; er fügt dem malerischen einen poetischen Reiz hinzu. Denn wenn schon die Bedürfnißlosigkeit und Natürlichkeit, welche sich in der Architektur ausspricht, an sich von poetischem Zauber ist und uns unwillkürlich an einfache paradiesische Zustände gemahnt, so kann uns die Harmlosigkeit, mit der man hier sich und sein Haus den befreundeten Elementen überläßt, vollends um alle schweren Gedanken bringen. Hier schließt das Leben jeden Abend und fängt jeden Morgen neu an. Mag die kommende Generation sich Häuser bauen, wie sie will und kann; Gott weiß, wer diejenigen gebaut hat, in denen wir Glücklichen jetzt wohnen! Das fühlt sich wie ein Stück lebendiger Poesie; — wenigstens bei Sonnenschein; bei grauem Himmel giebt es Leute, die sich darüber ärgern wollen, weil sie unvorsichtiger Weise zu denken anfangen und dabei auf manche Eigenthümlichkeit des neapolitanischen Lebens gerathen, die zwar auch die liebe Natur zur Mutter hat, aber doch nicht schön ist.

Unter solchen Gedanken waren wir vom Vittorio Emanuele über ein hohes Gradito zum Vomero hinaufgestiegen, dem obersten Rande von Neapel. Hier liegt die Villa Floridiana, mit einer Aussicht, wie wir sie ähnlich von San Martino aus gehabt hatten. Sie ist von einem der schönsten und bestgehaltenen Parks umgeben. Nur dem Rasen fehlte das saftige Grün, sonst hatte man ein sommerliches Bild vor sich, da eine große Zahl von Blumen noch blühte und der Garten nur immergrüne Bäume enthält. Einen gewissen Ruf hat er durch seinen Reichthum an hohen Camelienstämmen erlangt; dieser im schönsten Weiß und in allen Schattirungen von Roth blühende Hain mit seinen dunkelglänzenden Blättern gewährte denn auch einen überaus freundlichen Anblick. Höchst anmuthig verbindet sich die Architektur mit dem Terrain. „Diese Paläste," so schildert es Platen:

„Diese Paläste mit hängenden Gärten, es hat sie ein König
Auf des Gebirgs Felsblock seiner Geliebten erbaut,
Grotten vertieft und Rotunden erhöht in der lachenden Wildniß,
Ueber die Schluchten zugleich magische Brücken gewölbt.
Allwärts fesselt die Blicke der rauchende Berg und der Purpur
Deines Gewogs allwärts, segelbevölkerter Golf!"

13. Januar.

Von der Universität, die wir heute besucht haben, läßt sich nicht viel rühmen. Das Gebäude, zwar von engen Gassen eingeschlossen, ist groß und stattlich, die Sammlungen haben Raum und Licht, die Bibliothek ist für die augenblickliche Benutzung gut eingerichtet — aber in der Hauptsache fehlt es bedenklich. Der Lectionsplan ist sehr spärlich bedacht; namentlich fehlen die Specialitäten, die wir am schwarzen Brette angekündigt zu sehen gewohnt sind. Seminarien und freie Societäten — jene vortrefflichen Anstalten, die bei uns dazu bestimmt sind in das Innere der Wissenschaft einzuführen, — scheinen hier nicht vorhanden zu sein. Die Professoren lesen mit wenigen Ausnahmen nur ein einziges Colleg und dieses nur in drei wöchentlichen Stunden, so daß die Universität trotz der großen Zahl der Studenten, von der man sprechen hört, doch immer ziemlich leer aussieht. Und für wen ist nun die spärlich dargereichte Nahrung bestimmt? Ein Professor sagte uns, die Universität zähle etwa 10000 Studenten, ein Pedell gab die Ziffer auf 6—8000 an, in der Stadt sprach man von 5—6000. Man weiß es nicht. Jener amüsante Ehrgeiz unserer guten deutschen Universitäten, welche sofort nach Abschluß ihrer Verzeichnisse (in welche, was irgend mit Ehren angeht, als „Philosoph" eingeschmuggelt wird) die erreichte Ziffer in den Blättern bekannt machen, wenn sie nämlich

einigermaßen günstig erscheint, er fehlt hier ganz. Die Studenten oder „giovinetti", wie sie in den Affichen genannt werden, stehen außerhalb der Corporation, sie sind gar nicht inscribirt; Jeder ist Student und Keiner ist es, ein Nachweis wissenschaftlicher Befähigung wird von den Besuchern der Vorlesungen nicht verlangt. Hier existirt also die akademische Freiheit in absoluter Vollendung. Das möchte manchem deutschen Akademiker erbaulich klingen, in der Nähe sieht sich's aber nicht sonderlich an. Das akademische Publikum ist ein aus allen Lebenssphären, aus allen Bildungsgraden zusammengelaufenes; es giebt unter diesen tausend Einzelnen zu wenig Elemente der Gleichartigkeit und der Uebereinstimmung, als daß sie sich als eine Gemeinschaft empfinden und einen gemeinsamen Geist darstellen möchten. So geht ihnen der Segen der Charakterbildung, des wissenschaftlichen Wetteifers und der Poesie verloren, den — bei allen seinen komischen Sonderbarkeiten — das akademische Genossenschaftsleben in Deutschland gewährt. Es wird Einem beim Anblick dieser italienischen giovinetti recht philisterhaft zu Muthe.

Wir besuchten eine juristische Vorlesung. Die Thür blieb offen, der Lärm des Hofes und der Corridors drang hinein, es ging wie in einem Taubenschlage ab und zu. Gegen hundert Zuhörer umlagerten das Katheder des Professors, Alle — mit Ausnahme des Professors — hatten die Hüte auf, Einige rauchten, Andre bespieen auf gute Matrosenmanier den Boden. Einen Text hatten kaum Zwanzig mit sich, und nur die Allerwenigsten machten Notizen. Der sehr lebendige Vortrag schien hier und da an Floskeln zu leiden und war zu wenig präcis; aber ich habe überhaupt keine Vorstellung davon, wie man eine Versammlung unterrichten soll, deren Bildungsstand nicht ungefähr gleichartig ist und deren geistigen Durchschnittszustand man nicht kennt.

Wie kann der Staat, dem die Universität schließlich Geld genug kostet, hoffen, mit so lockeren unzugänglichen Einrichtungen sich brauchbare Beamte zu erziehen? Ohne positive Kenntnisse, wie die meisten dieser zukünftigen Staatsdiener bleiben, kommen sie demnächst in die Lage, die verwickelten Fragen der Praxis mit allzu allgemeinen und dürftigen Theorien behandeln zu müssen — eine der schwersten Hemmungen für einen Staat, der aus einem kleinen ein großer werden will. Was hilft da die natürliche Intelligenz der Italiener, die man so vielfach preisen hört? Das Volk hat keine rechte Achtung vor den Beamten und wird unruhig an der Unsicherheit, die es den administrativen Maßregeln anfühlt, und der Staat selbst bekennt, daß ihm nicht genug geschehe, denn in einem der letzten Tentamina z. B. ließ er nur 16 Procent der Examinanden bestehen. Aber dergleichen ein einziges Mal erleben und dem Uebel nicht an die Wurzel greifen

— wie ist das möglich, da die Kur hierin wahrhaftig nicht so schwer ist? Denn wenn man auch annehmen darf, daß die eine Hälfte der Durchgefallenen sich noch emporarbeitet, so ist doch so gut wie gewiß, daß die andre die verderblichen Elemente in der Gesellschaft auf bedenkliche Weise verstärkt. So erzieht sich der Staat an eben der Stelle, wo er sich seine Kraft bereiten sollte, mit eigenen kostbaren Mitteln seine Feinde.

Nun will man, wie ich höre, das Examen sogar noch verschärfen; das heißt, statt die Nahrung zu verbessern, will man eine größere Leistung fordern. Sehr charakteristisch für die Tendenzen, welche das junge Königreich beherrschen: man will die Cultur decretiren, statt sie zu erarbeiten. Ganz befangen in einem abstracten Freiheitsideal, scheut man jede vernünftige volkspädagogische Maßregel wie ein Attentat gegen die Menschenwürde, und doch hat man ein Gefühl davon, daß man nur kraft einer tiefgehenden und allgemeinen Bildung in die Reihe der maßgebenden Staaten einzutreten vermöge: — ich habe die Empfindung, als müßte die Regierung, allzu sehr belästigt von den Consequenzen ihrer eigenen allzu idealen Principien, sich eines Tages zum Staatsstreiche gedrängt sehen.

17. Januar.

Eine elegante kleine Dampfjacht führte uns heute nach Sorrent. Ziemlich nahe an der Küste haltend flogen wir an Portici mit seinen herrlichen Villen und Gärten, an Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Pompeji vorüber; wir konnten so von Unten herauf die verschiedenen Lavaströme übersehen, wie sie sich vom Krater des Vesuv herab durch die Städte hindurch und hinunter in's Meer ergossen hatten. Castellamare gegenüber nahmen wir unsre Richtung nach rechts. Hier gliedert sich das Gestade in drei Buchten von ziemlich gleichem Umfange und gleicher Tiefe, die aber innerhalb dieser Uebereinstimmung durch verschiedenen Reiz sich auszeichnen. An der ersten, die nur auf der einen Seite von einem Vorgebirge eingefaßt ist, liegt Castellamare, breit und reich entfaltet, eine große Stadt mit bewegter Schifffahrt. Hinter der zweiten, nach Castellamare zu durch das Capo d'Orlando, nach der anderen Seite durch die Punta di Scutolo abgegränzt, steigt das Gelände amphitheatralisch gegen den ernsten Monte St. Angelo hinauf; bis in die mittlere Höhe hinauf ist es höchst malerisch mit schimmernden Häuschen geziert, am weitesten empor wagen sich die Kapellen, unten verdichtet sich die Ansammlung von Wohnungen zu den beiden Ortschaften Vico und Equa, zwischen denen eine tiefe Schlucht herabführt. Diese Bucht gewährt von den dreien landschaftlich das schönste und reichste Bild. Die dritte ist durch die Punta di Scutolo (an welcher der sehr regelmäßig ge-

schichtete Apenninkalk zu Tage tritt) und das Capo di Sorrento eingeschlossen, eine geologisch höchst auffallende Bildung. Die alte Ausbuchtung des Kalkes ist nämlich zur Hälfte — sowohl der Höhe wie der Breite nach — mit einem von den benachbarten Bergen herabgeschwemmten Travertin ganz gleichmäßig und eben ausgegossen. Diese so entstandene, vielfach durch Bergströme zerklüftete Ebene, die sich etwa 200 Fuß ganz senkrecht über dem Meeresspiegel erhebt, heißt das Piano von Sorrent. Es ist dem Meeresstrande entlang von mehreren Gemeinden bebaut, deren Ortschaften ohne Unterbrechung zusammenhängen und deren südlichste allein den Namen Sorrent führt.

Wir landeten und stiegen durch eine enge Klamm, die uns durch ihre Form sehr heimisch, durch ihre Pflanzenbekleidung sehr fremdartig berührte, rechts hinauf nach Agnello. Hier nahm uns ein Weg auf, der zwischen den üppigsten Orangengärten hindurchführt; welch ein betäubender Duft muß ihnen im Sommer entströmen! Jetzt hing noch die ganze unendlich reiche Ernte an den Bäumen. Nach halbstündigem Marsche, auf dem uns eine Menge schöner, aber auch früh vollkommen ergrauter Leute begegneten, erreichten wir das Ziel, das wir uns bestimmt hatten, das Geburtshaus Torquato Tassos, jetzt zu einem Hôtel umgebaut. Hier wurde der unglückselige Dichter seinem Vater Bernardo, den Zeitgenossen durch seinen Amadis, seine Sonette und Briefe wohlbekannt, im Jahre 1544 geboren; hier kehrte er später, an sich und der Welt irre, dem Wahnsinn nahe, nach der Flucht von Ferrara bei seiner Schwester Cornelia ein. Ungewiß, wie die Heimat ihn, der sich von aller Welt gehaßt und verfolgt wähnte, aufnehmen würde, hatte er sich als Hirte verkleidet; welcher Seligkeit echter Liebe genoß er dann, als er die Schwester mit seiner Erzählung vom armen Torquato erschüttert hatte und sie ihn darauf erkannte und an ihr Herz zog! Allzubald trieb es ihn von hier wieder in die Welt, der er nicht gewachsen war und in der er zu Grunde ging.

Es ist immer eine große Freude solche Stätten zu besuchen, die durch die Schicksale großer Männer eine Weihe bekommen haben; da wächst ihr Bild vor uns aus dem Boden, und mit ihnen zieht die Zeit, deren dunkles Streben sie deutlich und gewaltig in Wort und That faßten, vor unserem geistigen Auge auf. Es bedarf dazu nicht einmal der Reliquien; aus dem Bewußtsein körperlicher Berührung mit dem merkwürdigen Boden entspringt lebendig ein Gefühl geistiger Nähe. Aus dem alten Hause hat sich nur eine Anzahl von Marmormedaillons antiker Helden und die Büste Bernardos erhalten — und doch mit wie besonderen Empfindungen blicken wir von dieser Terrasse über den wunderbaren Golf! Die

Landschaft wird historisch. Da drüben in Neapel lebte zu den Zeiten Bernardos der Sänger der Fischeridyllen, Sannazar; weiter zur Linken auf dem blauduftigen Ischia die edle Freundin Michelangelos, die Dichterin Vittoria Colonna, die dort den Manen ihres geliebten Gemahls, des Marchese Pesara, in ihren Dichtungen ein unvergängliches Gedächtniß schuf — alle drei in lebendigem dichterischen Verkehr vereinigt. Das waren andere Zeiten! Die Schönheit dieses Stückes Natur wurde nicht oberflächlich, nicht sinn- und gedankenlos genossen, sondern im tiefsten Innern gespürt, regte sie wie ein himmlisches unwiderstehliches Vorbild zu eigener Nachschöpfung an, und so trat in reinen melodischen Formen ihr ewiges Gegenbild an's Licht. Aber an dieselben drei Namen knüpft sich auch schon die Erinnerung an die beginnende geistige Erstarrung, von der Italien noch heute nicht zu frischem schöpferischem Leben zurückgekehrt ist. Sannazar gab die heimische Sprache auf, um die der Kirche anzunehmen; von seinen reichen Mitteln baute er ein Servitenkloster, um darin zu sterben. Vittoria Colonna zog sich aus der glänzenden und freien Vielseitigkeit ihres Geistes einzig und allein auf das geistliche Interesse zurück, und der Sohn desselben Bernardo Tasso, der in Augsburg bei Kaiser Karl V. gegen die Einführung der Inquisition in Neapel protestirt hatte, klagte sich zu wiederholten Malen in seiner Seelenoth dem Inquisitor auf Irrglauben an. Wir sehen, worauf das hinaus will, und erkennen die Art der nun zur Herrschaft kommenden geistigen oder vielmehr ungeistigen Mächte: die Cultur der Renaissance schließt ab in der des Jesuitismus. In den reichen Geist dieses begabten Volkes dringt ein Fremdes ein, an dem der natürliche Fluß der Gedanken in's Stocken kommt, um allmählich ganz zu erstarren.

Wir verließen das erinnerungsreiche Haus, um auch der Gegenwart des Ortes einen Blick zu widmen. Sein besonderer Reiz liegt in der friedlichen Abgeschlossenheit, der reichen Vegetation und in dem Schutz, den seine Lage gegen die Sommerhitze gewährt. Vielfache Spaziergänge führen an den Höhen der umgebenden Berge entlang, man übersieht von da das wohlbebaute Thal in seiner Blüthe oder im Glanz seiner Früchte; wir hatten aber für jetzt nicht die Zeit, einen dieser beherrschenden Punkte zu ersteigen. Dafür besuchten wir eine Fabrik von musivischen Holzarbeiten, die in Sorrent so besonders hübsch gemacht werden. Des Sonntags wegen wurde nicht gearbeitet; aber in einer Werkstatt, die für achtzig Menschen eingerichtet ist, war von Apparaten und Instrumenten wieder so gut wie nichts zu sehen. So sieht es hier zu Lande fast in allen Ateliers aus; es ist, als ob die Leute Alles bloß mit den Fingern machten, als ob sie eben zufällig und dilettantisch zum Vergnügen oder nur um einem augenblicklichen Bedürf-

nisse abzuhelfen gerade diese Beschäftigung ergriffen hätten und als ob sie morgen zur Abwechselung auch einmal etwas ganz Anderes treiben könnten. Nichts von der handwerkerlichen Würde und Gründlichkeit, an die wir gewöhnt sind; hier ist Jeder zunächst Mensch und vor Allem genießender Mensch, das Amt oder das Geschäft, das er ergriffen hat, füllt ihn bei Weitem nicht aus und er macht nur (wie seine Sprache dies auch ausdrückt) für den Augenblick diese oder jene Figur, in die er weit entfernt ist mit allen seinen Gefühlen und Gedanken wirklich einzugehen. Meister Gargiulo konnte uns in seinem Lager (das wieder nicht wie ein Lager, sondern wie ein „gutes" Zimmer aussah) schöne Sachen zeigen, eingelegte Tische, für die er Medaillen erhalten hat, und Kästchen, Mappen aller Art. Die Bilder, meist dem neapolitanischen Volksleben entnommen, sind in einen schwarzen Grund eingelegt, der von einer gemusterten mehr oder minder reichen Kante eingerahmt ist. Die Hölzer werden von den hier vorkommenden Bäumen, namentlich der Orange und Olive, gewonnen, dann in einzelnen Fourniren durch Anwendung von Dampfbädern mit Farbe imprägnirt und nun nach den Linien der Vorzeichnung geschnitten und stückchenweise zusammengelegt, wie es die Farbe der einzelnen Theile des Bildes verlangt. Bei feineren Arbeiten legt man verschiedene Töne in einer Farbe zusammen, bei gewöhnlichen werden die Schatten mit schwarzen Strichen hineingezeichnet. Das Ganze erhält eine sehr glänzende Politur. Was den besonderen Reiz dieser Bilder ausmacht, die doch immer von etwas massiver Technik sind, das ist der warme lebendige Grundton, den sie von der natürlichen Farbe der angewandten Hölzer haben; er würde sich in keinem anderen Material so wiedergeben lassen.

Nachmittags stiegen wir die steile Treppe, die wie in Helgoland vom Oberlande herunter führt, wieder zum Strande hinab, um uns einzuschiffen. Eine böse Tramontane, die sich inzwischen aufgemacht hatte, setzte uns alsbald tüchtig zu; die Schneekälte, die sie mit sich führt, verband sich mit dem Salze des Meeres, unsere Haut zu beizen. Da flogen — eine fröhliche Verheißung, daß es in diesen Landen zum Winter nicht kommen dürfe — vier Schwalben an uns vorüber, lebhaft von uns begrüßt. Wir fanden zu unserer Beruhigung die Angabe des römischen Kalenders überboten, den wir vor einiger Zeit im Museum studirt hatten: im Januar führt er die Schwalbe noch in der Einzahl, und erst im Februar in der sommerverkündenden Mehrzahl an. —

Ich habe im Briefe von Jacob Sannazar gesprochen. Er ist in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt. So will ich Euch, da er in der That ein für Neapel ganz charakteristischer Dichter ist, wenigstens eine seiner Eclogen,

die ich dieser Tage übersetzt habe, hier mittheilen, um Euch mit seiner graziösen, schalkhaften Art bekannt zu machen. Das Gedicht ist der Galathea des Theokrit und dem Alexis Virgils nachgebildet, aber der Stoff in die Lebens- und Sinnesweise neapolitanischer Fischer nicht ohne Anmuth transponirt.

Da wo vom Felsen herab Mergellina sich zeiget dem Golfe,
Setzte sich müde vom Tag in die Felskluft Lykon der Fischer.
Andere fuhren umher, mit Fackeln die Fluth zu erleuchten,
Spähend auf nächtlichen Fang, und Andere zogen vom Strande
Weit mit der Leine herein die Netze mit zappelnder Beute:
Er nur in dunkeler Nacht sann einsam auf Klagegesänge.

„Galathea, du harte, so hat kein Geschenk, keine Bitte
Dich zu erweichen vermocht? So hab' ich vergebliche Worte
Klagend den Lüften vertraut? Vergeblich den Gischt der Gefühle
Gegen Dich Felsen gerauscht? Sieh her, es entschlummerte Alles.
Drunten schläft der Delphin, es schläft auch der muntere Butzkopf,
Und am Gestade entlang ist sanft entschlafen das Meerkalb.
Zephyr athmet nicht mehr, er ruht auf geglätteter Fläche,
Und von dem träumenden Himmel wie müde blinzeln die Sternlein!
Ich nur allein — weh mir! — repetire mit traurigem Herzen
Alle mein Leid zur Nacht und habe aus sämmtlichen Sinnen
Mir den Schlummer verjagt; doch was kümmert Dich meine Gesundheit?
Aber doch hat Praxinoë einst und das Kind Polybotas'
Mich nicht verschmäht noch selbst das Weib des reichen Amyntas,
Ob es schon feiner Statur und mit schneeigem Busen begabt war.
Ja man ruft mich sogar von Ischia häufig, — o glaub's nur! —
Und es lobet mir dort meine Lieder die schöne Hyale,
Die doch von spanischem Blut und von höchst vornehmem Geschlecht ist,
Güter besitzt und Ufer besitzt und selber den Meergott
Mitten in kühliger Fluth zum Glühen brächte. Und dennoch
Rührt es mich nicht, wenn ich Dir (wer glaubt es nur?) Mädchen, mißfalle,
Wenn Du allein meine Lieder verschmähst und Erhörung mir weigerst.

Austern hab' ich geklaubt von den hängenden Felsen Misenums,
Tausend Stück Dir geschickt, und es bergen Pausilypus' Ufer
Mir noch ebensoviel und Euplöas krystallene Wogen.
Nisita hegt mir dazu eine Unzahl köstlicher Igel,
Die mir der magernde Mond nicht mager macht oder der Mastix
Nicht im Geschmacke verdirbt mit bitteren Blättern im Frühjahr.
Auch ist die Hand mir geschickt zum Fange der tyrischen Schnecke,
Und ich verstehe mich drauf ihr purpurnes Blut zu gewinnen,
Und wie das Thier den völligen Saft in der Schale behalte.

Immer noch weichst Du zurück? Schon liegt Dir die Wolle zum Färben,
Galathea, bereit, drin sollst Du glänzen und alle,
Alle die anderen Mädchen sollst Du mir darin überstrahlen.

Wolle, ich schwör' es Dir, ist's, viel weicher als flockiger Meerschaum;
Hat mir ein Hirte geschenkt, der würdige Greis Melisäus,
Als er mich singen gehört zufällig da oben vom Felsen.
„Dies sei, Knabe, der Lohn für Deine Muse", so sprach er,
„Denn Du sangest zuerst und herrlich auf unsere Thaten."
Damals legt' ich sie mir in ein Körbchen, das wollt' ich Dir schicken,
Aber Du hast mir ja hart die Hand verweigert, damit nicht
Irgend ein Schimmer mir blieb. Dies hat mich zu Grunde gerichtet.

Geht, ihr Camönen, zieht ab! Galathea verschmäht meine Klagen
Und warum anders, als weil ich im winzigen Nachen nur fahre
Und ein Fischer nur bin mit Netz und mit zierlicher Angel.
Aber war das nicht auch am heimischen Ufer der Glaukus,
Er, der den Boden erforscht des Meeres und später die Gottheit
Wurde der schwellenden Fluth? Oder hat Dich gar die Geschichte
Lydias etwa gewurmt? Wie grimmt sie mich, ob sie schon falsch ist!
Lydia hat sich gerühmt vor den Mädchen, sie habe mir neulich
Irgend ein Kränzlein — was weiß ich? — gelassen. O Fluthen, o Nymphen,
Euch zu Zeugen beruf' ich, sie hat mich niemals verleitet.
Lüg' ich, so zahlt es mir heim, wann ihr wollt, mit gänzlichem Schiffbruch,
Und ich will trinken die Fluth, die salzige, drunten im Meere.
Ach, was soll ich nur thun? Schon lange hab' ich im Sinne,
Weit in entlegenes Land über's Meer mir Bahnen zu suchen,
Die noch kein Schiffer befuhr; dort will ich mein Schicksal beklagen.
Soll ich zum Nordpol fliehn, zu des Boreas starrenden Wassern,
Stets vom Winter gebannt? Oder eil' ich nach Libyens Wüste,
Wo der brennende Süd den Sand glüht? Soll ich den Mohren
Fliehend mich nahn und die Sonne aus nächster Nähe betrachten?
Ach, was red' da ich nur? Als ob mir nicht über die Felsen,
Durch das Feuer hindurch und wohin meine Füße mich tragen,
Folgte das kranke Gemüth! Man kann wohl Winde vermeiden,
Regenströme und Gluth kann man umgehen, doch niemals
Weichet der Liebe man aus; sie wird mit mir ruhen im Grabe.

Drum so will ich gleich jetzt von jenem Felsen mich stürzen
Jäh in die Wogen hinein, so treibt mich die rasende Liebe.
Ihr, o Nymphen des Meeres, des wellenrauschenden, bettet
Nicht zu hart mich im Fall und löschet die wüthenden Flammen!

Freilich, das seh' ich voraus: einst wird der Führer des Schiffes,
Wenn er von Kajetas Bucht, von Kumä hier segelnd vorbeikommt,
Zu den Genossen gewandt mit düsterem Tone befehlen:
Wendet mir rechts, ihr Männer, hier sind die traurigen Felsen,
Welche durch Lykons Tod verrufen sind — haltet nur rechts hin!"

Solcherlei schrie der unfühlenden Luft der unglückliche Fischer —
Völlig umsonst; er verschwur mit Gelübden sich — aber beim Wort blieb's.
Endlich vom äußersten Ost erglänzte das himmlische Frühroth,
Goß sein rosiges Licht auf den Spiegel des schlummernden Golfs hin.

18. Januar.

Heute wohnten wir als Gäste des Kronprinzen dem Stapellauf einer Dampfcorvette in Castellammare bei. Auf dem Wege vom Bahnhofe nach der Werfte wurde das kronprinzliche Paar mit lebhaften Zurufen begrüßt, auf dem Platze selbst von dem dort aufgestellten Marinepersonal feierlich empfangen. Ehe die Arbeit an den Stützen des Schiffes begann, umwanderte ein Geistlicher mit einem Weihwedel den ganzen Bau; zwei Lazzaroni trugen ihm einen Weihkessel voll des Elementes nach, dem der Täufling demnächst übergeben werden sollte. Ich konnte nicht bemerken, daß irgend Jemand bei diesem feierlichen Acte mehr empfand, als das schwarze nunmehr geheiligte Ungethüm selbst. Lebendiger schon wurden die Empfindungen, als jetzt der bekannte Marsch aus der schönen Helena das Murmeln des Priesters ablös'te. Und nun fing auch das Hämmern, Stoßen und Ziehen an und versetzte uns Alle in die größeste Spannung. Als das Schiff nur noch auf dem Schlosse ruhte, wurde ein reizendes noch unerwachsenes junges Mädchen, die Tochter des Herzogs von Arpino, zum Gerüst hinaufgeführt, um dem Schiffe den Namen und das Zeichen zu seiner Abfahrt zu geben. Die Bewegung, welche dabei im Publikum entstand, schien noch einen anderen Grund, als den allerdings freundlichen Anblick zu haben. Auf unsere Fragen erfuhren wir denn auch, daß sich in diesem Acte und in der Wahl der jungen Dame gewissermaßen die wenn auch nur poetische Sühne eines schrecklichen Ereignisses früherer Zeiten vollziehe. Das junge Mädchen sei die Urenkelin jenes würdigen Admirals Caracciuolo, der in der fürchterlichen Reaction des Jahres 1799 auf Befehl der Königin Karoline und unter Mitwirkung Nelsons erhängt worden, und zugleich die Tochter einer Engländerin und selbst englisches Landeskind. So bringe sie den damals besudelten Namen Caracciuolo zu Ehren und mildere zugleich das bittere Andenken an die schnöden Thaten des englischen Seehelden.

In wie prägnanten Epigrammen weiß sich die Geschichte oft zuzuspitzen! Die Erben jenes jämmerlichen Ferdinand, den der todte Caracciuolo noch aus dem Wasser bedrohte, sind des Thrones verlustig gegangen, das Haus Habsburg, dem die grausame Karoline entstammte, ist aus Italien verdrängt, die Nachfolger Beider erheben unter der Zustimmung der Nation zu Ruhm und Ansehen, was jene mit Schande zudeckten, und England, damals so feindselig, leiht dem neuen Königreiche seine Freundschaft. Alles dies faßte sich in dem Momente zusammen, als der „Caracciuolo" getauft von einer Caracciuolo vor den Augen des Kronprinzen von Italien unter dem Jubel der Menge langsam und majestätisch in die Wogen hineinglitt.

21. Januar.

Der Dom S. Gennaro, den wir heute besuchten, ist im J. 1299 in gothischem Stile erbaut, später aber, als nach einem Erdbeben eine Restauration nöthig wurde, stark verändert und jetzt ganz modernisirt worden. Aus seiner gothischen Periode hat er aber die Spitzbogen, ja aus den Tempeln, die hier vor Alters standen, die Säulen behalten; sie sind den Pfeilern angeklebt. Als Architektur im Ganzen thut er trotz seiner großen Verhältnisse keine große Wirkung, weil die Stilarten zu gleichmäßig gemischt sind und an einander gerade dasjenige vernichten, was ihre geheime Gewalt auf das Gemüth begründet. Aber er herbergt einzelne interessante Kunstwerke. Aus dem Alterthume eine Vase und einige Reliefs, die sich inmitten der strengchristlichen Umgebung sonderbar genug ausnehmen. Die Vase aus einem schwarzen serpentinartigen Stein (der vermuthlich von Ischia stammt) ist mit Emblemen des bacchischen Dienstes und mit Theatermasken, nicht gerade von der besten Arbeit, geschmückt; aus ihr werden jetzt die Kinder, somit weniger auf Christus, als auf Dionysos, getauft. Die Marmorreliefs in der Krypte sollen aus einem Tempel in Pozzuoli stammen; die Darstellung jener Mutter, welche von ihren Söhnen zum Heiligthum gefahren wurde, wo die Beiden dann in der Blüthe des Lebens einen raschen hochgepriesenen Tod fanden, deuten ebenfalls auf einen Dionysostempel; ebenso die mit bacchischen Figuren geschmückten sehr fein gearbeiteten Arabesken. Diese Reliefs zieren die Grabkapelle des Januarius, einer nichts weniger als dionysischen Natur; der Heilige selbst, in einer silbernen Büste dargestellt, sieht sehr ernsthaft drein. An dem Grabe, das er erhalten, nachdem er vom Monte Vergine hierher gebracht, kniet, in Marmor gemeißelt, ein Cardinal Caraffa vor seinem Betpulte, einer der beiden Brüder, welche sich um die Translation des Heiligen verdient machten. Man sagt, die Statue sei nach einer Zeichnung Michelangelos gearbeitet; ich möchte dies nur auf die Portraitähnlichkeit, nicht aber auf die Anlage des ganzen Werkes bezogen wissen, die für Michelangelo zu schlicht und einfach ist. Dem Leben und den Thaten des Heiligen ist der ganze Tesoro der Kirche gewidmet, der auch die beiden Fläschchen mit seinem Blute enthält. Dasselbe kommt, wie bekannt, in Fluß, so oft es mit dem Kopfe des Januarius zusammengebracht wird, der sich in der erwähnten silbernen Büste befindet. Leider lassen die bewachenden Väter eine genaue Untersuchung des Blutes nicht zu, ja sie halten sogar den ganzen Tesoro verschlossen, so daß man auch die Bilder Domenichinos, Lanfrancos, Spagnolettos und Stanzionis nur durch die bronzenen Gitter betrachten kann; vielleicht aus Zartgefühl gegen uns Protestanten, weil Do-

menichino auf einem seiner Bilder unsre Reformatoren mit Füßen treten läßt. Uebrigens haben die frommen Malereien, beiläufig, eine recht unfromme Vorgeschichte: Spagnoletto bedrohte den sanften Guido Reni und seine Freunde, denen der Schmuck der Kapelle aufgetragen war, selber mit dem Tode, wenn sie sich unterständen den todten Heiligen zu malen.

Was nun das Flüssigwerden des Blutes betrifft, so muß man sich durch Diejenigen darüber zu unterrichten versuchen, denen der Anblick dieses Wunders zu Theil wurde. Wie die Sache für den Augenschein zu verlaufen pflegt, hat uns Paschalis de Matthäis, Rector des Jesuitencollegs zu Neapel, beschrieben. „Zuweilen", sagt er, „wird das ganze Blut flüssig, aber manchmal bleibt in der Mitte ein Ballen, den man als einen dichten Körper auf der Flüssigkeit schwimmen sieht. Das Zerfließen ereignet sich zuweilen, aber selten, während das Blut den Gläubigen zum Kusse dargereicht wird; häufig aber, während es auf dem Altar ausgestellt steht, wo es von Niemanden angerührt zu werden pflegt, sondern nur von Zeit zu Zeit durch das daran gehaltene Licht einer Wachskerze untersucht wird, ob das gewünschte Flüssigwerden eingetreten sei. Wenn nun das Blut flüssig geworden ist, so werden die Flaschen entweder mit den Händen genommen, um die Gläubigen durch das Küssen derselben zu trösten; oder wenn die Flasche ganz ausgefüllt wird, so nimmt man sie ebenfalls, um, wenn es geschehen kann, irgend ein Aufwallen oder eine Bewegung der heiligen Flüssigkeit zu erkennen".

Zum ersten Male trat dies Zerfließen im J. 1495 ein. Die Bollandisten freilich datiren den Beginn der Wundererweisung weiter zurück, aber sie berufen sich nur auf einige verborgene Handschriften, die sich aller Kritik entziehen. Das Wunder vom J. 1495 wird im „Mirouer historial de France" erzählt, der 1516 zu Paris erschien; es erfolgte in Gegenwart des Königs Karl VIII. von Frankreich und wurde ganz wie ein Kunststück producirt. Dem Könige wurde ein silbernes Stäbchen gegeben, mit dem er das Blut berührte, um sich zu überzeugen, daß es hart sei; es dauerte dann nicht lange, so fing die Masse an warm und weich zu werden, als wenn es frisch aus dem Körper eines lebenden Menschen käme. Für den Gläubigen müssen diejenigen Zeugnisse die wichtigsten sein, welche bei Gelegenheit einer am 10. März 1661 erfolgten Zerfließung niedergeschrieben wurden. Damals nämlich waren in Bollands Auftrag die Jesuiten Henschen und Papebroch ausdrücklich in der Absicht nach Neapel gekommen, um sich von der Wahrhaftigkeit des Wunders zu überzeugen. Der Versuch wurde eigens für die Fremden gemacht, das Blut wurde flüssig und jeder der beiden Jesuiten so wie der neapolitanische Verfasser des Tagebuches, welches über die Zer-

fließungen geführt wurde, schrieb seinen Bericht über die Thatsache nieder. Diese Berichte zeigen nun einige Differenzen, die für den Glauben offenbar nichts auf sich haben, weil sie sonst wohl nicht neben einander gedruckt wären, und auf die man deshalb auch mit ruhigem Gewissen aufmerksam machen kann. Henschen nämlich erzählt: „Man hieß mich mit Pater Daniel Papebroch herantreten, damit wir das Blut in concretem Zustande sähen. Dann wurde es auf den Altar an die Epistelseite gebracht und das Haupt an die Evangeliumseite, und wir wurden angewiesen, auf der obersten Stufe zu knieen. Bald sahen wir das Blut sich bewegen, flüssig werden und wachsen". Papebroch dagegen fand das Blut nicht völlig hart, sondern er sah es „wie Sand" herumfallen, wenn die Flasche bewegt wurde. „Allmählich", fährt er fort, „wurde es flüssig und so wurde es uns gezeigt, dann allen übrigen Anwesenden und, als es sogar zu wallen schien, noch einmal uns. Nachher wurde es in den Schrank zurückgestellt und verhärtete wieder; aber um es wieder im verhärteten Zustande zu sehen, dazu wurden wir nicht gerufen". Das Tagebuch endlich notirt: „Das Wunder ist geschehen; aber man fand das erwähnte glorreiche Blut ein wenig flüssig vor". Von den drei Beobachtern fand also der Eine die Masse hart, der Andre sandförmig, der Dritte ein wenig flüssig: vielleicht war diese Verschiedenheit in der Wahrnehmung dreier so unbefangener Männer nur eine neue potenzirte Wirkung der Wunderkraft.

Die Bollandisten verfehlen nicht uns die Erklärungsversuche mitzutheilen, mit denen sich eine Reihe von Ketzern an dem Wunder versündigt hat. Ein grober Heide, des Namens Petrus Molinäus, rieth auf Kalk, den man in die Flasche würfe, der Calvinist Jacob Piceninus wollte die vielen Kerzen und die von der Menschenmenge ausströmende Hitze für das Zerfließen der Masse verantwortlich machen, ein Dritter nahm dafür die Wärme der Priesterhände, ein Vierter den natürlichen Wechsel der Temperatur in Anspruch. In unseren maßgebenden protestantischen Kreisen möchte vielleicht die Behauptung des lutherischen Doctor Gotthard Fauner den meisten Beifall finden, der beim Anblicke des Wunders erklärte, der Teufel rumore in dem Blute des Heiligen. Sie erhielt wenigstens sofort eine gewisse Unterstützung durch die Thatsache, daß folgenden Tags das Beichtkind des Doctors, der Herzog Wilhelm von Sachsen-Gotha, den Gegnern seines Beichtvaters vom Teufel geradeswegs in die Arme geritten wurde.

Der Arzt Kaspar Neumann machte im Jahre 1734 zu Berlin das Wunder mit drei Flaschen und einem Todtenkopf nach, der nicht dem heil. Januarius angehörte, und aus eigener Wissenschaft kann ich hinzufügen, daß der Hofrath Johann Beckmann in Göttingen ebenfalls drei Phiolen mit einer

wunderbaren Masse füllte, die durch die Wärme der Hand oder der umgebenden Luft flüssig wird und bei tieferer Temperatur wieder verhärtet. Diese drei jetzt im städtischen Museum zu Braunschweig befindlichen Phiolen enthalten eine Quantität von Spermaceti (Cetaceum, Wallroßhirn) mit Alcannawurzel gefärbt. Wenn die Bollandisten den Versuch Kaspar Neumanns verwerfen, so haben sie sicherlich Recht wegen der frivolen Art und Weise, in der er ihn in der „Deutschen Bibliothek" bekannt giebt, und man weiß auch nicht einmal, wie weit seine Nachahmung dem Originalvorgange nahe kam; aber Johann Beckmann, der sich in keiner Weise über sein Experiment frech geäußert hat, sollte in seinem erbaulichen Bemühen anerkannt werden. Denn wem das eigentliche Wunder zu sehen nicht vergönnt ist, kann sich Angesichts seiner Flaschen die Sache doch wenigstens vergegenwärtigen, und um so leichter, als das Cetaceum ebenfalls jene vier Aggregatzustände anzunehmen vermag, welche die oben erwähnten Beobachter am eigentlichen Blute wahrnahmen: hart, sandförmig, ein wenig flüssig und ganz flüssig. Solche treugemeinte Nachahmungen können der Sache selbst um so weniger Eintrag thun, als das Wunder zu sehr mit dem Leben und Treiben des neapolitanischen Volkes und namentlich mit seinen Lustbarkeiten verknüpft ist, um jemals ernstlich und mit Aussicht auf Erfolg angestritten zu werden.

Ich habe nun aber noch einiger anderen Schätze des Domes Erwähnung zu thun. Ein historisch interessantes Bild besitzt derselbe an der Himmelfahrt Mariä von Perugino, dem Lehrer Raphaels. Man sieht, was dieser bei seinem Meister lernen konnte, und was nicht. Die Sinnigkeit der heiligen Gestalten, die Ausdrucksfähigkeit der Hände, die Sorgfalt der Drapirung und die liebevolle Ausführung des Ganzen, das waren die Dinge, in denen das Können des Lehrers den Anlagen und Neigungen des Schülers entgegenkam; die Kunst zu componiren dankt dieser ganz seinem eigenen Genius. Perugino hat auf dem erwähnten Bilde alle Figuren, mit Ausnahme der schwebenden Maria und einer knieenden Gestalt, mit den Köpfen in eine gerade Linie gebracht, und die einzige Abwechselung besteht darin, daß sie sich eine um die andere nach rechts oder nach links neigen.

Bei weitem das interessanteste Kunstwerk enthält die Capella di S. Restituta, die ursprüngliche Kathedrale, an welche der weit umfangreichere Dom erst später angebaut ist. Es ist dies ein musivisches Bild, welches die Wölbung einer Seitennische schmückt. Nach einer oberflächlichen Lesung der Unterschrift hat man dasselbe früher in das vierte Jahrhundert, später, indem man einer Ziffer eine falsche Beziehung gab, in das vierzehnte Jahrhundert verlegt: ich glaube nicht zweifeln zu dürfen — und werde dies

anderwärts näher begründen — daß es in das Jahr 1000 gehört. Es ist ein vortreffliches Werk byzantinischen Stils. Als erste Darstellung der Maria, die sich in Neapel findet (Maria hat das Kind auf dem Schoße, von links und rechts bringen ihr die Heiligen Januarius und Restituta ihre Huldigungen dar), hat man sie Maria del Principio genannt. Das Bild hat lebensgroße, reichgeschmückte, würdige Figuren auf Goldgrund. Noch vier Jahrhunderte ältere Mosaiken befinden sich in dem Baptisterium derselben Kapelle; aber sie sind, was man der Geistlichkeit dieser Kirche zum Vorwurf machen muß, so schändlich vernachlässigt und so mit Tünche überdeckt, daß es unmöglich ist, sich ein Urtheil über sie zu bilden.

26. Januar.

Nun haben wir auch Bajä gesehen, die Scene der äußersten Verworfenheiten des entarteten Rom. Ein Anblick von wahrhaft peinlichem Interesse. Hier erdrückt die historische Reminiscenz die Freude am Gegenwärtigen durchaus: die ganze Abscheulichkeit des ersten Jahrhunderts inscenirt sich vor uns wie ein blutiges Drama, und in einem Augenblicke erfassen wir eine ganze schreckliche Zeit. Auch ist das Schöne, das sich hier dem Auge darbietet, von eigener Art; ich möchte sagen, es sei furchtbar schön. Denn die Erdrevolution, deren Spuren wir hier wahrnehmen, war nicht minder gewaltig, als die, welche sich an den Zuständen der von hier aus beherrschten Welt vollzog, und so geben sich Natur und Geschichte in ihrer Wirkung auf unseren Geist gegenseitig eine symbolische Verstärkung. Tacitus, der in der Erzählung von dem durch Nero angestifteten Muttermorde gerade in Bezug auf diese Landschaft beiläufig den Ausdruck gebraucht, daß das Aussehen einer Gegend nicht so wechsele wie die menschlichen Mienen, er würde sie nicht wiedererkennen: denn in der That hat sie sich verzerrt wie das Gesicht eines Todten. Wo Virgil noch dichte Wälder und muntere Bäche sah, ist nun Alles kahl, öde und grau. Ehedem schmückten die prachtvollsten Villen der Cäsaren, des Marius, Sulla, des Piso, des Lucullus diese Hügel; sie sind durch Erdbeben von Unten her zerstört, durch die Asche der Solfatara von Oben her zugedeckt; von den reichen Thermen, in denen die ganze vornehme Welt der Hauptstadt verkehrte, stehen nur noch einzelne kärgliche Reste, halbe Gewölbe, verschüttete Kammern, ein, zwei untere Stockwerke, kaum der Betrachtung werth. Wo die salbenduftenden Herren und Damen des kaiserlichen Hofes sich ergingen, um an den bösesten Ränken und an den Weltläuften zu spinnen, da lungert das schmutzigste Volk umher, das weder von ihnen noch sonst von der Welt etwas weiß.

„Den Strand des Meeres, das vor Bajä rauschet,
Strebst du vorzurücken, noch
Nicht reich genug an festen Landes Ufer.
Schiebst du nicht noch immerfort
Den Markstein deiner Flur hinaus, und springst
Ueber deines Schützlings Gränze
Voll Habgier? Mann und Weib treibt man hinaus,
Und im Arme tragen sie
Die Heimatgötter, die zerlumpten Kinder."

So wirft Horaz dem Habgierigen vor. Nun, jene in das Meer hinausgebauten Paläste sind in die Fluthen hineingesunken, und ein paar armselige Schiffer fahren über ihre Trümmer hin; die Vertriebenen sind längst zurückgekehrt, ihren Heimatgöttern haben sie ein buntes Kleid angezogen, ihren Kindern die Lumpen gelassen — nach den Erben jener reichen Herren in purpurverbrämter Toga sucht man vergebens. „Kein Meerbusen der Welt überbietet mein reizendes Bajä!" läßt Horaz einen der wählerischen und genußsüchtigen Villenerbauer sagen, deren Gier das ganze Reich nach Abwechselung durchsuchte; heute würde ein solcher diese melancholischen Gestade fliehen. Denn wie still ist es hier jetzt, wo Seneca, wie er dem Lucilius schreibt, zu seinem Aerger die Ufer von berauschten Männern und üppigen Weibern belebt sah, die sich hier noch mehr als in Rom erlauben zu dürfen glaubten; wo er Tag und Nacht von den Seeen her den Gesang der zechenden und schmausenden Gesellschaften schallen hörte, die in buntbemalten mannichfach verzierten Böten auf dem Wasser fuhren und ihre Spur durch ausgestreute Rosen bezeichneten! Wie still! — Was hier von Lustbarkeit und Schwelgerei übrig geblieben ist, das stellt sich vor einer kleinen schmutzigen Osterie dar, wo einige Fischer ihre Beute rösten und sauren Wein dazu trinken.

Schon bei Pozzuoli beginnt der Schauplatz des Cäsarenwahnsinns, der wie eine unabwendbare physische Krankheit eine lange Zeit hindurch die Inhaber des römischen Thrones heimsuchte. Da ragen noch aus dem Wasser die Trümmer des Molo, von dem aus Caligula — derselbe, der sich als Jupiter latialis anbeten ließ, der sein Pferd zum Consul erheben wollte, derselbe, der seine Großmutter, seinen Vetter Tiberius und zahllose Andere mordete — eine Schiffbrücke nach Bauli hinüberschlug, um im Harnische Alexanders des Großen hinüberzutriumphiren. Die Brücke war etwa 3600 Schritte lang und bestand aus zwei Reihen gekoppelter Lastschiffe, über welche ein Erdweg nach der Form der Appischen Straße gelegt war. „Ueber diese Brücke", erzählt Sueton, „zog er hin und her, zwei Tage hinter einander: am ersten Tage auf geschmücktem Pferde und ausgezeichnet durch einen Eichenkranz, ein Beil, Lederschild und Schwert und

die goldene Chlamys; am folgenden Tage im Aufzuge eines Wagenlenkers und auf einem Wagen, der mit zwei herrlichen Pferden bespannt war, vor sich den kleinen Darius von den Geiseln der Parther führend, begleitet von dem Zuge der Prätorianer und der Schaar der Freunde auf Streitwagen." Mitten auf der Brücke, fügt Dio Cassius hinzu, redete er von einer Bühne aus das Heer an und pries es, daß es zu Fuß das Meer überschritten und sich so berühmt gemacht habe. Dann wurde geschmaust und gezecht; die Brücke und die Gestade umher erschienen in glänzendster Beleuchtung. „Die Gegend hatte Halbmondsform", erzählt Dio Cassius, „und die Beleuchtung fiel also, wie im Theater, von allen Seiten her, so daß man nirgends Finsterniß gewahrte. Er wollte die Nacht zum Tage machen, wie er das Meer zum Lande umgeschaffen hatte. Als er sich toll und voll gegessen und getrunken hatte, stieß er Viele seiner Zechgenossen in das Meer, Viele versenkte er, mit einem Schnabelschiffe umherfahrend, in ihren eigenen Schiffen, so daß selbst Einige das Leben verloren.... Er that sich darauf nicht wenig zu gute und meinte, daß selbst Neptun vor ihm gezittert habe. Darius und Xerxes waren gegen ihn erbärmliche Wichte, da seine Schiffbrücke über eine weit größere Meeresfläche ging." Und wozu dies ganze Unternehmen? „Ich hörte", berichtet Sueton, „als Kind meinen Großvater erzählen, als Grund des Unternehmens sei von den intimeren Hofleuten verrathen, daß der Mathematiker Thrasyllus dem Tiberius, der wegen seines Nachfolgers besorgt und dem wahren Enkel geneigter gewesen sei, versichert hätte, Cajus werde ebenso wenig Kaiser sein, als er über den Bajanischen Golf mit Pferden hin- und herfahren werde."

Nicht weit hinter Pozzuoli führt die immer dem Ufer folgende Straße am Monte nuovo und am Lucriner See vorbei, den nur ein schmaler Damm vom Meere trennt. Er war nie größer, als ein großer Teich — in den Parkanlagen Roms stach man größere aus —; im Jahre 1538 hat ihn der damals sich erst bildende Monte nuovo noch weiter eingeengt. Hinter ihm, landeinwärts, liegt der Averner See; Agrippa, der ihn zum Kriegshafen zu machen wünschte, verband beide durch Schleusen mit dem vorliegenden Golfe. Der Lucriner See hat noch heute eine, wenn auch nur ganz schmale Verbindung mit dem Meere. Durch diese rettete sich einst Agrippina, die Mutter Neros, um alsdann in ihrer am Seeufer gelegenen Villa wenige Stunden später den Nachstellungen ihres Sohnes dennoch zu erliegen. In Bajä bei einem solennen Mahle hatte er Versöhnung mit ihr gefeiert und sie dann Nachts auf jenes durch Anicetus (seinen ersten Erzieher) erbaute Schiff geleitet, das zum Auseinandergehen eingerichtet war und sie den Wellen übergeben sollte. Bereits am Abend hatte sie es, da ihre eigene

Liburnica wie durch Zufall beschädigt worden war, in Bauli besteigen sollen, aber, mißtrauisch gemacht, die Sänfte vorgezogen; jetzt hielt es wieder am Ufer, und berauscht durch Wein und ihres Sohnes Liebkosungen vergaß sie ihres Argwohnes und bestieg es. Aber der Mechanismus leistete seinen Dienst nicht ganz und die Katastrophe mußte durch offene Gewalt vervollständigt werden. Die Begleiterin Agrippinens, die man für die Kaiserin hielt, wurde mit Ruderstangen erschlagen; sie selbst, obschon an der Schulter verwundet, rettete sich schwimmend an ein Boot, das sie in den Luciner See brachte. Schnell gefaßt beschloß sie, das Ereigniß zu übersehen und wie einen Zufall zu behandeln; aber nicht so Nero. Er entsandte zu ihr jenen Anicetus, der nun durch Gewalt den Fehlerfolg seiner List ausgleichen sollte. Als die Kaiserin ihm zuschrie: „Ich kann es nicht glauben, daß mein Sohn den Muttermord befohlen habe", da vergaß sie in der Angst des Todes, daß doch sie selbst einen Gattenmord über sich gewonnen hatte. Sie wurde in ihrem Bette todt geschlagen und gestochen. Der tückische Sohn, den die Erinnerung und die Angst von Bajä nach Neapel und dann nach Rom trieb, erholte sich schnell genug an den dankerfüllten Huldigungen des Senates und des Volkes.

Hinter dem Luciner See sieht man alsbald die Reste der Thermen — Kurhäuser, würden wir sagen; denn Bajä war eben ein Badeort, mit allem möglichen Luxus ausgestattet, wie ihn nur die Neuzeit erdenken kann. Man nahm hier Seebäder, warme Schwefel- und Dampfbäder, und lebte nebenbei, wie sich's zu leben pflegt, wo grand monde und demi-monde sich gegenseitig ihre Privilegien leihen. Sehen die Trümmer der Bauten etwa so aus, daß man sie früher für Tempeltrümmer hat halten können, so wich doch der Cultus, den man darin betrieb, sehr wesentlich von demjenigen wenigstens der älteren einheimischen Gottheiten ab.

Auf Bajä folgt Baccoli, das alte Bauli, wo die Creme der Creme wohnte. Hier sind die Reste der Villa des Julius Cäsar, die dann im Erbgange an Nero kam. In den unterirdischen Gewölben, die sich noch erhalten haben, den Cento Camerelle, soll er die Opfer seiner Rache und seines Wahnsinns haben einkerkern lassen. Hier wird auch, ein isolirtes Bauwerk, die piscina mirabilis gezeigt, ein colossales 180 Fuß langes, 60 Fuß breites Souterrain, dessen hohe Wölbungen von 48 Pfeilern getragen werden, die beinahe vier Schritt im Quadrat stark sind. Der ganze Raum zertheilt sich durch diese Pfeiler in sechs Langgänge und zwölf Quergänge von je fünf Schritt Breite; der Grund war mit Ausnahme der beiden an den Wänden hinlaufenden erhöheten Wege ganz mit Süßwasser bedeckt. Ob diese ganze mächtige Anlage wirklich nur ein Fischbehälter oder ob sie

das Reservoir einer Wasserleitung war, das läßt sich nicht ersehen; ein Gebäude scheint nicht darüber gestanden zu haben; sie ist bedeckt mit der dicken Schicht einer Mischung von Mörtel und Ziegelsteinbrocken, die so hart geworden ist, daß herabgestürzte Schollen fast metallisch erklingen, wenn man daran schlägt. Das Wahrscheinlichste ist doch, daß wir es hier mit einem Reservoir zu thun haben, welches die Gegend aus dem Sabbatabache mit Wasser versorgen sollte.

Von Bauli aus wandten wir uns zum Cap Misenum. Der Weg führt an den Gräbern der Seesoldaten vorbei und zwischen dem Mare Morto und dem Golf von Misenum entlang, der eine besondere kleine Bucht des großen Busens von Bajä bildet. Das Mare Morto nun war der alte römische Kriegshafen für das tyrrhenische Meer; er war mit jener Bucht als dem Außenhafen verbunden, der Eingang zu diesem durch einen Molo, dessen Trümmer noch unter Wasser sichtbar sind, bis zur Breite eines Hafenthores eingeengt. Auch auf der anderen Seite des scharf vorspringenden Caps soll der Hafen eine Verbindung mit dem Meere gehabt haben, so daß die das Vorgebirge mit dem Festlande verbindende Landenge Miniscola durchstochen gewesen wäre. Davon ist nichts mehr zu sehen, der angeschwemmte Sand hat Alles verändert; überhaupt ist keine Spur der alten Hafeneinrichtungen — bis auf ein am Meere gelegenes Arsenalgewölbe — irgend mehr wahrzunehmen. Und von welcher Bedeutung waren diese Anlagen zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger!

Vorüber an der Anhöhe, von welcher aus der ältere Plinius, nach dem Berichte seines Neffen, den Anfang der Eruption des Vesuv angesehen haben muß, ehe er sich zu Schiffe begab, stiegen wir zum Gipfel des Cap Misenum hinauf, einige hundert Fuß hoch. Die Aussicht umfaßt einen Theil des Golfes von Neapel, den Golf von Bajä und reicht nordwestlich bis Gaëta; man fühlt sich davon sogleich an die landschaftlichen Linien erinnert, die den Preller'schen Compositionen zur Odyssee einen so eigenen Zauber verleihen.

Wir standen auf einem merkwürdigen Stück Erde, mit schwerer Erinnerung belastet. Hier oben, in der Villa des Lucullus, deren spärliche Reste noch vorhanden sind, endete der düstre menschenverachtende Mann, welcher, indem er die alten Formen als Maske seines unergründlichen Eigenwillens bestehen ließ, über Rom jenes Regiment der Lüge und Tyrannei begründete, an dem es zu Grunde gehen mußte. Von hier konnte Tiberius, der in der letzten Zeit seines Lebens so oft seinen Aufenthaltsort wechselte, nicht mehr weiter, so sehr er noch im Tode Kraft heuchelte: hier, im Angesichte Capris, des Schauplatzes seiner größesten Missethaten, hielt ihn das

Schicksal fest. Er stand allein, seinem Erben gegenüber, von dem er wehrlos fühlte, daß er ihm in der Kunst der Verstellung überlegen sei. Wie Viele waren nicht aus dem Wege geräumt worden, um ihm die Bahn zum Throne zu öffnen, dann den errungenen Platz frei zu halten, auch von Anderen, um den Einfluß auf den Regenten nicht theilen zu müssen! Alles einsam um ihn her. Von den Enkeln des August waren Cajus Cäsar und Lucius Cäsar durch seine Mutter Livia beseitigt, den Agrippa Posthumus hatte er selbst auf der Insel Planasia ermorden lassen. Sejanus tödtete ihm im eigenen Interesse, ohne des Kaisers Wissen und Wollen, den Sohn Drusus, vielleicht auch den Enkel Germanicus. Seinen Neffen Germanicus hatte Piso vergiftet, ohne vom Kaiser dafür bestraft zu werden; dessen Wittwe Agrippina und deren Kinder Nero und Drusus ließ er selbst, durch Sejanus dazu angestiftet, eines qualvollen Hungertodes sterben, den Nero auf der Insel Pontia, die man von Misenum aus sieht. Nun blieben ihm noch sein eigener Enkel Tiberius und der dritte Sohn des Germanicus, Caligula; zwischen diesen vermochte er in seltsamer Unschlüssigkeit nicht zu wählen. Jetzt über den grenzenlosen Ehrgeiz des Sejan, der ihn für seine eigensten Zwecke mißbraucht hatte, endlich aufgeklärt, beschied er sich vielleicht, statt seiner blutigen Hand einmal die des Schicksals walten zu lassen. Aber er that gerade genug, um den Einen dem Andern als Opfer zu bezeichnen. „Er umarmte unter reichen Thränen den Jüngern der Enkel und, da er des Andern ergrimmte Miene dazu sah, sagte er: ‚Diesen wirst Du tödten und Dich ein Andrer!" Dergleichen war damals und in dieser Familie leicht weissagen. Dann ging es mit ihm zu Ende. Aber auch im Tode noch erschreckte er den Hof durch eine seiner überraschenden Wendungen, die seine Umgebung so unsicher, so rathlos und knechtisch gemacht hatten: er wachte, während man den Caligula glückwünschend umdrängte, noch einmal auf. „Da wurden Alle," erzählt Tacitus, „von Schrecken ergriffen; man zerstreute sich nach allen Seiten, der Eine stellte sich traurig, der Andre that, als wüßte er von nichts; der Cäsar erwartete, in Schweigen versunken, das Aergste für sich, unmittelbar nachdem er die Hoffnung auf das Höchste gehegt hatte. Aber Macro, der die Fassung nicht verlor, ließ eine Menge Zeug über den alten Mann werfen, ihn so ersticken und „von der Schwelle des Lebens scheiden."" Das war derselbe Macro, der den einst allmächtigen Sejan hatte verhaften und an seinen eigenen Standbildern vorbei zum schimpflichen Tode schleppen lassen; derselbe, dem dann Caligula, jetzt durch ihn erhoben, demnächst ein ähnliches Schicksal bereitete. Und so spinnt sich Mord um Mord diese grauenvolle Geschichte weiter: es ist wie eine allgemeine Vernichtungswuth unter dieses Geschlecht gefahren. Um den geringsten Gewinn, aus Furcht

oder aus kleinlicher Rache stürzt Einer den Andern in's Verderben. Wenn ein Mann von einiger Bedeutung fällt, so ist es gewiß, daß seine ganze Sippe, seine ganze Freundschaft ihm nachfolgt; nur schleuniger Verrath vermag der Angeberei zuvorzukommen. Die Frauen der vornehmen Gesellschaft verkaufen fast durchgängig ihre Ehre, nicht wenige liefern ihre Männer ans Messer: es ist ein allgemeines aufregendes Glücksspiel um Einfluß, Reichthum und Genuß, und der einzige Einsatz, welcher angenommen wird, ist das Leben. Wer gewinnt, hat zugleich so und so viel Menschenleben mitgewonnen.

Das ist das Merkwürdigste in dieser ganzen Geschichte, die völlige Entwerthung des Lebens und die Leichtigkeit, mit der man es hinwirft. Vielleicht nie hat es so tief im Preise gestanden, als damals. Das Sterben bekommt seine Mode, seine Affectation, ja es wird geckenhaft ausgeführt. Man hält seine Gifte bereit, man bekommt von seinen Aerzten sachgemäße Hilfe beim Aufschneiden der Adern, man legt sich hin und verhungert und nimmt verhungernd Besuche an. Daß um eine Mordthat, die einem Sklaven nachgewiesen war, seine vierhundert Mitsklaven auch hingerichtet wurden, fand nur das niedre Volk anstößig; die Vornehmen wußten, daß auch sie in einer ähnlichen Solidarität der Parteien und der Familien ständen, und ließen es fühllos geschehen. Gab es ja Leute, die wie Coccejus Nerva sich ohne alle bestimmte Veranlassung zum Sterben hinlegten: was sollten sich solche um das Leben Andrer Gedanken machen? Aber was war nur dem Dasein dieser Menschen verloren gegangen, daß sie den Rest wie eine werthlose Kleinigkeit, wie ein leeres Nichts empfanden? Bei sonst so reichen Mitteln, im Besitz der herrlichsten Natur, kurz nach der Blüthe der Kunst und Literatur empfanden?

Mit einem Worte: das Gemüth, — jene Fähigkeit der Hingebung, die aus der tiefen Empfindung hervorgeht, daß in den sittlichen Gemeinschaften des Menschenlebens ein Ewiges und Göttliches sich darstelle, welches jedes Opfers würdig sei. Nur dieses Gefühl einer unendlichen Verpflichtung, die freudige Empfindung, sich mit gleichgearteten Wesen in allem Wechsel gegenseitig festzuhalten, giebt dem Leben seinen Inhalt und seinen Reiz und allen unseren Fähigkeiten erst ihre eigentliche Beziehung. In dem Maße, als es dem Menschen verloren geht, als er sich selbstsüchtig isolirt und auf sein besonderes Dasein zurückziehet, hört er auf den Zweck seiner Kräfte zu begreifen und verliert er die eigentliche Substanz seines Lebens. Seinen Fähigkeiten schwinden die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen könnten, und so sinken sie zurück oder zerstören sich selbst; eine Zeit wilden Genusses und unablässiger Betäubung, ein Moment der Verzweiflung und des Gefühls unendlicher Leere, — und er sucht der Qual des Alleinseins in's Nichts zu

entfliehen. Jene Tollheit einer ganzen Reihe von Cäsaren, an deren Thaten zu glauben uns immer von Neuem schwer fällt, ist kein Zufall, sie ist eine Signatur; sie ist die Krankheit der römischen Welt. Zwar war auch das römische Gemeinwesen einst auf die Kraft des Gemüthes und der Hingebung gegründet gewesen; aber diese war eben fast ausschließlich im Staatsleben zum Ausdruck und zur Geltung gekommen und auch hier nur in harten, strengen Formen; alle anderen menschlichen Beziehungen blieben, so scheint es, davon unberührt. Nun aber hatte der Reiz eines Staatslebens, das weniger einen inneren Gehalt zu entwickeln gehabt, als sich räumlich immer weiter auszudehnen gesucht hatte, sich in dem Augenblicke erschöpft, als es für die Eroberung an brauchbaren Objecten zu fehlen anfing. Es folgte eine Zeit, wo das Lebensinteresse zum Stillstand kam und eine tödtliche Langeweile sich dieser erschöpften Welt bemächtigte. Die alten Lebensäußerungen dauerten noch wie eine Gewohnheit fort, aber sie verloren ihren Sinn; sie werden endlich fratzenhaft wie die unbewußt vollzogenen Handlungen eines Wahnsinnigen. Man verfolge die Generationen der Familie des Drusus. Er selbst unternahm den Feldzug in Germanien in der Ueberzeugung, dies Land dem römischen Reiche dauernd einverleiben zu können, und seine Einrichtungen, die fünfzig Rheincastelle, der Wall, die Brücken waren auf diesen Zweck vernünftig berechnet; sein Sohn Germanicus hatte jene Ueberzeugung nicht mehr, er führte den Krieg nur aus Rache und um des Triumphes willen; sein Enkel endlich gebrauchte die Bewegungen deutscher Stämme bloß noch zum Vorwande, um ein Heer nach Gallien führen und dies plündern zu können. Dort wüthete er, der nie einen Feind erlegt hatte, gegen seine eigene Mannschaft, und um doch etwas Neues und Ungewöhnliches zu thun, führte er sein Heer an den Strand, — um Muscheln aufzulesen. Diese seltene Beute sandte er, mit dem Anspruch auf göttliche Ehren, nach Rom. Ihm, dessen grenzenloser Blasirtheit die ganze Welt eine Lächerlichkeit war, war dann der Wunsch möglich, das ganze römische Volk möge für sein Schwert nur Einen Nacken haben. In diesem Worte charakterisirt sich die Art des Verderbens, welches die Zeit ergriffen hatte, in fürchterlicher Nacktheit: die ganze Welt ist nur da für das Ich, nur in dessen Laune hat sie einen Zweck. Das ist der Egoismus in absoluter Vollendung. Es war schon die Krankheit des Mannes gewesen, der auf Misenum starb und den Caligula beerbte.

Inzwischen fing jene Kraft an sich zu verbreiten und zu erstarken, welche unter dem Absterben der alten Formen das Leben von Unten auf neu begründen und auferbauen sollte. Misenum und Golgatha! — wie nahe hat die Geschichte die Namen dieser beiden Hügel aneinander gerückt,

wie bedeutungsvoll mit einander verknüpft, um den Gegensatz, der sich in ihnen darstellt, desto mächtiger hervortreten zu lassen! Hier wie dort endete auf gewaltsame Weise ein König — hier eines sichtbaren, dort eines unsichtbaren Reiches, der Eine verurtheilt und getödtet durch die Schergen des Andern, Dieser gemordet durch Diejenigen, die ihm das Leben am nächsten gestellt hatte. Der Eine ließ sein Leben für die Brüder, der Andre hatte das Leben der Brüder sich selbst hundertfach geopfert und Mord bis ans Ende gesonnen. Der Eine tröstete in unendlicher Liebe die Verbrecher, mit denen er sterben mußte; der Andre hatte noch bis zuletzt sich an den Qualen schuldlos Verurtheilter geweidet; — er konnte sterbend die Stelle sehen, wo er es so oft gethan. An dem Einen konnte Niemand den leisesten Fehl entdecken, sein Leben war unterschiedslose Güte gewesen; im Leben des Andern gab es fast kein Verbrechen, dessen er nicht hätte bezichtigt werden dürfen. Jener legte sterbend die ihm Theuersten einander ans Herz, Dieser gab den Seinigen eine Weissagung, die einem Fluche glich. Jener verzieh Denen, die ihn tödteten; Dieser hätte im wiederkehrenden Bewußtsein seine frohlockenden Erben umgebracht, wenn sie selbst ihn nicht rasch von der Schwelle des Lebens hinabgestoßen hätten. Dort, mit einem Worte, vollkommene Selbstlosigkeit und eine Liebe, die auch das Geringste umfaßt und festhält, — hier die vollkommene Selbstsucht und eine Verachtung, die auch das Größeste in den Staub tritt und alles Lebendige mit Vernichtung bedroht. Umfassendere und vollkommenere Gegensätze hat die menschliche Natur nie hervorgebracht; sie bezeichnen ihre Pole. Christus und Tiberius, das sind ihre äußersten Typen, Golgatha und Misenum, das sind ihre Marksteine, Jerusalem, das ist ihr heiliges, Bajä, das ist ihr verfluchtes Land.

Wer auf Misenum stehend die Thaten, die da unten vollbracht sind, und das Leben, das da unten gelebt ist, wie ein Bild recht in seine Seele zusammenfaßt, dem geht zugleich lebendig und unbestreitbar eine Vorstellung von jener geistigen Macht auf, welche die Welt von dem allgemeinen Verderben erlöst't hat. Aus der Art und Größe ihrer Wirkung schließt man ihr Wesen. Waren Dogmen, Lehrsätze, sogenannte Fundamentalwahrheiten, um derentwillen die Parteien einander verfolgt und zum Tode geschleppt haben, waren sie im Stande, den ungeheuren Verlust zu ersetzen, den die menschliche Natur erlitten hatte? Thorheit! Weder begriffene noch geglaubte Wahrheiten vermochten einem Geschlechte zu helfen, dem sein ganzer geistiger Erwerb, dem alle seine Güter schaal und werthlos geworden waren. Was vom Intellect ausging — und was man so gewöhnlich den Glauben nennt, ist nur ein lahm oder faul gewordener Intellect — mußte an jener Pilatusfrage scheitern, die von vorn herein den Werth der Wahrheit in blasirter

Ueberſättigung beſtritt. Aufſchlüſſe über eine unſinnliche Welt, metaphyſiſche Wahrheiten — quillt daraus die Wärme, deren ein abſterbendes Leben bedarf? Sie thut es weder heute noch damals. Liebe allein vermag Egoismus zu überwältigen. Und dieſe unergründliche, Alles umfaſſende und durchdringende Liebe machte den Lebensinhalt Chriſti aus; ſie hatte ſich in ihm perſonificirt und übertrug ſich von ihm in perſönlicher Vermittlung weiter, wie auch das Verderben ſich durch Anſteckung verbreitet hatte. Dieſe höhere, bewußte und geiſtige Liebe, die den Einzelnen im Zuſammenhange einer ſittlichen Welt auffaßt, kam, ein neues Lebensprincip, unter die Menſchen, nachdem die auch ihnen urſprünglich angeborene bloß inſtinctive Liebe ſich in der Entwickelung complicirterer Lebensverhältniſſe in Egoismus verkehrt hatte. Dieſe Liebe kann nicht gelehrt, ſie kann nur von Perſon zu Perſon übertragen, gewiſſermaßen nur vom Einen zum Andern offenbart werden. Wo dieſe Offenbarung einmal abreißt — kein Katechismus knüpft ſie wieder an.

Daß die Liebe die Welt und ihren Zuſammenhang anders anſieht und begreift, als der Egoismus, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo hat ſie neue Betrachtungsweiſen und Syſteme im Gefolge gehabt; aber nicht umgekehrt wird aus dem Syſteme die Liebe geboren. „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; die Liebe aber iſt die größeſte unter ihnen" — tief durchdrungen von dieſer Wahrheit ſtiegen wir von Miſenum wieder zum Meeresſtrande hinab.

27. Januar.

Unſere heutige Wanderung ſchloß ſich an die geſtrige unmittelbar an. Wir beſtiegen zuerſt von da, wo die Kumaner Straße ſich von der nach Bajä führenden abzweigt, den Monte nuovo. Er hat ſich im Jahre 1538 im Verlaufe von 36 Stunden — vielleicht 1000 Fuß hoch — gebildet. Oben angekommen blickt man in einen ſehr regelmäßigen Krater von ziemlichem Umfange, der ungefähr in der mittleren Höhe des Berges ſich geſchloſſen hat. Man wird ſich die Entſtehung ſolcher Bildungen etwa folgendermaßen vorzuſtellen haben. Zuerſt wird die Erdrinde durch die im Innern ſich entwickelnden Gaſe blaſenförmig gehoben und endlich an der höchſten Stelle der Erhebung zerriſſen; aus dieſer Oeffnung werden dann die Gaſe, Aſche und einzelne Stein- und Schlackenbrocken ausgeworfen, auch quellen daraus, indem es von Oben hineinregnet und Feuchtigkeit durch die Kraterwände durchſickert, fortwährend Dampfwolken hervor; die Lava ſelbſt aber bricht vermöge ihrer Schwere an irgend einer tieferen und jedenfalls der dünnſten Stelle der Bergwand heraus und fließt herunter. Jener Aſchenauswurf aber ſammelt ſich kranzförmig um die Oeffnung, aus der er

hervorkommt, und hebt sich höher und höher; das Loch selbst also, das ursprünglich auf dem Gipfel einer Blase erschien, kommt nun in die Tiefe eines Trichters zu liegen, der sich in dem Momente von selbst schließen muß, wo die Gase, indem sie sich einen andern Ausweg gesucht haben, an dieser Stelle zu wirken aufhören. Dann natürlich fällt fortwährend eine Menge der ausgeworfenen Stoffe in die, niemals sehr umfangreiche Oeffnung zurück und muß sie, wenn sie nicht wieder emporgeschleudert wird, verstopfen. Dies einmal geschehen, schwemmt dann der Regen immer mehr Asche von der inneren Kraterböschung herunter, und so entsteht unten ein sich stetig erhebender, ganz flacher kreisförmiger Kesselboden, der dann vortreffliches Gartenland abgiebt. In diesem Zustande befindet sich jetzt der Krater des Monte nuovo, dessen erste Eruption seine einzige geblieben ist. Mit der benachbarten Solfatara, die ich schon früher beschrieben habe, ist es in der Hauptsache ganz etwas Aehnliches; nur hat sich hier, nachdem der Hauptkrater längst geschlossen war, unten an der inneren Böschung eine neue Blase gebildet, die aber keine Asche, sondern nur Wasser- und Schwefeldämpfe ausstößt und somit die Form ihrer Umgebung nicht verändert.

Zu mehrerer Anschaulichkeit will ich noch (aus Elise von der Recke's Reisebeschreibung) den Bericht mittheilen, welchen Pietro Giacomo di Toledo über die Erhebung des Monte nuovo unmittelbar nach dem Ereignisse erstattet hat: „Die Ebene zwischen dem See von Averno, dem Monte Barbaro und dem Meere ward (am 27. und 28. Sept.) ein wenig erhoben und spaltete an mehreren Orten: aus den Rissen drang Wasser; zu gleicher Zeit schien das Meer an dem Ufer, das dieser Ebene zunächst liegt, zurückzuweichen: eine Strecke von ungefähr 200 Schritten blieb trocken, dergestalt, daß die Fische auf dem Sande lagen und die Einwohner von Pozzuoli sich ihrer bemächtigen konnten. Endlich am 29. desselben Monats barst die Erde in der Nähe des Meeres; es öffnete sich ein ungeheurer Schlund, der wüthend Rauch, Feuer, Steine und mit Schlamm vermischte Asche ausspie; zu gleicher Zeit hörte man ein Brausen, dem Brüllen des schrecklichsten Donners ähnlich.... Die Steine, welche dem Rauche folgten, wurden durch die verzehrenden Flammen in Bimsstein verwandelt und erhoben sich ungefähr bis zur Höhe eines Büchsenschusses, worauf sie zurückfielen, auf den Rand des Kraters oder in den Abgrund hinein. Einige waren größer als ein Ochse.... Der Schlamm war aschfarben, anfangs sehr flüssig, nach und nach erhärtete er, und ward in so ungeheurer Menge ausgeworfen, daß er in weniger als 12 Stunden mit den erwähnten Steinen einen über 1000 Fuß hohen Berg bildete. Nicht allein Pozzuoli und die umliegende Gegend war mit Schlamm bedeckt, selbst in Neapel wurden die schönsten

Paläste dadurch beschädigt. Die Gewalt des Windes trieb die Asche bis nach Kalabrien; unterwegs versengte sie das Gras und entwurzelte die Bäume durch ihr Gewicht."

Nicht weit hinter dem Monte nuovo kommt man auf das Pflaster einer alten Römerstraße. Es führt durch ein hohes mächtiges Thor — den Arco felice — welches ganz den Bögen gleicht, welche man jetzt durch Eisenbahndämme hindurchlegt. Oben queer darüber hin führte jedenfalls eine Straße oder eine Wasserleitung an den Averner See. Es ist ganz merkwürdig, wie sich diese Ziegelsteinbauten erhalten haben. Mir scheint, daß die von den Römern stets in Anwendung gebrachte Form der Ziegel für ihre Beschaffenheit nicht ganz unwichtig ist: diese dünnen breiten Platten lassen sich jedenfalls gleichmäßiger durchbrennen, als unsere dickeren Steine.

Durch Weingärten stiegen wir alsbald den terrassenförmig gestalteten Berg hinauf, der die Akropolis von Kumä trug. Er besteht aus vulkanischem Travertin, der stellenweise mit einer mächtigen grauen Lava übergossen ist, und fällt nach dem Meere zu in schroffen, zerrissenen Formen steil ab, in den übrigens flachen Küstensaum queer hineinschneidend. Seine verschiedenen kleinen Plateaus waren mit Tempeln gekrönt, von denen aber so gut wie nichts mehr vorhanden ist. Hier oben ließ Dädalus, dem Reiche des Minos entfliehend, sich nieder;

„Hier, sobald er dem Lande geschenkt war, weiht er, o Phöbus,
Dir die rudernden Flügel und baute den stattlichen Tempel."

Die Aussicht, deren man vom Vorgebirge genießt, ist herrlich; in die Landschaft tritt hier ein Element hinein, das uns neu und fremdartig war. Das Meer hat hier nämlich vom Cap Misenum an bis soweit das Auge in nordwestlicher Richtung trägt, indem es einen feinen Sand gegen die Küste wälzte, eine Anzahl von kleinen Seen und Haffs von sich abgetrennt. Der Sandgürtel selbst, in einer schönen nirgends gebrochenen Linie geschweift, ist in einer Breite von einigen hundert Schritten mit immergrünen Eichen und Nadelhölzern bestanden, die am Meere in niedrigen Sträuchern beginnen und nach Innen ganz allmählich bis zu ihrer natürlichen Höhe ansteigen. Dahinter dann jene Haffs, Lachen und Sümpfe, vereinzelte Pferde und Kühe an ihren Rändern weidend — eine eigenthümlich melancholische Mischung von nordischen und südlichen Landschaftselementen. Unmittelbar nördlich vom kumanischen Vorgebirge befindet sich der Lago Licola, südlich der Lago Fusaro, der unzweifelhaft ein Haff und nicht, wie die Reisehandbücher wollen, ein Kratersee ist. Er bildete jedenfalls den Hafen für die Stadt Kumä; jetzt hat er einen Namen durch seine Austernzucht. Man zeigt hier das Grabmal des Cajus Marius.

Nordwärts, nicht weit vom See Licola, erblickt man die spärlichen Reste des alten Liternum, wohin der ältere Scipio Africanus sich zurückgezogen hatte. Nach einer in den Resten seiner Villa gefundenen Grabinschrift, in welcher das Wort patria vorkommt, wird dieselbe jetzt Torre di Patria genannt; hier fand man die schöne Bronzebüste des Scipio, deren ich schon Erwähnung gethan habe. Nicht weit von diesen Ruinen wurde im J. 1809 ein Grab aufgedeckt, welches an einer seiner Wände eine höchst merkwürdige Darstellung zeigte: nämlich drei Skelette, welche Tarantella tanzen. Diesen wahrscheinlich ältesten Todtentanz hat Sickler im zweiten Bande seiner Curiositäten publicirt.

Von der Stadt Kumä, die sich à cheval des Vorgebirges ausbreitete, ist nichts mehr zu sehen. Hier und da zwar ragt ein Steinhaufen aus Weinbergen hervor, aber die Form der Gebäude, von denen sie stammen, ist nicht mehr zu erkennen. Der Graf von Syrakus hat hier und weiter oberhalb am Arco felice Nachgrabungen anstellen lassen und besonders reiche griechische Gräber entdeckt, deren Vasen (mit der berühmten wächsernen Todtenmaske) dem Museum einverleibt sind, aber die Gräber selbst scheinen zusammen geworfen zu sein. Eine ganze reiche blühende Stadt fast spurlos vom Erdboden verschwunden — sic transit gloria mundi!

Mit großer Wahrheit giebt Sannazar in einer seiner Elegieen den Eindruck wieder, den man vom Anblicke dieser spärlichen Trümmer empfängt. Ich übersetze Euch hier das Gedicht:

An die Ruinen von Kumä.

Hier, wo der mächtige Bau kumäischer Burgen emporstieg,
  Einst des tyrrhenischen Meers erste und herrlichste Zier,
Wo vom entlegenen Strand so oft der Fremdling heranzog,
  Um sich des delischen Gotts hohem Orakel zu nahn;
Wo nach unendlicher Fahrt der Schiffer, gelenkt durch die Zeichen
  Jener dädalischen Flucht, fröhlich den Hafen gewann:
(Wer, wer hätt' es geglaubt, so lange das Schicksal noch säumte?)
  Hier birgt ragender Wald heute die Pfade des Wilds.
Und wo in heimlicher Kluft der Spruch der Sibylle erklungen,
  Schließet der Hirte zur Nacht Schafe und Lämmer sich ein;
Wo im geheiligten Haus die Väter der Stadt sich versammelt,
  Siedelt die Schlange sich an, bauet der Vogel sein Nest.
Würdige Säle, geschmückt mit Bildern herrlicher Ahnen,
  Liegen von eigener Last endlich zusammengestürzt,
Und im verödeten Haus, zwischen Trümmern gesunkener Giebel,
  Tödtet ein fremder Gesell jagend das borstige Wild.
Arglos schreitet der Fuß, wo geweihte Trophäen erglänzten,
  Um den zertrümmerten Gott windet sich Blume und Blatt.

So viel schmückende Kunst und Gräber der Helden und Asche,
Fromm von den Kindern geehrt, deckt nun ein einziges Grab.
Und doch sang kein Gott dies Loos den griechischen Schiffen,
Und jene Taube verschwieg's, die sie zu Lande gesandt.
Wollen wir klagen, wenn uns uns'res Lebens Spanne vorbeieilt
Und so blühende Stadt raffte ein plötzlicher Tod?
Dauern die andern? — O daß mich verleugneten meine Orakel,
Daß mich verwegenen Worts zeihe ein spätes Geschlecht!
Weder bist ewig du, die du sieben Hügel umfassest,
Noch Wettstreiterin du, die du den Wellen entstiegst.
Ja, o geliebteste Stadt, du meine! es reißet den Boden
Einst der Pflüger dir um, sprechend: Auch sie war berühmt.
Jegliches nimmt es dahin, das Geschick, so Menschen wie Städte;
Was nur dein Auge erblickt, tilgt die vollendende Zeit.

Seine Glanzzeit hat Kumä, die älteste der griechischen Pflanzstädte in Italien, bis zur Eroberung durch die Samniten gehabt; unter der Römerherrschaft hat es wenig bedeutet. Noch einmal gewann es ein Ansehn durch den Gothenkönig Tejas, der sich hier krönen ließ; aber dann hört es auf genannt zu werden. Schließlich zu einer Seeräuberherberge herabgesunken wurde es von den Neapolitanern im Jahre 1207 völlig zerstört. In die römische Geschichte ist es durch den Namen der Sibylle verflochten, die dem Tarquinius Superbus jene neun Bücher alter Weissagungen anbot. Der König selbst fand dann hier, nachdem er vergeblich versucht, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen, ein Asyl. Ob sich diese ganze Geschichte nicht durch den Umstand erläutert, daß hier zu den Zeiten Tarquins ein Tyrann, Namens Aristodemus, lebte, der die Stadt nach der in Griechenland neu aufgekommenen Weise unter sich gebracht hatte und dessen Vorbild der König nun nachzuahmen gedachte? Jene Alte mit ihrem geheimnißvollen Andringen sieht aus wie die in den Wandlungen der Tradition allmählich zur Person gewordene Versuchung. Ihr Bild übertrug sich dann auf eine der weissagenden Frauen, die den griechischen Colonieen für minder wichtige Fälle die berühmten Orakel des Mutterlandes ersetzten.

Wir stiegen den Berg hinab, um die Wohnung der Sibylle zu suchen, wie sie dem Virgil vorgeschwebt hat, der den Aeneas bei Kumä landen läßt.

„Ausgehau'n ist die Wand des cuböischen Felsens zur Höhle,
Wo man durch hundert geräumige Gäng' und Mündungen eingeht,
Wo gleich oft auch ertönend der Spruch der Sibylla hervorbricht."

Eine Alte, die auf dem Berge wohnte und die uns in directer Linie von der Sibylle abzustammen schien, hatte uns keine Auskunft geben können, und so waren wir ganz auf eigenes Suchen angewiesen. Eine Räumlich-

keit, die ganz der Beschreibung des Dichters entspräche, fanden wir nicht; aber es zeigte sich allerdings eine große in den Travertin gehauene Höhle, von welcher mehrere Gänge weiter in den Felsen hineinführen. Jetzt sind sie zum Theil verschüttet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Menge von Höhlen, die zu Virgils Zeiten noch zu Tage mündeten, später durch vulkanische Asche vorn verschüttet, dann überwachsen sind.

Von der Höhle der Sibylle aus gingen wir desselben Wegs, den Aeneas ging, um an die Pforte der Unterwelt zu gelangen, nachdem er den wackeren Trompeter Misenus bestattet

„Unten am luftigen Berg, der jetzt Misenus genannt wird
Und den unsterblichen Namen von ihm Jahrhunderte forterbt."

Man gelangt an den Averner See durch eine Grotte, ganz ähnlich den beiden, welche durch den Höhenzug des Posilipo gehauen sind, nur noch länger. Das Becken des Sees verkündet sich sofort als ein erloschener Krater, in den sich wahrscheinlich durch einen Riß, vermittelst des Lucriner Sees, das Meer ergossen hat. Auf seinem Rande hat sich dann der Monte nuovo gebildet, dessen Trichter trocken geblieben ist; ein ähnliches Verhältniß hatten wir schon zwischen dem Lago d'Agnano und dem Krater von Astroni wahrgenommen, nur daß sich der Lago d'Agnano von unten her aus einer durch Eruption geöffneten Wasserader gefüllt hat. Jetzt macht der See, dessen Gelände rings umher bewachsen und bebaut sind, einen ganz freundlichen Eindruck; die Schrecken, welche Virgils Verse athmen, sind verschwunden. „Dort war", so singt er,

„Dort war ein tiefes Geklüft mit furchtbar gähnendem Rachen,
Schroffig, geschirmt vom gedunkelten See und der Nacht der Gehölze,
Ueber welches noch nie straflos ein Vogel im Fluge
Fortzuschweben vermocht, ein solch Ausdünsten ergoß sich
Aus den finsteren Schlünden und stieg zum wölbenden Himmel,
Darum nannten die Griechen den Ort: unwegsam den Vögeln."

Die einzige Gefahr, die gegenwärtig den Vögeln hier droht, wird ihnen von Sonntagsjägern bereitet. Jedenfalls hatte Virgil den See noch gesehen, ehe, wie Dio Cassius erzählt, Agrippa den Kraterrand durchstechen und den Avernus zum Hafen machen ließ. Nun war die umschließende Wand nach einer Seite geöffnet und der geheimnißvolle Zauber, in welchen die vollkommene Kreisgestalt die Seele einschließt, gebrochen. Zum Eintritt in die Unterwelt ist ein Opfer von vier schwarzrückigen Stieren nicht mehr nöthig; aber das „beblätterte Goldblech", mit dem sich schon Aeneas ausrüsten mußte, läßt sich auch jetzt noch nicht entbehren. Eine kleine Hekate

sie in kleinen Schmutzhöhlen zu Dampfbädern für arme Leute. Ein anderer Schlot, in einer kleinen Grotte mündend, entsendet Ammoniak. Hier suchen Brust- und Augenkranke Heilung; ob mit Erfolg, ist zu bezweifeln, da das Ammoniak entschieden ein wenig mit Schwefelwasserstoff versetzt ist. Aus dem dritten Exspirator bläſ't der Vulkan Kohlensäure. Sie bedeckt den Boden der sogenannten Hundsgrotte in einer Höhe von vielleicht zwei Fuß. Man kann sie mit der Hand schöpfen und zur Nase führen, da sie dann die momentan erstickende Wirkung eines Brausepulvers thut. Ein kleiner fetter, vergnügter Experimentalhund weiß davon zu erzählen. Er lacht mit seinem ganzen Schwanze, wenn er die Damen niesen sieht, und denkt: das kenne ich, das ist ja mein Metier. Er muß allerdings jeden Tag und wohl mehr als einmal in sein Gasbad, etwa eine halbe Minute, bleibt aber dabei ein wohlconditionirtes, innerlich zufriedenes Geschöpf; denn das Gas ist gar nicht respirabel, also auch nicht giftig, und daß es in Wein aufgelöſ't einen besseren und weit zuträglicheren Genuß abgiebt, als in seiner Luftform — das ist eine Gewißheit, die den Experimentalhund in seinem Gemüthe ja nicht reizen und beunruhigen kann.

Die Gasausströmung der Hundsgrotte ist constant; sie erfolgt auch, außer in der Höhle, aus einigen Oeffnungen am Boden des Sees, nahe am Strande. Die übrigen Exhalationen aber hören auf, sobald der Vesuv zu speien anfängt.

1. Februar.

Heute führten wir, nachdem uns ein kalter Nordwind lange daran verhindert hatte, die Besteigung des Vesuvs aus. In Resina, wo wir unseren Wagen verließen, fanden wir die bestellten Pferde vor. Zu Anfang ging es in sehr sanfter Steigung auf einer schönen breiten Straße zwischen Weinbergen und kleinen Häuschen aufwärts; aber es dauerte nicht gar lange, so fanden wir den Weg durch eine mächtige kohlschwarze Lava übergossen und zerstört. Es ist dies der gewaltige Strom von 1859, der 22 Monate lang im Fließen war; in seiner Art, durch Farbe und eine gewisse plastische Neigung, der schönste, den wir sahen. Er ist in mächtigen Wulsten, etwa wie wohldurcharbeiteter Thon aus einer Knetmaschine, herausgekommen und hat sich so in breiten Kuchen übereinandergelegt und geschoben; im Reiten sucht man denn in diesen geballten und gewundenen Massen die eine und andere Form zu erkennen. An vielen Stellen sind die Kuchen in der Mitte tief entzweigeborsten; da zeigt sich denn im Innern eine rostbraune Farbe, während sie oben so schwarz sind wie ein frischgeputzter Ofen. Diese Lava hat den alten bequemen Fahrweg, der bis zum Observatorium (auf der

mittleren Höhe des Berges) führte, in mehreren seiner Windungen getroffen; es ist nun über dieselbe ein Reitweg gelegt worden, der die alte Straße an mehreren Punkten berührt. Am Observatorium, neben welchem eine Eremitage liegt, empfing uns eine erschreckende Masse vesuvianischen Gesindels, um sich unser wie einer willkommenen Beute liebevoll zu bemächtigen. Leider nämlich hatten wir schon Tags zuvor dem Besitzer der Pferde geschrieben, und so war unsere Unternehmung ruchbar geworden. Waren wir bisher schon durch einen berittenen Führer und fünf unnütze Burschen (für unsere Pferde) begleitet gewesen, so gesellten sich jetzt außer acht Sesselträgern noch sieben Tagediebe hinzu, die sich für durchaus unentbehrlich hielten. Unter einander über die Beute streitend und uns auf jede Weise mit liebenswürdigen Zudringlichkeiten belästigend, begleiteten sie uns bis auf Viere, die denn doch unterwegs abfielen, den Berg hinauf. Eine halbe Stunde ritten wir noch; dann ging ein ziemlich beschwerliches Steigen an. Wir hatten zur Linken den Krater der Somma, dessen nach dem Meere zu gelegener Rand durch die Erhebung des Vesuv zerstört worden ist; so weit er auf der anderen Seite sich erhalten hat, schützt er das unten liegende Land vor den Lavaströmen, die sich nun in ihn — sofern sie auf der Landseite des Vesuv hervorquellen — wie in ein Brunnenbecken ergießen und dann durch die nach Resina zu gekehrte Lücke der Wand ihren Abfluß haben.

Am Fuße der letzten, aus feinerer Asche bestehenden Erhebung machten wir Halt, um den neuen Dampfschlot zu betrachten, der sich bei der letzten Eruption gebildet hat. Er ist ganz demjenigen der Solfatara ähnlich, gewährte aber doch inmitten dieser öden schwarzen Umgebung einen Anblick, der uns auf's Höchste überraschte. Aus dem rauhen Boden nämlich ragt plötzlich eine gelb und orangefarbene Kuppel vielleicht 15 Fuß hoch heraus, umwölkt von Dämpfen, die unablässig aus mehreren an ihrer unteren Seite befindlichen Spalten hervorbrausen. Die schöne Farbe der Kuppeldecke kommt von dem krystallinischen Ueberzuge, in welchem sich Schwefel mit verschiedenen Salzen verbunden hat. Unterhalb dieser Blase nun, welche durch die im Innern des Berges arbeitenden Gase und Dämpfe (wahrscheinlich in einem Momente, wo sich der Hauptkrater verstopft hatte) aufgetrieben und gesprengt worden ist, befindet sich die Oeffnung, aus welcher sich die Lava herausgedrängt hat; sie war für uns unzugänglich.

Wir stiegen jetzt den eigentlichen Aschenkegel hinauf. Das ist eine sehr beschwerliche Arbeit, die aber nur etwa eine Viertelstunde dauert. Man tritt tief bis über die Knöchel in die nach dem Gipfel zu immer feiner werdende Asche hinein und sinkt stets um die Hälfte des gethanen Schrittes zurück, so daß man ziemlich athemlos oben ankommt. Die Einsicht in den Krater

war leider vollkommen verhüllt; man wird sie aber überhaupt wohl nur im heißen Sommer oder dann haben, wenn es sehr lange nicht geregnet hat. Die Luft des Trichterraumes ist nämlich mit Wasser ganz gesättigt und dieses geht da, wo es mit der über den Rand hinstreichenden kälteren Luft in Berührung kommt, in Dampfform über; ist die obere Luftschicht aber eben so heiß wie die im Trichter, so bleibt es unsichtbar, und man kann in den Krater hinabsehen. Von dem äußeren Rande aus hat man aber überhaupt noch nicht den Einblick in das Innere des Berges; denn in der Mitte des Haupttrichters befindet sich wieder ein kleinerer Aschenkegel, der durch kleinere und schwächere Ausstoßungen gebildet ist. Wir umgingen nun einen Theil des äußeren Randes. Die Asche, die wir durchwateten, ist schwärzlichgrau, mit kleinen Bröckchen einer rostbraunen porösen Schlacke gemischt. Je weiter nach Unten zu, desto gröber werden diese Brocken, da die schwereren Stücke eine weitere Wurfbahn nehmen. Ehe wir wieder hinabgingen, zeigte uns der Führer die Stelle, wo im Jahre 1854 ein junger Bremenser, Namens Delius, in den Trichter hinabgestürzt ist. Er hatte sich über den Rand gelegt, die vor ihm liegenden Massen, auf die er sich gestützt, kamen in's Rutschen und der Unglückliche mußte ihnen folgen. Unterwegs zerriß er sich an dem scharfen Gestein und kam todt unten an; seine Leiche wurde alsbald gefunden und heraufgeholt. „Weder seine noch meine Schuld“, sagte der Führer. Man nimmt das hier nicht so genau; der Führer durfte jedenfalls das Wagniß des jungen Mannes nicht zugeben, aber die Vorsorglichkeit, die man in Deutschland in ähnlichen Fällen gewohnt ist, ist hier unbekannt.

Vom Rande des Kraters aus überblickt man nach Norden zu ein Schlachtfeld, welches zwei für das römische Staatswesen höchst wichtige und denkwürdige Entscheidungen sah, deren eine den Beginn der höchsten Blüthe und Kraftentfaltung des Staates, deren andere den Beginn seines Verfalles bezeichnet. Die Namen Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus, die sich hier in der Latinerschlacht ein ewiges Gedächtniß stifteten, sie benennen das Höchste, was die strenge Tugend der Römer überhaupt zu leisten vermochte, und aus ihren Thaten begreift man die nachfolgende Größe der Republik; der Name Spartacus, der hier die Sklaven und die Unterdrückten zum Aufstande um sich sammelte, erinnert an jene Periode, wo die Strenge der Alten zu fühlloser Brutalität, die Vaterlandsliebe zu ungebändigtem persönlichem Ehrgeize wurde und der Organismus des Staatslebens durch egoistische Genußsucht zu faulen anfing.

Dort unten ließ im Jahre 340 v. Chr. der alte Manlius den Sohn hinrichten, weil er gegen den ausdrücklichen Befehl des Vaters, der sein

Consul und Feldherr war, vor rangirter Schlacht mit den Latinern gekämpft hatte. Siegesfreudig trug der Junge dem Vater die erbeutete Rüstung zu; aber der Alte antwortete ihm erst Angesichts der Versammlung, die er sogleich berief: „Weil Du denn, Titus Manlius", so sprach er, „weder vor der Gewalt des Consuls, noch vor dem Ansehen des Vaters Scheu getragen, sondern gegen unsern Befehl vor der Aufstellung mit dem Feinde gekämpft und, so viel an Dir war, die militärische Zucht aufgelös't hast, durch welche bis auf den heutigen Tag das römische Wesen seinen Bestand gehabt hat, und da Du mich nun in die Nothwendigkeit versetzest, entweder des Staates oder meiner und der Meinigen zu vergessen: so wollen wir lieber uns selbst durch unser Verbrechen treffen lassen, als daß der Staat mit seinem Schaden unsere Sünden büße. Wir werden ein trauriges Beispiel sein, aber eines, das für die Folgezeit der Jugend zum Heile gereicht. Mich zwar stimmt sowohl die angeborene Liebe zu den Kindern, als jener Beweis der Tapferkeit günstig gegen Dich, den Du verblendet durch das eitle Bild des Ruhmes gegeben hast. Aber da die Amtsgewalt der Consuln entweder durch Deinen Tod geheiligt oder durch Straflosigkeit für immer abgeschafft werden muß, so möchte ich glauben, daß auch Du selbst, wenn etwas von unserem Blute in Dir ist, Dich nicht weigern wirst, die militärische Zucht, die durch Deine Schuld geschädigt ist, durch das Erdulden der Strafe wiederherzustellen. Geh, Lictor, binde ihn an den Pfahl!"

Dann forderte die Schlacht selbst ein anderes kostbares Opfer. Beiden Consuln, so wird erzählt, sei im Traume ein Mann von erhabener Gestalt erschienen, der ihnen verkündet habe, daß von der einen Seite der Feldherr, von der anderen das Heer den Manen und der Mutter Erde geschuldet werde; wer von den Feldherrn nun die feindlichen Legionen und sich selbst dem Untergange weihe, der werde seinem Volke den Sieg sichern. Es wurde ausgemacht, daß derjenige Consul in den Tod zu gehen habe, dessen Flügel zu weichen anfinge. Vielleicht bewirkte die frische Erinnerung an das Beispiel furchtbarer Strenge, welches Titus Manlius gegeben hatte, daß seine Truppen erfolgreicher kämpften, als die des Decius Mus; aber sobald dieser seinen Flügel wanken sah und die Nachricht erhielt, daß sein Amtsgenosse glücklich kämpfe, ließ er sich vom Pontifex die Opferformel vorsprechen und ritt in den Tod. Der Sieg wurde den Römern, und die heroische That des Consuls, der aus plebejischem Geschlechte stammend den Beweis geliefert hatte, daß die Tugend der Vaterlandsliebe nicht das ausschließliche Erbgut der Patricier sei, zeugte weiter und weiter. Der eigene Sohn des Publius Decius Mus erneute in der den Samniten gelieferten Schlacht bei Sentinum durch seinen Opfertod die Erinnerung an die glorreiche That des Vaters.

In jener andern Schlacht, die dort unten stattfand, standen Römer und Sklaven einander gegenüber. Diese waren im Jahre 73 v. Ch. unter der Führung des Thraciers Spartacus, eines bedeutenden Menschen, den eine Prophetin in der Ueberzeugung von einer besonderen Sendung bestärkte, aus der Fechterschule zu Capua ausgebrochen und hatten sich oben auf dem Vesuv festgesetzt. Clodius, der mit 3000 Mann gegen sie geschickt wurde, glaubte sie zur Ergebung zwingen zu können, wenn er den einzigen praktikabeln Weg, der von der sonst überall steilen Höhe herabführte, zusetzte und bewachte. „Aber die Belagerten", erzählt Plutarch, „banden, als sie von der äußersten Noth bedrängt wurden, Weinreben zusammen und ließen sich daran über die abschüssigen Felsen hinunter; nur Einer blieb oben, um ihnen die Waffen nachzuwerfen; auch er stieg dann unversehrt zu den Seinigen hinab. Sofort umgingen sie die Römer, die nichts dergleichen vermutheten, griffen sie im Rücken an und jagten sie, die in plötzlicher Furcht ganz in Unordnung geriethen, leicht in die Flucht, bemächtigten sich auch fast ohne Anstrengung des Lagers." Dieser Sieg führte dann dem Sklavenführer eine Menge von streitbaren Männern zu, die mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden waren, so daß er endlich mit 120,000 Mann gegen Rom rücken konnte; aber nun gebot Crassus ihm Stillstand und im Jahre 71 endete mit dem Führer das ganze Unternehmen. —

Den Aschenkegel hinab ging es nun unter dem Jubelgeschrei unserer funfzehn Schlingel rasend schnell. Ein Hund laut bellend voran, zwei leere Tragsessel in ungeheuren Sprüngen hinter uns drein: es war eine abenteuerliche Jagd. Man thut wohl, etwa die Action eines hochtrabenden Pferdes nachzuahmen und einen bestimmten Rhythmus einzuhalten; so kommt man, bis an die Knie in die Asche sinkend, ganz bequem unten an. Am Fuße des Aschenkegels machten wir Halt, um uns der Aussicht zu erfreuen und uns die Eier wohlschmecken zu lassen, die man indessen im Dampfe des neuen Schlotes gesotten hatte, und an mitgebrachtem Wein zu stärken. Ganz überraschend ist die Aussicht auf das Meer. Man meint, die Schiffe, die über den Horizont hereinkommen, ziemlich in gleicher Höhe sich gegenüberzusehen, so merkwürdig scheint die Fläche anzusteigen. Es ist, als ob das Wasser, einen Moment emporgezogen und in der Höhe festgehalten, alsbald mit Macht über das Land hereinstürzen müßte.

Für den weiteren Rückweg benutzten wir in derselben Weise, wie wir vom Gipfel herabgekommen waren, einige der tiefgefüllten Aschenrinnen, die ziemlich weit den Berg hinabführen. An der Mündung eines dieser Bäche fanden wir unsere Pferde vor, die inzwischen dahin geführt worden waren, und nun ging es an erloschenen kleinen Kratern vorbei über eine fürchterliche

Stein- und Schlackenwüste zurück. Es dauert doch sehr lange, ehe die eigentliche feuerflüssige Lava verwittert. Ein Strom aus dem siebzehnten Jahrhundert, der nicht wieder übergossen worden ist, hat sich erst mit einem dürftigen grauen Moose bekleidet; in seinen Schluchten, in denen sich herabgeschwemmte Asche gesammelt hat, wachsen Binsen und etwas Ginster.

Bei guter Zeit kamen wir wieder in Resina an; etwa 7 Stunden hatte die Besteigung von da aus gedauert.

3. Februar.

Heute besuchten wir jenes römische Columbarium, welches eine neuere Tradition als das Grabmal Virgils bezeichnet. Es liegt in einem Weinberge auf einem in die Straße vorspringenden Felsen, unmittelbar vor dem Eingange zur Grotte des Posilipo. Ein einfaches, ganz schmuckloses niedriges Gewölbe mit den bekannten Urnennischen, zeigt es an sich gar keine originale Reminiscenz an den Dichter; erst seit dem vierzehnten Jahrhundert ist behauptet worden, daß es das seinige sei, und die in der Nähe angebrachte Inschrift stammt aus dem sechzehnten. Ein vor den Eingang in den Boden gesteckter Lorbeerzweig befriedigt die Bedürfnisse reisender Engländerinnen. Der insolente Besitzer des Weinberges bezieht von diesem Grabmal, das möglicherweise keinem Besseren angehörte, eine Rente, von der sich gut zwei lebendige deutsche Dichter erhalten ließen. Nicht weit von dem Gewölbe entfernt, in dem bescheidensten Winkel des Gartens, bemerkten wir sechs jüdische Gräber zum Theil mit hebräischen Inschriften. „Protestantengräber", sagte der Mann, in dessen Grund und Boden die fremden Hebräer schlummern und der uns eben die Echtheit des Dichtergrabes beschworen hatte, mit einigermaßen wegwerfender Miene. Ich wollte darauf wetten, daß der Kerl, als er sich den kleinen fremdartigen Gräberpark anlegte, damit ein ebenso gutes Geschäft zu machen gedachte wie mit der Ruhestätte des Heidendichters, daß er sich aber seitdem etwas enttäuscht fühlt. Er ist im Stande, den Platz für andere Raritäten wieder frei zu machen.

Von diesen Gräbern nicht gar weit entfernt, in der zur Mergellina gehörigen Servitenkirche Maria del Parto, befindet sich dasjenige des Jakob Sannazar, der, wie Ihr wißt, sich an dem Muster des Virgil bildete. Beides, die Innigkeit des geistigen Verhältnisses und die endliche räumliche Nähe der zeitlich so weit getrennten Dichter, findet sich ganz zierlich in der vom Cardinal Bembo verfaßten Grabschrift ausgedrückt, die verdeutscht etwa so lauten möchte:

„Blumen streuet dem Staub; hier ruht Sannazaro der Reine,
Welcher Muse und Grab theilt mit dem Meister Virgil."

Der Reine, Sincerus, war der Name, welchen der Dichter, anklingend an seinen eigenen und zugleich seine platonische Neigung andeutend, als Mitglied der von Alfons V. gestifteten neapolitanischen Akademie führte. Das Marmor=Grabmal macht einen ganz vergnügten Eindruck. Es ist von dem Genueser Montorsoli, einem der treuesten Schüler und Mitarbeiter Michelangelos, verfertigt: links und rechts die Figuren des Apollo und der Minerva frei sitzend, mitten auf dem Epithaphium eine muntere Schäferscene mit Panen und Faunen, in Relief; das Ganze gekrönt durch die Porträtbüste des Dichters, die ein wenig an Dante erinnert, aber nicht so fein geschnitten und so bedeutend ist. Das Werk ist gefällig und in schönen Verhältnissen geordnet; die Figuren sind schon etwas schablonenhaft, aber noch maßvoll und natürlich in der Bewegung; sie zeigen beide die halbe Drehung des Oberkörpers und das Einziehen der Unterschenkel, wie man es bei Michelangelo und Benvenuto Cellini gern angewandt sieht und wie es bei ihren Nachfolgern zur Manier wird. Das Relief, von weicheren Formen als die Figuren, soll von Santa Croce herrühren; eine unten angebrachte Inschrift sagt davon nichts. Irgend einer Generation der Servitenmönche, vielleicht schon der ersten, machte das Monument einen zu weltlichen Eindruck; sie schrieben also unter den lorbeergekränzten Apollo den Namen David und unter die Minerva mit der Aegis den der Judith, und nun waren die Gemüther beruhigt. Es ist nicht das einzige Stück Heidenthum, welches so unter neuem Stempel in die katholische Kirche Eingang gefunden hat, und vielleicht noch das naivste. Das ganze wunderliche Mischwerk gemahnt übrigens lebhaft an den Stil jener Dichtung Sannazars, welche die Kirche als sein Meisterwerk rühmt, das Epos über die Niederkunft der Jungfrau, „de partu virginis", wovon, wie ich mir denke, die Kirche ihren Namen bekommen hat; nur daß hier umgekehrt der Stoff christlich, die Verbrämung und Verzierung aber heidnisch ist.

Ich habe oben der platonischen Neigung des Sannazaro Erwähnung gethan und will darüber ein Wort zur Erläuterung hinzufügen. Seit Dante's unglücklicher Liebe zu Beatrice gründete sich jeder Dichter ein platonisches Verhältniß, dessen Gegenstand irgendwo in den höheren Schichten der Gesellschaft, vielleicht auch überdies in den Banden der Ehe, unerreichbar existirte, und das seinem Leben den Reiz eines mäßigen Martyriums verlieh. Es war das eine Art Fontanelle am Herzen, heilsam für den Fluß der Sonette. So hatte Petrarca seine Laura, Boccaccio seine Fiametta ausfindig gemacht; im Stil der Zeit heißt das: „sie erschien ihm in der und der Kirche, Morgens 6 Uhr, und von der Zeit an war er wie verwandelt." Sannazar wandte sein Herz einer Dame vom Hofe Neapels zu, die er Kassandra nannte.

Sie verheirathete sich, ohne sich im Genusse seiner Huldigungen stören zu lassen, mit einem Hofmanne und zog später in ein Dorf am Vesuv, Namens Somma. Dorthin machte der Dichter, der sich auch seinerseits die Freiheit vorbehalten hatte einige Nebenfreundinnen zu besingen, täglich eine Huldigungswallfahrt zu Fuß, bis an sein Ende.

5. Februar.

Im vorigen Briefe habe ich Euch von der tomba di Virgilio berichtet, heute sollt Ihr von einem zweiten Grabe eben desselben Mannes hören; denn er hat in der That, wie das sonst wohl den Heiligen und Wunderthätern zu geschehen pflegt, seine Ruhestatt einmal gewechselt. Dabei wird die eine und andere Mittheilung über sein Leben und seine Thaten mit unterlaufen.

Ob die tomba vor der Grotte wirklich das Grab Virgils sei, ist, wie ich schon erwähnte, nicht so ganz unzweifelhaft erwiesen. Unterstützt wird diese Meinung nur durch die Angabe des 400 Jahre nach dem Dichter lebenden höchst unkritischen Grammatikers Tiberius Claudius Donatus, der in seiner Lebensbeschreibung des Mantuaners bemerkt, er sei an der neapolitanischen Krypte, an der puteolaner Straße, innerhalb des ersten Meilensteines bestattet worden. Da können viele Grabmäler gestanden haben, und dasjenige, welches man jetzt zeigt und das, wenn ich nicht irre, definitiv erst vom Cardinal Bembo für Virgil in Anspruch genommen wurde, ist durch sich selbst in keiner Weise beglaubigt. Ein viel besseres Recht auf Verehrung scheint mir das zweite Grab zu haben, welches die Gebeine des Dichters im zwölften Jahrhundert aufgenommen haben soll. Es befand sich im Castell d'Uovo und es gab, wie mehrere Schriftsteller bezeugen, eine Zeit, wo dasselbe von der frommen Verehrung des Volkes aufgesucht wurde.

Aber wie kam das Volk dazu, dem eleganten Dichter der Aeneide einen Cultus zu weihen? Laßt mich diese Frage erst erörtern; wir kommen auf das Grab später zurück.

Ich habe schon erwähnt, daß Virgil dem Volke weniger als Dichter denn als Zauberer galt und zum Theil noch heute gilt. Auch in die deutsche Sage hat er in dieser höchst merkwürdigen Gestalt Eingang gefunden. Zum ersten Male thut seiner Wolfram von Eschenbach im Parcival Erwähnung mit diesen Worten:

> Sin lant heißt Terre de Labur,
> von der nachkomen er ist geborn,
> der ouch vil wunders het erkorn,
> von Napels Virgilius.

Dann nennen und behandeln ihn (Maßmann hat darüber in einem Excurse zur Kaiserchronik gehandelt) der Dichter des Lohengrin, des jüngeren Titurel, des Reinfrid von Braunschweig, der Marner, Rumeland, Boppo, Frauenlob, Walther von Metz und besonders Enenkel. Am meisten erfahren wir über ihn aus einem Briefe, den der Kanzler Konrad in den neunziger Jahren des zwölften Jahrhunderts an den Propst von Hildesheim, seinen früheren Lehrer, richtete und den Arnold von Lübeck seiner Chronik einverleibte; sodann aus einer Schrift, welche Gervasius von Tilbury, der ungefähr gleichzeitig mit Konrad in Neapel war, zur Unterhaltung seines Kaisers Otto IV. verfaßte; endlich aus einem Volksbuche des sechzehnten Jahrhunderts, welches alles bis dahin über den Zauberer bekannt Gewordene zusammenfaßte und namentlich die römische Tradition mit der neapolitanischen verband, denn auch in Rom wußte man gar merkwürdige Dinge vom Virgilius zu erzählen. Es ist der Mühe werth sich mit dieser räthselhaften Gestalt zu beschäftigen, zumal der Mythus, der von ihr seinen Ursprung genommen hat, noch heute, wie wir sehen werden, nicht ganz abgestorben ist.

Der Kanzler Konrad, der im Auftrage Heinrichs VI. die Mauern der eroberten Stadt Neapel niederzulegen hatte, berichtet folgendermaßen von den Werken des Zauberers: „Wir sahen auch das mühevolle Werk des Virgil, Neapel, über welches uns wunderbarer Weise die Fäden der Parzen das Amt zuertheilten, daß wir die Mauern eben der Stadt, welche ein so großer Philosoph gründete und errichtete, kraft kaiserlichen Befehles zerstören mußten. Es nützte jenen Bürgern nichts, das Bild eben derselben Stadt, welches von jenem Virgilius durch magische Kunst in eine gläserne Flasche trotz ihrer sehr engen Oeffnung eingeschlossen war, bei deren Unversehrtheit sie ein so großes Vertrauen hatten, daß sie glaubten, es könne die Stadt, so lange die Flasche heil bleibe, keine Schädigung erleiden. Diese Flasche sowohl wie die Stadt haben wir in unserer Gewalt und die Mauern sind zerstört, obgleich die Flasche ganz blieb. Aber daß zufällig die Flasche ein wenig gesprungen war, gereichte der Stadt zum Schaden. In eben derselben Stadt ist ein ehernes Pferd, welches unter Zaubersprüchen vom Virgilius so zusammengesetzt ist, daß, so lange es ganz bleibt, kein Pferd den Rücken brechen kann, da es doch durch einen natürlichen Fehler jenem Lande eigenthümlich ist, daß vor dem Baue jenes Pferdes und nach einer auch noch so geringen Verletzung desselben, kein Pferd ohne Rückenbruch einen Reiter eine Zeitlang tragen konnte. Ebendaselbst ist ein festes Thor, wie ein Castell gebaut, mit ehernen Thorflügeln, welches jetzt kaiserliche Trabanten besetzt halten. Auf dieses hatte Virgil eine eherne Fliege gesetzt, bei deren Unversehrtheit auch nicht eine Fliege in die Stadt hineinkommen konnte. Es sind ebendaselbst

in einem benachbarten Castell auf einem überall vom Meere eingeschlossenen Vorsprunge der Stadt die Gebeine des Virgil; wenn diese der freien Luft ausgesetzt werden, so verdunkelt sich das ganze Angesicht der Luft, das Meer wird von Grund aus aufgewühlt und wogt in schwellenden Stürmen, und unerwartet erhebt sich ein Brausen des Wetters, — was wir selbst gesehen und erprobt haben....

Uebrigens erinnere ich mich, daß zu Neapel ein Thor ist, das eiserne genannt, in welchem Virgilius alle Schlangen jener Gegend eingeschlossen hat, die wegen der unterirdischen Bauten und Krypten, deren es dort sehr viele giebt, in großer Menge vorkommen: dieses allein unter den übrigen Thoren trugen wir Scheu abzutragen, damit nicht die eingeschlossenen Schlangen aus dem Gefängnisse entschlüpfen und Land und Leute belästigen möchten. Es befindet sich in eben der Stadt ein Fleischerschrangen solchermaßen vom Virgilius gebaut, daß das Fleisch des geschlachteten Viehes sechs Wochen darin frisch und unverdorben bleibt, wenn es aber herausgetragen wird stinkt und sich verfault zeigt. Vor der Stadt ist der Berg Vesevus, aus welchem einmal innerhalb eines Jahrzehends Feuer auszubrechen pflegt, welches stinkende Asche mit sich führt; diesem hatte Virgilius einen ehernen Mann gegenübergestellt mit einem gespannten Wurfgeschütze, und einen Pfeil auf die Sehne gelegt. Ein Bauer, der sich über ihn wunderte, weil das Geschütz immer gespannt sei und niemals schösse, rührte an die Sehne: der Pfeil flog dahin und traf die Mündung des Berges, und sofort schoß die Flamme hervor und wird auch jetzt noch zu bestimmten Zeiten nicht zurückgehalten."

Gervasius weiß noch von einigen anderen Wunderwerken zu erzählen, und die merkwürdige Kraft des einen erprobte er selbst. Er war nach Neapel gekommen, um mit einem Freunde eine Ueberfahrt nach Palermo zu suchen. Dies glückte ihnen so auffallend schnell, daß sie ihrem Gastfreunde, dem Archidiaconus Johannes Pinatelli, ihre höchste Freude darüber ausdrückten. Da fragt sie dieser, durch welches Thor sie zur Stadt hereingekommen seien. Durch das Nolaner Thor, erwidert Gervasius und giebt, noch näher befragt, dessen rechten Eingang an. Nun führt der Archidiaconus seine Gäste triumphirend an das Thor zurück, und siehe da — über jedem der beiden Eingänge stand ein Kopf aus parischem Marmor; der über dem Eingange zur rechten Hand zeigte eine stets heitere, lächelnde Miene, der an dem linken dagegen verdrehte die Augen wie zornig und betrübt. Wer nun, erklärte der Archidiaconus, durch den Eingang zur Rechten in die Stadt kam, dem gelang Alles, was er da vornahm, wer durch den zur Linken, dem mißrieth Alles. Nur mußte es von Ungefähr geschehen sein und

nicht aus Kenntniß des Wunders, denn alsdann hatten die Bilder keine Kraft.

Gervasius kannte auch noch einen zweiten ehernen Mann, den Virgilius zum Schutze Neapels aufstellte. „In der Nähe der Stadt und ihr gleichsam gegenüber", erzählt er, „liegt der Jungfrauenberg, Monte Vergine, an dessen felsigem, fast unersteiglichem Abhange Virgilius sich einen Garten angelegt hatte, in dem sich vielerlei Pflanzen befanden. Darunter findet man auch das Luciuskraut, durch welches die blinden Schafe, wenn sie es zufällig berühren, das schärfste Gesicht wieder erlangen. Auf diesem Berge hatte Virgilius auch ein Erzbild aufgestellt, das eine Posaune am Mund hielt, mit welcher es den Südwind, der von jenseits herüberwehte, auffing und zurückwarf. Welchen Nutzen aber das Wenden des Südwindes gewährte, ist aus Folgendem zu entnehmen. Es ist nämlich unweit der Stadt Neapel ein Berg in's Meer gegründet, der die unter ihm liegende Terra di Lavoro überblickt. Dieser Berg, welcher Vesuv heißt, speit im Maimonat den häßlichsten Rauch, wo nicht Asche und Flammen aus und zuweilen glühend heißes Holz, kohlenschwarz gebrannt, daher man sagt, daß dort ein Luftloch der irdischen Hölle aufsprudele. Bei wehendem Südwind also verbrennt der heiße Staub alle Saaten und Früchte und verödet so das ergiebigste Land bis zur Unfruchtbarkeit. Solchem großen Schaden des Landes abzuhelfen, setzte also Virgilius die Bildsäule mit der Posaune auf den gegenüberliegenden Berg, daß auf den ersten Ton der angehauchten Posaune der in sie hineinstoßende Zug des Südwindes nach mathematischen Gesetzen zurückgeworfen wurde. Aber auch diese Bildsäule ward durch die Bosheit neidischer Menschen oder durch die Zeit zerstört, daher jene alten Beschädigungen sich nun öfters wieder zeigen."

Derselbe Schriftsteller berichtet auch von dem Bau der Grotte des Posilipo, die Virgilius durch seine Geister von solcher Länge machen ließ, daß dem, der sich in der Mitte befindet, kaum die beiden Enden erscheinen. Und diesen Weg durch die Felsgrotte bauten die Geister in einer Nacht. „Dazu brachte es Virgilius durch seine negromantische Kunst zu Wege, daß, wenn im Dunkel jenes Berges ein Feind dem Feinde mörderisch nachstellt, er durch keinen Trug und durch keine Hinterlist seine Bosheit vollbringen kann." Gervasius weiß auch, daß Virgilius zum Nutzen des Volkes die Bäder von Puteoli eingerichtet und daß er über jede Badegrotte eine Aufschrift gesetzt habe, aus welcher man ersehen konnte, gegen welche Krankheit das Wasser jedes Bades helfe. Diese Aufschriften seien von den salernitaner Aerzten zerstört worden, die von der Heilkraft der Quellen eine Beeinträchtigung ihres Gewinnes gefürchtet hätten.

Aus dem Volksbuche endlich erfahren wir außer Allem, was Virgilius auch anderwärts vollbracht, wie er die Stadt Neapel zu Ehren seiner Geliebten, der Tochter des Sultans, gegründet hat. „Da gedachte er", heißt es, „eine Stadt zu gründen in der Tiefe der See und griff zu seiner negromantischen Kunst und gründete die reiche und edle Stadt Neapel, die er im Grunde der See auf Eier stellte. Und in dieser Stadt Neapel erbaute er einen vierkantigen Thurm und setzte auf die Spitze einen runden Apfel auf die eiserne Stange und schuf mit seiner schwarzen Kunst, daß die ganze Welt den Apfel nicht sollte wegnehmen können, ohne ihn zu zerbrechen. Und queer auf die eiserne Stange stellte er eine Flasche und auf die Flasche stellte er ein Ei und hing den Apfel bei dem Stiel an eine Kette und der hängt da noch. Und wenn das Ei sich regte, sollte die Stadt Neapel beben, und wenn das Ei bräche, sollte die Stadt Neapel zu Grunde gehen. Und als Virgilius die Stadt gemacht hatte, gab er ihr einen Namen und hieß sie Neapel. Darauf brachte er einen Theil seiner Schätze dahin und führte seine Freundin, die schöne Jungfrau, des Sultans Tochter, nach Neapel und schenkte ihr die Stadt und das umliegende Land zu ihrem Eigenthume und ihrer Kinder." Der eigenthümliche Zug der Sage, daß Virgilius die Stadt auf Eier gestellt haben soll, stammt jedenfalls von der Eigestalt des Felsens, auf welchen das nach ihr benannte Castell d'Uovo gegründet ist. Die Sage fand den Namen vor, übersah dessen natürliche Begründung, gab ihm ein neues fabelhaftes Motiv und verspann ihn zu einer Geschichte. Einmal losgelös't von ihrer ersten Grundlage übertrug sich diese dann auf den Ursprung der ganzen Stadt.

Dasselbe Castell ist es nun, in welches die Sage den Tod des Virgilius verlegt, obschon es das deutsche Volksbuch in die Nachbarschaft Roms bringt; denn die beigefügte Beschreibung paßt ganz auf die eigenthümliche Lage dieses wasserumflossenen Schlosses. „Und weil er sehr mächtig und reich war von Gut, machte er ein schönes, lustsames Schloß, das nur einen einzigen Eingang hatte, denn sonst war es von allen Seiten von einem großen Wasser umflossen, so daß Niemand hineinkommen konnte als durch das eine Thor." Zu mehrerer Sicherheit hatte er vor diesen einzigen Eingang zwei Reihen von je zwölf Männern aufgestellt, die mit eisernen Dreschflegeln vor sich niederschlugen, ohne ein Wort zu sprechen; nur das Schließen einer bestimmten Schraube konnte sie zum Stillstand bringen. In dieses Schloß zog sich Virgilius zurück, um sich durch einen treuen Knecht verjüngen zu lassen. „Da führte er den Knecht in den Keller, wo er eine schöne Lampe gemacht hatte, die allzeit in dem Keller brannte. Und Virgilius sprach zu dem Knechte: Siehst du die Tonne, welche hier steht? Der Knecht sprach: Ja.

Da sprach Virgilius: In diese Tonne mußt du mich einsalzen; zuvor aber sollst du meinen Leib ganz in Stücke hauen und meinen Kopf in vier Stücke theilen. Und dann sollst du mein Haupt mitten auf den Boden der Tonne legen und die anderen Stücke darüber, aber mein Herz in die Mitte. Hernach setze die Tonne unter die Lampe, daß sie Tag und Nacht hineintropfe, und neun Tage lang mußt du die Lampe einmal des Tages füllen und das nicht lassen: dann werde ich wieder erneuert werden und wieder ein Jüngling sein und lange leben, sofern es mir von Oben nicht benommen wird." Der Knecht that nach langem Widerstreben, was ihm geheißen war, und bis zum siebenten Tage ging Alles gut. Da aber faßte den Kaiser, den Freund Virgils, eine große Sehnsucht nach dem Meister und er befragte um ihn den Knecht, von dem er wußte, daß ihn Virgilius am meisten liebte. Der antwortete, daß er ihn vor sieben Tagen in seinem Schlosse gelassen habe. Dabei hatte er darauf gerechnet, daß der Kaiser der vierundzwanzig Männer wegen davon abstehen werde in das Schloß einzudringen; aber als er mit dem Tode bedroht wurde, schloß der Knecht (wie ihm Virgil das gezeigt hatte) die Schraube, der Kaiser ging in das Castell und fand den Freund zerstückelt in der Tonne. Als der Knecht zögerte Auskunft zu geben, zog der Kaiser im Zorn sein Schwert und tödtete ihn. „Und als er das gethan hatte, sah der Kaiser und all sein Volk ein nackendes Knäblein dreimal um die Tonne laufen, das sprach: Verflucht sei der Tag und die Stunde, da ihr hierher kamt. Da verschwand das Knäblein und ward nicht mehr gesehen und Virgilius blieb todt in dem Fasse."

Wo seine Gebeine verblieben, davon giebt Gervasius Kunde. „Zur Zeit des Königs Roger von Sicilien", erzählt er, „kam aus England ein weiser Meister und bat ihn um eine Gnade. König Roger bewilligte sie ihm. Da sprach der Meister: So bitte ich nicht um ein zeitliches Gut, sondern um ein Ding, das von den Menschen gering geschätzt wird: um die Gebeine des Virgilius. Da gab ihm der König einen Freibrief, sie zu nehmen, wo er sie fände. Da ging der Meister in eine gebirgige Gegend und ließ in einem Berge nachgraben, der oben keine Spur von einer Oeffnung hatte. Nach langem Suchen fand er durch seine Kunst die Gebeine in großer Tiefe; unter dem Kopfe des Zauberers lag ein Buch, worin die ars notoria aufgezeichnet stand. Aber kaum hatte sich die Nachricht von dem Funde verbreitet, als das Volk, der Wohlthaten eingedenk, welche die Stadt dem Virgilius verdankte, sich zusammenrottete, um die Wegschaffung seiner Ueberreste zu hindern, da es durch dieselben Neapels Erhaltung und Wohlfahrt gesichert glaubte. Da sammelte das Volk die Gebeine seines Wohlthäters in eine Urne, erhob sie feierlich und brachte sie in das Castell

am Meere, wo man sie seitdem durch ein eisernes Gitter schauen konnte." In jedem Falle stand das Schloß mit der Sage vom Virgil im innigsten Zusammenhange, wie dies schon aus den Satzungen des Ordens du saint esprit au droit desir hervorgeht, welcher 1352 errichtet wurde. Diese setzen nämlich fest, wie Montfaucon berichtet, daß jährlich ein Ordenskapitel im Schlosse des bezauberten Eies, neben der Grotte Virgils, abgehalten werden sollte.

Daß hiernach einmal eine Uebertragung der Gebeine Virgils, und zwar in das Castell d'Uovo, stattgefunden habe, ist, wie mich dünkt, kaum zu bezweifeln, und es hieße einen wichtigen Unterschied übersehen, wenn man die betreffende Nachricht des Gervasius mit den Fabeleien, die sich sonst an den Namen des Dichters angeknüpft haben, in eine Klasse werfen wollte. Denn eben weil das Volk den Zauberkünsten das Virgil so außerordentliche Wohlthaten zu danken meinte, mußte es den Gebeinen desselben, wenn sie einmal zu Tage kamen, gleichviel ob echt oder nicht, eine ganz besondere Verehrung zuwenden und den Schutz der öffentlichen Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Je reicher also sich sonst der Mythus über den Virgil entwickelt hat, um so begründeter erscheint die Notiz des Gervasius, um so sicherer scheint es beglaubigt, daß des Dichters Gebeine eine Zeit lang, von König Roger an, im Castell d'Uovo verehrt wurden.

Aber lassen wir die Knochen, um noch einige Fragen wegen des Mannes selbst zu thun. Wie kam der Dichter dazu, vom Volke für einen Zauberer gehalten zu werden? Wie lange blieb die Tradition über den Zauberer Virgilius lebendig, und lebt seine räthselhafte Gestalt noch heute im Bewußtsein des Volkes?

Daß der Zauberer und der Dichter in der That identisch sind, kann nicht bezweifelt werden; denn schon in der von Donatus verfaßten Lebensbeschreibung des Dichters kommen einige der Wunderthaten vor, die sich das Volk erzählte und später mehr und mehr ausspann. Um ihn in den Ruf eines Zauberers zu bringen, dazu werden verschiedene Umstände zusammengewirkt haben. Im Allgemeinen muß man sich erinnern, wie sehr das ganze Zeitalter geneigt war, an Zauberei, Wahrsagen, Traumdeuten und dergleichen zu glauben; daß die Menschheit mit wahrer Indiscretion und Zudringlichkeit darauf ausging, die Kräfte des himmlischen Reiches in ihren Dienst zu bekommen. Haftete früher die Wunderkraft an den Göttern allein, so waren ihr diese nun zu fern; mitten unter sich mußten sie die wunderbegabten Wesen zu allernächster Unterstützung, gewissermaßen zum täglichen Gebrauche haben. Sie war daher von vorn herein geneigt, einer bedeutenden Persönlichkeit, wenn sich in ihren Lebensumständen, in ihrem Thun und Treiben irgend ein Anhalt dazu bot, die Zauberkraft zuzugestehn, und

die Dichtkunst galt schon an sich als eine wunderbare Gabe und bewies für den, dem sie verliehen, ein besonders nahes Verhältniß zu den Göttern. So gelangte auch Horaz in Palästrina zu den Ehren eines Wunderthäters. Ein außergewöhnlicher Mann wurde in jenen Zeiten gar leicht zum Wundermann.

Nun boten aber die Antecedentien und die Gewohnheiten des Virgil den wundersüchtigen Neapolitanern — denn diese haben ihn zum Zauberer gemacht — gerade Anhaltspunkte genug, um ihn mit der Glorie eines Wunderthäters zu umgeben. Aus kleinen Verhältnissen hergekommen, gelangte er auffallend rasch zu einer ziemlich intimen Freundschaft mit dem Kaiser. Im Uebrigen aber entzog er sich der Welt, um mit dem äußersten Eifer den Studien obzuliegen, und zwar den mathematischen, die damals direct in die Zauberkunst hineinzuführen schienen. Da er sich ferner schon früh mit der Idee der Aeneide trug, so wird er fleißig in jenen plutonischen Gegenden von Bajä und Kumä umhergestreift sein, die dem abergläubischen Volke als verrufen galten. Und wenn er nun mit dem Buche unter dem Arme den Monte Barbaro bestieg, der voller Geister saß; wenn er in die Höhlen am Avernus kroch, so unbefangen, als wäre er da zu Hause — wer anders konnte dergleichen wagen, als Einer, dem die Geister gehorchten? Erinnerte man sich doch nun auch, daß der Großvater des jungen Mannes — der vielleicht in verzeihlicher Eitelkeit den Flüstereien des Volkes absichtlich einigen Anhalt bot — Majus und daß seine Mutter Maja geheißen, was den Leuten natürlich als Magus und Maga galt. Und dann muß man sich noch an einen Umstand erinnern, den man erst vollständig zu würdigen weiß, wenn man selbst unter den Neapolitanern lebt. Virgil trat nämlich nicht zuerst als Dichter, sondern als — Pferdekenner und Roßarzt auf. Einige wunderbare Kuren im Marstalle des Kaisers, einige überraschende Urtheile über das Herkommen edel scheinender Pferde (die nach Donatus den über seine Ahnen etwas unruhigen Kaiser so frappirten, daß er den weisen Jüngling nach seinem eigenen Vater befragte) — solche Thaten und Aeußerungen waren es, die zuerst von ihm in's Publikum drangen, und die Neapolitaner müßten dazumal ein vollständig anderes Volk gewesen sein, als sie es heute sind, wenn sie dies nicht hätte geneigt machen sollen, dem fremden jungen Menschen das Aeußerste zuzutrauen. Mit ein paar glücklichen und überraschenden Pferdekuren könnte man, glaube ich, bei den Neapolitanern, welche die größesten Pferdenarren der Welt sind, noch heute zum Zauberer und Heiligen werden. Und nun kamen Virgils Gedichte an den Tag; aus den Eclogen erfuhr man, wie genau er mit den magischen Kräften, aus der Aeneide, wie genau er in der Unterwelt Bescheid wußte. Und diese

Gedichte, so stand in seinem Testamente, wollte er verbrannt wissen. Wie sonderbar stimmte das mit einem Befehle seines kaiserlichen Freundes überein, der alle Zauberbücher auf den Scheiterhaufen schickte! So war also, konnte man schließen, Virgilius davon überzeugt gewesen, daß sein Buch ein Zauberbuch sei; er hatte es selbst den Flammen überantworten wollen. Um so mehr beeilte man sich, dasselbe auf seine Zauberkraft zu prüfen, und wie sollte es den Erwartungen nicht entsprochen haben! Noch zu Kaiserzeiten wurde es als ständiges Orakel (sortes Virgilianae) benutzt; fanden doch auch die christlichen Lehrer die Gedichte, namentlich die Eclogen, voller Weissagungen auf Christus.

Nun kamen natürlich auch Leute, welche ganz genau wußten, wann und woher Virgilius seine Zauberkraft erlangt habe. Enenkel hat den Vorgang nach der Volkstradition, natürlich mit späteren Elementen versetzt, beschrieben:

Ich will nun sagen, wie er gewann,
Virgilius derselbe Mann,
Daß er konnte Zaubers viel;
Vor Niemand ich das hehlen will.
Ich sage zu Rechte
Von demselben Knechte,
Wie er den Zauber fand;
Das ist mir von ihm wohl bekannt.

In einem Weingarten hauet er
Gar viel nach seines Herzens Begehr.
Gar sehr er in die Erde schlug,
Daß es die Haue kaum ertrug.
So groß sein Hauen, sein Schlagen was,
Daß er kam auf ein Glas,
Das war von Teufeln also voll,
Daß ich es nicht sagen soll.
Das Glas er aus der Erde nahm.
„Viel Wonne ich in dem Glase han",
Sprach derselbe Virgilio:
„Ich will es hier behalten so;
Deß hab' ich Frommen und Ehre,
Wohin des Lands ich kehre."
Da sprach ein Teufel aus dem Glas,
Der darin verschlossen was:
„Virgilius, laß uns fahren,
Wir wollen dich bewahren
Vor aller Art von Leide;
Laß uns fahren auf die Heide.

Wir wollen dich Künste lehren viel,
Daß du hast Freude und Spiel
Immer bis an deinen Tod.
In diesem Glas ist große Noth:
Zweiundsiebzig ist unsere Schaar,
Wir sagen's sicherlich für wahr."
Da sprach Virgilius der Mann:
„Ich mich an euch nicht gelassen kann.
Lehrt ihr mich ganze Lehr',
So schwör' ich euch das sehr,
Daß ich das Glas zerbrechen will.
Lehrt mich Künste also viel,
Daß ich des Frommen gewinnen mag;
Ich schwör' euch noch an diesem Tag,
Daß dies Glas von meiner Hand
Zerbrechen müsse zuhand.
Zuhand die Teufel alle
Lehrten ihn mit Schalle
Die Zauberlist ohn' Arbeit,
Als sie noch in der Christenheit
Allenthalben umgeht,
Wer ohne Frevel den Zauber versteht.

Da er die Kunst von ihnen empfing,
Zu einem Steine er da ging.
Er brach das Glas und ließ sie fahren,
Die Teufel alle mit ihren Schaaren.
Zuhand gedachte Virgilio,
Ich muß ihre Kunst versuchen so,
Seit die Teufel sind von hinnen.
Nun getraue ich mir wohl zu gewinnen,
Beides, Ehre und Gut.
Wie wohl das meinem Herzen thut,
Daß ich Frommen und Ehr
Gewinne an Herzen sehr!"

Genug, Virgilius war nun ein Zauberer, und nachdem er in dieser Gestalt einmal in das Volksbewußtsein eingedrungen war, wuchs er darin zu immer größerer Bedeutung. Er wurde der geistige Vater und Lehrer aller Zauberer. Den älteren Klinsor macht die Sage geradezu zum Neffen Virgils, den Merlin bringt sie mit ihm in unmittelbare Berührung

Fragt man nun, wie lange Virgil in dieser merkwürdigen Gestalt im Bewußtsein des Volkes fortlebte, so darf man antworten: bis auf den heutigen Tag. Die directe Reminiscenz zwar hat sich nur sehr spärlich erhalten; sie möchte sich auf die beiden Thatsachen beschränken, daß das Volk

die mehrerwähnte Grotte für ein Werk des Virgil hält und auf den vordersten Vorsprung des Posilipo die sogenannte scuola di Virgilio, seine Zauberschule verlegt. Aber in einer anderen Gestalt lebt er, glaube ich, fort. Wir kommen da auf sonderbare Zusammenhänge und Uebergänge.

Daß Virgilius überhaupt einmal aus der öffentlichen Verehrung des Volkes verdrängt wurde, war das Werk der Kirche. Auch wußte es das Volk, daß ihm diese nicht hold war. Dies geht deutlich aus einer Geschichte hervor, die sich im Anhange zu dem (von Simrock neu herausgegebenen) Volksbuche verzeichnet findet. „Noch machte Virgilius", heißt es da, „den frommen armen Leuten zum Troste ein großes Feuer, daran sie sich wärmen mochten, und neben dem Feuer machte er zwei schöne aufwallende Brunnen, der eine war kalt, der andere warm, und in dem warmen sollten die armen Leute baden, von dem kalten sollten sie trinken. Und zwischen dem Feuer und den beiden Brunnen machte er ein Bild, an dessen Stirne stand geschrieben: „Wer mich schlägt, der schädigt die Stadt." Das Bild stand viele Jahre da; zuletzt kam ein Pfaffe und las die Schrift und gedachte bei sich: Was schädigt die Stadt? Ich glaube lieber, wenn ich dir einen Streich gebe, so finde ich einen Schatz unter deinen Füßen. Und darum wollte der Meister nicht, daß dich Jemand schlüge. Und also hob der Pfaffe seine rechte Hand und gab dem Bilde einen so freveligen Schlag, daß das Bild niederfiel und zerbrach. Und als das geschah, da erlosch das Feuer und versiegten die Brunnen und der Pfaffe fand keinen Schatz. Als das die frommen armen Leute hörten, da wurden sie traurig und leidig und schrieen Mord über den Pfaffen, der sie durch seine Habsucht ihres Heiles und Trostes beraubt hatte." Wir haben auch schon früher gehört, daß zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das wunderthätige Pferd des Virgilius auf Befehl des Erzbischofs vernichtet wurde. Dieser Act aber wird nur den endlichen Sieg in einem langwierigen Kampfe bedeutet haben, den die Kirche gegen einen heidnischen Zauberer führen mußte, welcher ungefähr so viel leistete, als alle christlichen Heiligen zusammengenommen. Denn bei diesen Heiligen kommt es in der Praxis ja weniger darauf an, was sie einst im Leben für sich waren — darin ist die Nebenbuhlerschaft gerade nicht so leicht —, als was sie nach ihrem Tode für den Nutzen der Gläubigen an Zeichen und Wundern vollbrachten; und in dieser Thätigkeit mußte man sie vor Concurrenz zu schützen suchen.

Aber mochte sich andererseits das Volk so leichten Kaufs einen wohlthätigen Zauberer entreißen lassen, der so ziemlich für alle seine Bedürfnisse aufkam? Der die Stadt vor dem Feinde und den Eruptionen des Vesuvs schützte, heilkräftige Bäder gründete, die Thore weihte, so daß kein Ungeziefer

in die Stadt kam, der die Pferde curirte, das Fleisch conservirte, und was dieser löblichen Erweisungen mehr war? Konnte ihm die Kirche dafür einen Ersatz bieten?

In der That, sie konnte es. Sie nahm eine ähnliche Substitution vor, wie sie schon früher zwischen Isis und Maria stattgefunden hatte: sie bot für den Zauberer Virgilius — den heiligen Januarius. Als das Pferd des Zauberers zum Einschmelzen verurtheilt wurde, in eben der Zeit holte man die Gebeine des Heiligen vom Monte Vergine bei Avellino (wo sonderbarer Weise auch ein Virgiliusgarten mit guten Kräutern war, der ehedem unter dem Schutze der Heilgöttin Cybele gestanden hatte) und brachte sie nach Neapel, um, wie König Ferdinand I. schrieb, „die unter dem Volke schon vorhandene Ehrfurcht vor dem heil. Januarius noch mehr zu verstärken." Es hatte nicht so viel zu bedeuten mit dieser Ehrfurcht; der Heilige war in Neapel wie auf dem Monte Vergine so gut wie vergessen, und man erinnerte sich seiner, als seine Gebeine entdeckt worden waren, jetzt nur als eines geschickten Kampfgenossen gegen den noch immer wuchernden heidnischen Aberglauben. Die Mönche vom Monte Vergine entschädigte man mit einem colossalen Marienbilde, und die Maria, welche Januarius zu Neapel aus ihrem Dome verdrängte, eben mit der Kirche der Mönche; Virgilius aber mußte ohne Entschädigung das Erz seines Pferdes für eine Glocke des heiligen Januarius hergeben.

Januarius mußte nun in die wichtigsten Functionen des Virgilius eintreten, nicht nur als heilkräftiger Heiliger (die Pferde übernahm, wie wir schon wissen, Antonius), sondern besonders als Schirmherr der Stadt. Aber man würde das Volk nur schwer überzeugt haben, daß das Protectorat der Stadt neuerdings vom Januarius ausgeübt werde, wenn man ihm nicht zeigen konnte, wie er es übte, und daß er es in ähnlicher Weise that, wie es Virgilius gethan. Dieser hatte die Stadt vermittelst einer Flasche und eines ehernen Mannes geschützt: was konnte Januarius dagegen aufweisen? Zwei Flaschen und einen silbernen Mann. Virgilius hatte in seine Flasche das Bild der Stadt Neapel, nach Anderen sein eigenes Abbild, gewissermaßen sein zweites Ich, gezaubert; in den Flaschen des Januarius (von denen früher Niemand etwas gehört hatte) war die eigentliche Lebenskraft des Heiligen selbst, war sein Blut eingeschlossen. Dieses zeigte sich, wie wir schon gehört haben, zum ersten Male zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, nämlich im Jahre 1495, lebendig. Gegen die Eruptionen des Vesuvs hatte Virgil, wie alle Welt wußte, einen ehernen Mann aufgestellt, und die Kirche hätte mit ihrem unsichtbaren Segen nur schwer dagegen aufkommen können. Sie machte also in Lebensgröße eine silberne Büste des Heiligen und stellte sie,

so oft die Stadt bedroht schien (die in Wahrheit aber niemals vom Vesuv bedroht wird, weil Tramontane wie Sirocco die Asche immer neben ihr vorbeiführen müssen), draußen vor das Thor dem Berge gegenüber auf. Nachdem nun der neue Protector seine Macht bei einigen Ausbrüchen siegreich bewährt, wird Virgilius allmählich vergessen worden sein; war ihm doch auch nie ein so prachtvoller Cultus eingerichtet gewesen, als er seinem Nachfolger zu Theil ward. Doch vergessen ward der alte Zauberer nicht eigentlich; er legte eben nur seinen Namen ab, nahm ein etwas asketisches Angesicht an und schlüpfte in den Mantel des Bischofs von Benevent. Darum sagte ich, Virgil lebe noch heute im Bewußtsein des Volkes fort.

7. Februar.

Ich besuchte heute die Kirche Santa Chiara, um die Madonna delle Grazie zu sehen, welche die Neapolitaner als ein Werk Giotto's preisen. Das Bild ist al fresco gemalt, aber jetzt wie ein Tafelbild eingerahmt; nur die Fleischtheile sind sichtbar, alles Andere ist mit Kronen, Herzen und sonstigen goldenen und silbernen Votivstücken zugedeckt. Die neapolitanischen Historiker behaupten, diese Madonna sei der letzte Rest von größeren Malereien, die Giotto in S. Chiara ausgeführt habe und die dann später mit Stuck und Tünche überzogen worden seien. Seit derselbe aller Orten als Begründer der neueren Malerei gepriesen wird, ist der Wunsch sehr begreiflich, daß sich auch hier — wohin König Robert der Weise den Giotto ausdrücklich berufen hatte — eine Spur seiner reichen Thätigkeit erhalten haben möchte; aber da ist nicht mehr zu helfen: die Neapolitaner haben sich diese kunsthistorische Ehre ein für allemal völlig zugetüncht. Denn diese gedunsene, ausdruckslose Madonna stammt sicher nicht von Giotto, und ich glaube, die fremde Kritik ist jetzt darin ziemlich einstimmig. Mit aller Höflichkeit kann sie auch nicht anders über die Madonna della Pietà urtheilen, die ganz bescheiden neben der Eingangsthür hängt und durch eine, wie es scheint, ziemlich neue Ueberschrift gewissermaßen in Reserve auch für eine Arbeit Giotto's erklärt wird. Der todte Christus hat ein recht kümmerliches gewöhnliches Gesicht; das der Madonna ist ganz verwischt.

Die im vorigen Jahrhundert ganz modernisirte Kirche hat ein Interesse nur durch ihre Königsgrabmäler. Es ruht hier hinter dem Hochaltare Robert der Weise, der einzige gute König, welchen das Haus Anjou dem Lande gegeben hat. Leider ist das in später Gothik würdevoll aufgebaute Monument, von dem zweiten Masaccio, dem Erbauer der Kirche, entworfen, durch den Hochaltar ganz verdeckt, so daß man kriechen und klettern muß, um es zu sehen. Rings umher noch andere Grabstätten von Mitgliedern

des Hauses Anjou, in dem nämlichen Stil aufgeführt. Wunderbar spielen darin gothische, byzantinische und romanische Elemente durcheinander. Hier sind auch die Gräber Karl Durazzo's und der Seinigen, desselben Karl, der die grausame, mit allen Verbrechen befleckte Königin Johanna, die Enkelin Roberts, dem sie im Jahre 1343 gefolgt war, im Kerker umbringen, dann öffentlich hier in Santa Chiara ausstellen und ohne Epitaphium verscharren ließ. Das Grabmal ihres ersten Gemahls, des von ihr ermordeten Andreas von Ungarn, hatten wir bereits im Dome gesehen.

„Wollen Sie auch das Grab der Königin sehen?" fragte unser uralter Führer. „Welche meint ihr?" „O, die Königin." Damit schloß er uns die Kapelle mit den Bourbonengräbern auf und führte uns an die Tomba Marie Christinens, der Mutter des vorigen Königs, genau die Stelle des großen Monumentes bezeichnend, die ihre Reste birgt. Wir mußten durchaus die Inschrift lesen; er hatte ja selbst der Bestattung beigewohnt. Wie das gesegnete Andenken einer einzigen Frau die Fehler einer ganzen Dynastie im Gemüthe des Volkes übertragen kann!

Merkwürdige Wandlungen von Robert dem Weisen an bis heute! Das Haus Anjou sammt seinen Adoptionen, die Arragonier, die spanischen Statthalter, die spanischen Könige, mit der Unterbrechung durch das Regiment der Fischer, das Haus Bourbon, die Revolution, die Reaction, die Napoleoniden, und wieder das Haus Bourbon und heute die Dynastie Savoyen! Ein so jäher und mannichfaltiger Wechsel — und S. Chiara erzählt erst vom Jahre 1310 an — konnte nicht ohne die tiefste Wirkung auf den Charakter eines Volkes bleiben, das ohnehin durch die Reize seines Landes nur zu sehr verlockt wird, zusammenhangslos dem Augenblicke zu leben. Erst jetzt, da es zum ersten Mal wieder seit Römerzeiten dem natürlichen Ganzen einverleibt ist, dem es durch Sprache, Sitte und Wohnsitz angehört, wird es zu einer charaktervollen Vertiefung seines politisch-sittlichen Bewußtseins gelangen können.

Wir wurden Angesichts dieser Denkmäler aus so verschiedenen Epochen auch wieder jenes armen Conradin von Hohenstaufen erinnert, dessen marmornes Standbild, von Thorwaldsen geformt, der vorige König von Baiern in der Kirche Maria del Carmine hat errichten lassen, der gegenüber er enthauptet und in welcher er bestattet wurde. Wie unschuldig und rein, mit welcher Idealität des Blickes der edle deutsche Jüngling in diese bewegte, lärmende, schreiende Welt schaut! Die Neapolitaner starren ihn an und wissen kaum, wer er ist. Ein abgethaner Eindringling! Ja, es war eine verhängnißvolle Erbschaft, die er antrat; denn italisches Volk wird sich von deutscher Art und Sitte schwer beherrschen lassen. Aber wären doch auch wir Deutschen

so rasch zur Hand, die Kehrseite dieses Satzes zu erweisen und die Reste italischer Herrschaft da zu brechen, wo sie noch so unheilvoll bestehen: in einem großen Bereiche der Kirche deutschen Gebietes!

9. Februar.

In wiederholten Besuchen haben wir noch eine Nachlese in Pompeji gehalten: man findet doch immer noch Neues, während man an dem öfter Gesehenen fast mit dem behaglichen Gefühl eines Einheimischen flüchtig grüßend vorübergeht. Die letzten Male haben wir die Stadt von der Gräberstraße aus betreten, wo der Tod im Tode sich so eigenthümlich ergreifend darstellt. Eines der ersten Gräber rechts ist das der Gladiatoren. Das Denkmal selbst, mit dem Columbarium darunter, erhebt sich an der Straßenseite eines kleinen ummauerten Höfchens; zu diesem führt von der Straße aus eine kleine Pforte, über welcher in Stuck geformte Gladiatoren in Relief angebracht sind. Sie sind zum Theil verwundet; das Blut, das aus den Wunden springt, ist roth auf den Grund gemalt, eine Verbindung von Malerei und Plastik, die auf ganz späte Entstehungszeit deutet. Auf einem der nächsten Monumente findet sich ein Bisellium in Relief abgebildet, eine zweisitzige Bank, wie wir sie im Museum in Bronze gesehen hatten. Sie war uns da durch ihre Höhe aufgefallen. Aber ganz natürlich: wem man die Ehre gestatten wollte (denn das Bisellium war eine Ehrenauszeichnung) sich für Zwei breit zu machen, dem mochte man auch gern zulassen, seiner Länge eine halbe Elle zuzulegen. Wie auf dem Grabsteine zu sehen — wo das Bisellium gewissermaßen wie ein Orden pour le mérite eingehauen ist — waren die Füße durch eine Fußbank gestützt; auf dem Sitze lag ein Polster. Die Denkmäler, die hier zur Verwendung kamen, wurden in der Gräberstraße selbst von einem Bildhauer gearbeitet, der unmittelbar vor dem Herculanerthore wohnte. Man sieht hier noch Stein- und Marmorblöcke liegen, die zum Theil schon in Arbeit genommen sind.

In die Stadt eingetreten untersuchten wir zunächst noch einmal das Straßenpflaster. Die Beobachtung, daß die Spurweite der Wagen so auffallend schmal gewesen sei, ist nicht richtig; man hat zwei Gleise zusammengenommen, die nicht zu einander gehören. Die Straße zeigt nämlich zwei Wagenspuren, deren Breite sich zu zwei Dritteln deckt; während also die äußeren Gleise dicht unter dem Trottoir liegen, laufen die inneren mitten auf der Straße ziemlich nahe neben einander. Das Ausweichen freilich war nicht auf allen Straßen zu bewerkstelligen; man muß annehmen, daß ein bestimmtes Herkommen oder eine Vorschrift bestand, welches die Circulation straßenweise regelte, so daß man in der einen Nebengasse nur in dieser, in der

andern nur in jener Richtung fuhr. Auch mochten wohl die Schellen, die man an den Skeletten der Maulthiere findet, durch ihr fortwährendes Signalisiren eben dazu dienen, die Passage zu regeln. Daß übrigens die Straßen so eng gebaut wurden, geschah, um so viel wie möglich die Sonne auszuschließen. So enge Gassen hatte auch das alte Rom gehabt, und man nahm es dem Kaiser Nero nach dem Brande sehr übel, daß er breitere anzulegen befahl.

Auch dem Aeußern der Häuser konnten wir jetzt mehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Bei den Läden entdeckten wir, und zwar bei einer großen Anzahl, die wir näher betrachteten, in der Steinschwelle eine gemeißelte Fuge, die zur Einlassung einer beweglichen Holzwand diente; sie hört auf, wo die eigentliche Schwelle für die sehr schmale Thür beginnt. Jedenfalls wurden die Bretter der Holzwand, mit welcher man Nachts das Gewölbe zustellte, Tags über bei Seite gesetzt. Neuerdings hat man einen Gypsabguß von einer solchen Holzwand gewonnen; die Bretter erscheinen darin nicht neben-, sondern ein wenig übereinander geschoben. Das Gemäuer der Häuser war uns hie und da durch eine Analogie des modernen Ziegelbuntbaues auffällig; eine rothe poröse Schlacke hat man benutzt, um in das sonst graue Material einfache Muster einzulegen. Von großem Intresse ist ein sonst unscheinbares Häuschen durch einen Ausbau der zweiten Etage, der sich lediglich durch die Festigkeit seines Estrichs erhalten hat. Die ausgelegten Balken nämlich, auf denen er ruhte, sind verschwunden, aber der Boden (Mörtel und Ziegelstein) bewahrte seinen Zusammenhang; so ließen sich denn auch die zerbrochenen Seitenwände wieder zusammensetzen. Der Ausbau ist kein Balkon wie er wohl bezeichnet wird, sondern die Ausladung eines Stockwerkes, das ohne dieselbe zu eng geworden wäre; er liegt nicht vor einem Zimmer, sondern gehört zu einem solchen. Ein Peristyl, in das wir eintraten, war uns interessant durch ein Stück des Architravs, das sich über den Säulen erhalten hat. Es zeigt, daß die Wasserspeier, in Abständen von ungefähr 1½ Fuß vertheilt, rings herumgingen; das Wasser, welches ihnen entströmte, wurde durch die in den Boden eingelassenen correspondirenden Rinnen aufgefangen und der Cisterne oder der offenen Piscina zugeführt; es konnte somit nirgends, auch bei starken Regengüssen, überlaufen und weder den Hof verunreinigen, noch selbst Schmutz aufnehmen. Das Regenwasser war damals wie heute in diesen Gegenden ein kostbarer Gegenstand. Auch die Stadt selbst wandte der Sammlung und Vertheilung desselben die größeste Sorgfalt zu. Brunnenkästen findet man an den meisten Straßenecken; in der Nähe dahinter stehen aufgemauerte Pfeiler, welche auf der einen Seite eine Nuth haben, in welcher die Röhre herabging, die dann über dem Brunnenkasten aus einem Kopfe

mündete. Der Zusammenhang der ganzen Leitung ist nicht ersichtlich, weil die Pfeiler nur zur Hälfte erhalten sind. Jedenfalls wird man in dem weiter landeinwärts gelegenen Theile der Stadt, der noch zugedeckt ist, auf die Reservoirs treffen. Eins, das jetzt schon bloßgelegt ist, befindet sich über den Theatern; es enthielt das Wasser zum Besprengen der leinenen Bedeckung des großen Theaters und mag auch die Nachbarschaft mit dem nöthigen Bedarf versorgt haben.

In zwei Häuser traten wir noch zu näherer Untersuchung ein. Das eine, nach einem der daselbst gefundenen Bilder das der Ariadne genannt, hat, wie wir das schon öfter gesehen hatten, zwei Atrien; hier liegen sie aber einander gegenüber an zwei parallel laufenden Straßen. Besonders interessant wurde es uns durch eine Anzahl von Genrebildchen, die man an Ort und Stelle belassen hat. So entdeckten wir ein Pendant zu dem im Museum befindlichen Bildchen „Wer kauft Liebesgötter?“ Ein Alter hat hier die Kleinen gesammelt und pfercht sie zum Transport in den Gitterkorb. Andere Bilder stellten in zusammenhängender Reihe einen Kampf zwischen Zwergen und Kranichen dar; die dickköpfigen Figürchen zeigen die possirlichsten Stellungen. Das zweite Haus war das des Siricus, auf dessen Schwelle durch ein Salve lucrum der Gewinn willkommen geheißen wird, offenbar das Eigenthum eines begüterten gut lebenden Kaufmannes. Indem wir mit den Blicken die ungewöhnliche Höhe der Zimmer zu bemessen suchten, wurden wir durch einen verwunderten Aufschrei unserer Damen vor ein Bild gerufen, in dem sie einen Engel erkannt zu haben meinten, der ein Kreuz im Arm herabtrüge. Ein Kreuz? Zeitlich unmöglich war die Sache ja nicht. Im Jahre 60 gab es eine kleine Christengemeinde in Puteoli, warum nicht auch hier? Und dann sah man nicht weit von diesem Bilde ein anderes, das einen Genius oder Engel mit der Palme darstellte. Sollte der Kaufmann, der sein Haus mit keinem besseren Spruche glaubte zieren zu können, als mit dem Salve lucrum, und der nach dem übrigen Zimmerschmuck zu urtheilen, ein ganz lustiger Bruder aus der „guten alten“ Heidenzeit war, sich doch zu dem ernsten Symbole des Kreuzes bekannt haben? Alles möglich — aber leider war das Kreuz ein umgekehrtes Schwert, wie an dem Scheidenknopfe ersichtlich wurde. Uebrigens ist man in Pompeji schon auf eine indirecte Spur des Christenthums gestoßen. In der Casa del Orso findet sich nämlich ein Graffitto des Sinnes: „Freue dich des Feuers, Christ!“

Es blieben uns nun noch die höchst umfangreichen Thermen zu besichtigen, welche die Ecke der Strada della Abundanza und di Stabia bilden und die erst im J. 1862 unter Fiorelli bloßgelegt sind. Sie sind, wie

fast Alles, was seit 1860 ausgegraben ist, recht gut erhalten, zum Theil mit ihren Gewölben; man ist jetzt vorsichtiger bei der Arbeit und weiß den nachträglichen Einsturz der Mauern und Decken zu vermeiden. Die Baderäumlichkeiten liegen auf drei Seiten eines freien Platzes, der auf zweien einen Portikus hat. Er diente zu gymnastischen Uebungen. Das Bad selbst theilt sich in ein Männer- und ein Frauenbad, jedes mit mehreren gesonderten Eingängen. Die einzelnen Räume sind in beiden dieselben, so daß man wohl nur an den aufgefundenen Toilettegegenständen hat unterscheiden können, welches für die Einen und welches für die Andern bestimmt war. Für die Männer war aber noch besonders ein offenes Bassin auf einer Seite des Hofes und ein von Unten zu heizender Raum bestimmt, in welchem sie sich von den Salben und dem Staube der Arena säubern konnten. Im Uebrigen hat jede Abtheilung ein geräumiges Auskleide- und Wartezimmer (Apodyterium), ein kuppelförmig gebautes kaltes Bad mit Bassin und Douche (Frigidarium), ein warmes Bad (Tepidarium) und ein Schwitzbad (Sudatorium). Alle diese sehr ausgedehnten Räume sind gewölbt oder gekuppelt und empfangen ihr Licht durch Oeffnungen in der Decke, die mit Fenstern zu schließen waren. Die beiden warmen Bäder haben an der Wand in mittlerer Höhe eine Reihe vorn offener Schränke (in dem einen Zimmer mit kleinen Atlantiden von Terracotta verziert), jedenfalls zur Aufnahme der Abreibetücher, Salbenbüchsen u. s. w. bestimmt. Diese Räume, sowie die Schwitzbäder haben doppelte Wände, die letzteren auch hohle Fußböden: eine Vorrichtung, die zur Circulation der Dämpfe diente, welche man in großen, den beiden Abtheilungen des Hauses gemeinschaftlichen Oefen erzeugte. Um die Höhlung der Wände herzustellen, hat man Ziegelplatten benutzt, die auf der einen Seite mit mehreren drei Zoll langen Füßen besetzt sind; mit diesen sind sie, unter einander wohl verbunden, gegen die äußere Mauer gestemmt und dann festgeschraubt. Ihre dem Zimmer zugekehrte Fläche wurde mit Stuck überzogen. Der Fußboden ruhte auf vielen zwei Fuß hohen Pfeilern von Ziegelstein. Dampf sowohl wie Wasser wurden durch bleierne Röhren geleitet, die sich zum großen Theil erhalten haben; das Wasser kam jedenfalls aus dem Sarno, der in unmittelbarer Nähe am Gebäude vorüberfließt. Seinen Stuckverzierungen nach zu schließen ist das Gebäude erst sehr spät errichtet oder wenigstens so ausgebaut worden, wie es jetzt dasteht; die ganze Ornamentik, besonders die der Hofwand, welche man sehr häufig abgebildet findet, zeigt den Geschmack der Kaiserzeit. Sie gleicht ganz derjenigen des Isistempels und erinnert so eigenthümlich an die Hervorbringungen unserer eigenen Roccocoperiode. Wäre Pompeji ein halbes Jahrhundert später verschüttet worden, so würden wir alle seine öffentlichen

Gebäude mit diesen Stuckornamenten bedeckt finden; nun aber wurde es mitten in seiner Umwandlung aus dem alten einfacheren in den neuen phantastischen Stil unterbrochen, und an den meisten der großen Bauwerke sehen wir jetzt nur, was man beabsichtigte und in welchem Geschmacke man die Schäden des Jahres 63 herzustellen gedachte.

Durch alle diese Ruinen wandelnd fühlt man sich immer und immer wieder von der Betrachtung der öffentlichen und privaten Einrichtungen, wie sie einst für dauernden Bestand gegründet waren, auf jenen letzten Tag herabgedrängt, an welchem das ganze Leben dieser Stadt mit all seinen Zwecken und Mitteln auf einmal und für immer stille gestellt wurde; immer wieder sucht man von allen Seiten in die Seelen, in die letzten Schreckensgefühle derer einzudringen, die jenen Tag als ihren letzten zu erdulden hatten. Wir wohnten daher gern und häufig dem Acte der Ausgrabung selbst bei, um uns von der Art und Weise der Verschüttung zu unterrichten und uns den Moment zu vergegenwärtigen, wo die Stadt dem Lichte entzogen wurde, dem sie jetzt zurückgegeben wird.

Die Stelle, wo jetzt gegraben wird, ist nicht weit von den neuen (den sogenannten Stabianer) Thermen. Man legt augenblicklich die Straße bloß, die von der Stabianerstraße nach dem Amphitheater führt, welches, ohne Zusammenhang mit den übrigen Ausgrabungen, schon im vorigen Jahrhundert aufgedeckt wurde. Die Arbeit wird von etwa fünfzig Menschen eifrig, vorsichtig, aber doch im Ganzen ziemlich unpraktisch und in unrichtiger Vertheilung betrieben. Die Träger haben sehr viel, die Gräber fast nichts zu thun, da der Schutt zum großen Theil fast von selbst herabfällt; sie stehen also ziemlich müßig und man hätte ihre Zahl reduciren, die der Träger vermehren sollen. Das Haus, welches gerade in letzter Zeit vom Schutt befreit wurde, war kein interessantes; es erwies sich als ein Pferdestall. Die Fenstergitter waren erhalten, auf dem Pflaster fand man Hufeisen. Belehrend war es aber, die Schuttprofile zu betrachten. Ganz zuerst hatte der Vesuv Steine ausgeworfen, Bimssteine und schwärzliche poröse Schlacken, meist in kleinen Bröckchen („jam pumices etiam“ sagt Plinius, „nigrique et ambusti et fracti igne lapides“). Durch die Last dieser rapilli wurden, wie wir in mehreren nur vorn bloßgelegten Häusern der Strada della Fortuna deutlich hatten sehen können, die Dächer eingedrückt. Einige stürzten auch durch die Erdstöße zusammen. Die Personen, die sich noch in den Häusern befanden, wurden so erschlagen. Die Andern, welche sich in dieser Zeit zu retten versuchten, konnten noch wohl durchkommen, da die Steinchen doch nicht schlimmer als etwa ein starker Hagel wirkten; Einzelne mochten durch größere Steine wohl getödtet werden. Nun aber kam eine feine Asche, welche

die ganze Luft erfüllte. Wer jetzt, um sich vor dem Einsturze der Häuser zu retten, auf die Straße lief, mußte ersticken; so erging es Denen, deren Leiber man jetzt im Museum in Gyps abgeformt sieht. Sie lagen über der Geröllschicht in der feinen Asche, die dann durch die von Oben eindringende Feuchtigkeit sich zu einer plastischen Masse verband. So nahm der Vesuv selbst die Formen von den Körpern im Moment, da er sie tödtete. Diese zuerst erkannt und benutzt zu haben, ist ein Verdienst des gegenwärtigen Direktors der Alterthümer, Herrn Fiorelli. Er ließ einige Aschen-Höhlungen, auf welche man unmittelbar über der Bimssteinschicht traf und deren man schon viele arglos zertrümmert haben mochte, mit Gyps ausgießen, und als die Masse getrocknet und herausgeschält war, zeigte sich, daß man menschliche Figuren vor sich habe. Man hat jetzt deren sieben gesammelt und hofft auf der Straße nach Stabiä, wohin die Hauptflucht ging, noch eine große Menge zu finden. Ihr Anblick ist zunächst durch Mangelhaftigkeit und Unförmlichkeit verwirrend, da die Abdrücke nicht ganz rein herausgekommen sind. Man muß sich nämlich vorstellen, daß die sterbenden Körper durch Asche eingehüllt wurden und daß diese durch darüberfluthende Gewässer conglomerirte; indem nun aber die Körper in Verwesung geriethen und so die Form nicht mehr füllten, die sich über ihnen wölbte, bröckelten einzelne Partieen derselben nach oder fielen mit der anklebenden Haut herunter. So erscheinen manche Theile des Körpers im Gypsgusse wie mit einer Kruste bedeckt. Dann aber ist der Gyps auch nicht überall hingedrungen, und in Folge dessen kommt an einigen Stellen statt des Hautabdruckes das Skelett zu Tage, das sich innerhalb der Form recht gut erhalten hat. Hat das Auge dies Zuviel und Zuwenig corrigirt, so wird der Anblick zu einem traurigen und höchst ergreifenden. Wir sahen vier solcher Figuren: die einer jungen Frau, von der die linke Hand (mit einem Ringe) und einzelne Partieen der Beine vollkommen gut abgedrückt sind; einer alten Frau und eines ganz jungen Mädchens, die neben einander liegen. Das junge Mädchen liegt mit dem Gesichte auf dem linken Arme und hat das Gewand über den Kopf weggezogen; die Alte hat man an den großen Ohren für eine Sklavin, etwa die Wärterin des Mädchens, erkennen wollen. Die vierte Figur ist die eines Mannes, dessen Gesicht sich besonders gut abgedrückt hat: ein grobknochiges Gesicht mit einem Schnurrbart. Der Mann liegt auf dem Rücken, und Marc-Monnier hat ihn deshalb zu einem Krieger machen wollen, der mit entschlossener Mannhaftigkeit dem Tode in's Auge sah. Aber daß er so schwer kämpfte, wie jene junge Frau, geht daraus hervor, daß seine Gewänder — wie es bei ihr der Fall ist — in Folge der krampfhaften Bewegungen der Beine sich auf dem Unterleibe formlos zusammengeballt haben.

Er vergaß auch das Haupt zu verhüllen. Es bedarf solcher Geschichten nicht, um unser ganzes Mitgefühl aufs Tiefste aufzuregen.

Diese armen Verschütteten zeigen in ihrer meist feingliedrigen Gestalt ganz den Typus der gegenwärtig hier wohnenden Bevölkerung. Neuerdings hat man die Schädel einer Anzahl von Skeletten — man fand namentlich sehr viele im Junotempel — gemessen und finden wollen, daß sie um ein Weniges stärker seien, als die der heutigen Campanier; ich weiß aber nicht, ob das benutzte Material zu einem solchen Schlusse schon ausreicht.

Wie die Flüchtenden umkamen, davon hat uns der jüngere Plinius in dem bekannten Briefe an den Tacitus ein Beispiel aufbewahrt. Sein Oheim war von Misenum aus auf einem Vierruderer nach Stabiä zum Pomponianus gefahren, nachdem er in Rectina, wohin er ursprünglich gewollt hatte, nicht mehr hatte landen können. Er hatte, um die Geängsteten durch seine eigene Ruhe zu beruhigen — die Sache war ihm selbst neu, sonst hätte er nicht so gehandelt — gebadet, ganz fröhlich gespeis't, endlich gar dictirt und sich zum Schlummer niedergelegt. Nun konnte es Pomponianus nicht weiter ruhig mit ansehen. „Denn der Platz, von dem aus man zu seinem Zimmer gelangte, hatte sich bereits so durch Asche und Bimssteine aufgefüllt, daß, wenn er noch länger im Schlafgemache geblieben wäre, er nicht mehr hätte herauskönnen. Er wurde geweckt, trat heraus und überließ sich dem Pomponianus und den Uebrigen, welche Wache gehalten hatten. Sie berathschlagen nun gemeinschaftlich, ob sie im Hause aushalten oder im Freien ihren Weg suchen sollen. Denn die Häuser wankten durch häufige und gewaltige Erschütterungen und schienen, wie von ihrem Grunde losgelös't, jetzt hierhin, jetzt dorthin zu wandern oder sich zu bewegen. (Eine von den Uebertreibungen des jüngeren Plinius.) Andererseits fürchtete man unter freiem Himmel den Hagel der Bimssteine, wenn sie auch leicht und porös waren. Doch läßt die Vergleichung der Gefahren Dieses wählen. Und bei ihm kämpft dabei Ueberlegung und Ueberlegung, bei Andern Furcht und Furcht. Sie legen nun Kissen auf die Köpfe und binden sie mit Leinentüchern fest; dies gab einen Schutz gegen das, was von Oben herabfiel. Schon war es Tag anderwärts, dort aber eine Nacht, schwärzer und dichter als alle Nächte; doch suchte man sie durch zahlreiche Fackeln und verschiedene andere Lichter aufzuhellen. Man beschloß an's Ufer zu gehen und aus der Nähe zu sehen, ob das Meer jetzt die Fahrt gestatte; aber es blieb noch wild und zuwider. Dort legte er sich auf ein hingeworfenes Laken, forderte zu wiederholten Malen Wasser und trank. Dann trieben die Flammen und der Vorbote der Flammen, der Schwefelgeruch, die Andern in die Flucht, ihn veranlaßten sie zum Aufstehen. Auf zwei Sklaven gestützt erhob er sich, brach aber so=

gleich zusammen, — wie ich vermuthe, weil ihm der dichtere Rauch den Athem benahm und die Brust verschloß, die bei ihm von Natur schwach und enge und häufig beklemmt war. Als es Tag geworden (der dritte von dem, den er zuletzt gesehen hatte), fand man seinen Körper heil und unverletzt und bedeckt, wie er angezogen gewesen war: das Aussehen mehr dem eines Schlafenden, als eines Gestorbenen ähnlich." Das Letztere kann man von Denen, deren Todtenmaske wir gesehen haben, nicht behaupten: sie sind schwerer gestorben, als der beleibte und engbrüstige Plinius.

Auffällig ist mir in der Erzählung des Neffen, daß er (vor der Stelle, die ich hier übersetzt habe) von einem Winde redet, der vom Meere gegen das Land geweht und die Stabianer an der Abfahrt gehindert habe, während offenbar, nach der Verbreitung der Asche zu urtheilen, eine Tramontane, d. h. ein Landwind geherrscht haben muß. Doch ist der Widerspruch jedenfalls nur scheinbar, und auch dieser Schein würde nicht existiren, wenn Plinius nicht so affectirt kurz wäre. Erst herrschte ein Vento di Mare, dann — in jener Zeit, als der Schwefelgeruch und die empfindlicher werdende Hitze die am Ufer Säumenden zu schleunigem Aufbruch mahnte — sprang er um und trieb die Asche über Pompeji, Stabiä, die Landzunge von Sorrent und über das vorliegende Meer bis nach Capri. Denn daß auch dieses bedeckt wurde, erwähnt Plinius in seinem zweiten Briefe an den Tacitus, in welchem er über seine und seiner Mutter Erlebnisse während der Eruption Nachricht giebt.

Am Schlusse unserer Wanderung besuchten wir noch das Amphitheater, welches am südöstlichen Ende der im Oval gebauten Stadt gelegen und mit dem benachbarten Forum boarium isolirt ausgegraben ist. Es hat drei Ränge, die durch zwei Galerieen geschieden sind, und im Ganzen 30 Reihen Sitzplätze mit 97 Ausgängen. Gegen 20,000 Menschen mochten hier Platz haben; die Frauen saßen Oben in bedeckten Logen, zu denen sie durch einen bedeckten Corridor gelangten. An der Construction der Sitzplätze ist bemerkenswerth, daß hinter den Sitzen eine Vertiefung umläuft, in welche die nächst höher Sitzenden die Füße stellten; jedenfalls sollten durch diese Einrichtung unangenehme Collisionen der Oberen mit den Unteren vermieden werden. In diesem Amphitheater, das nicht lange vor der Verschüttung der Schauplatz einer tüchtigen Rauferei zwischen den Pompejanern und den Einwohnern von Nocera war, wurde gerade, als der Vesuv zu speien begann, eine Vorstellung gegeben; denn man fand hier außer einigen menschlichen Skeletten auch die von acht Löwen und einige Gladiatorenwaffen.

Nicht ohne Schmerzen nahmen wir nun Abschied von der merkwürdigen Stadt, die uns so vielfache Belehrung und so mannichfache Anregung für

Geist und Gemüth gewährt hatte. Hätten wir noch rasch die Hülle, die den größeren Rest der Stadt bedeckt, abheben können! In nicht gar langer Zeit wird es geschehen sein. Der König hat ein lebhaftes Interesse für die Ausgrabungen; er hat jetzt auch, unter Bewilligung von 30,000 Francs, befohlen, mit der Bloßlegung von Herculanum wieder vorzugehen, wo man nach den bisher gemachten Erfahrungen noch reichere Ausbeute an Kunstwerken zu machen hofft, als in Pompeji. Wenn man doch auch einen Theil der Mittel anwenden wollte — oder man sollte dazu im Auslande sammeln — um ein pompejanisches Haus ganz und gar wiederherzustellen und aus den reichen Vorräthen des Museums mit allen den Geräthen zu versehen, die es enthalten hat, als es noch im Gebrauche war! Dazu die Personen, die es bewohnten, in ihrer eigenthümlichen Tracht nachgebildet: es müßte ein ergreifender und die Phantasie überwältigender Anblick sein.

11. Februar.

Eine vortreffliche Abhandlung des Malers Otto Donner „über die antiken Wandmalereien in technischer Beziehung" (Wolfgang Helbigs Beschreibung der campanischen Wandgemälde vorgebunden) hat uns nun Aufklärung über die Technik verschafft, deren sich die Maler von Herculanum und Pompeji bedienten. Donner faßt die Resultate seiner sehr umsichtig geführten Untersuchung folgendermaßen zusammen: „Alle an pompejanischen Malereien, Fragmenten und Farbstoffen gemachten Analysen stimmen, mit Ausnahme der Geigerschen — von welchen ich dargethan habe, daß einige derselben höchst wahrscheinlich an Stücken mit modernem Wachsfirniß angestellt wurden —, darin überein, daß sie kein Wachs nachzuweisen vermochten, ausgenommen in einem Zinnoberanstrich, bei welchem sich dessen Vorhandensein durch die Kausis erklärt, und daß also durch die Analysen unter den uns erhaltenen Gemälden kein Beispiel der von Plinius erwähnten ersten Art der eigentlichen enkaustischen Malerei nachgewiesen werden konnte. Dagegen geben uns die Funde von Utensilien, Ingredienzien und Farben Aufschluß über die von Plinius erwähnte (zu Anstrichen verwandte) dritte Art der enkaustischen Malerei und zeigen, daß in derselben Harze sowohl als Wachs verwendet wurden. Aus allen Analysen ergiebt sich zweitens übereinstimmend, daß sich in den alten Malereien keine anderen Farben als solche verwendet finden, die wirkliche Frescofarben sind, also weder vegetabilische noch animalische, mit Ausnahme jener Rosafarbe, des muthmaßlichen Purpurissums, von welchem ich gezeigt habe, daß es a tempera aufgetragen wurde.... Nur Geiger und Chevreuil haben in einigen Fragmenten Spuren organischer Bestandtheile entdeckt, die sie als von einem organischen Bindemittel herrührend betrachteten.

Doch sind, wie ich gezeigt habe, diese Resultate zweifelhafter Natur; auch blieb die Art des Bindemittels unklar. Dagegen haben die Analysen von Chaptal, Davy und John sowohl in Farbentöpfen wie an Malereien weder thierischen Leim noch Härze oder Gummiarten, noch käsige oder ölige Stoffe, noch Eitempera aufzufinden vermocht. Wir sehen also, daß, wenn auch in Pompeji antike Tempera-Wandmalereien gewesen sein sollten, deren Erhaltung ich an trockenen Orten für möglich, an nassen aber für nicht möglich halte, so haben doch solche bis jetzt noch in keiner Weise ermittelt werden können. Viele Umstände aber berechtigen uns zu der sichern Annahme, daß Temperamalerei bei den alten Wandmalereien als Aushülfe und als Retouche angewendet worden ist." In Betreff der weit überwiegenden Mehrzahl der erhaltenen Bilder ist Donner der Meinung, daß sie, sowohl die mit farbigen als die mit weißen Gründen, al fresco gemalt sind. Aber die antike Frescotechnik wich von der modernen in der Zubereitung des Malgrundes sehr wesentlich ab. Donner hat nachgewiesen — und unsere Frescomaler sollten dies zum Vortheil ihrer Praxis lesen — daß die Maler von Pompeji die Wand, auf der sie malen wollten, genau nach der Vorschrift des Vitruv herstellen ließen. Dieser verlangt nämlich, daß außer der ersten groben Berappung drei Lagen Sandmörtel und auf diese drei Lagen Marmormörtel gelegt werden, welche successiv immer feinere Marmorstückchen als Zuschlag erhalten. Eine jede dieser sechs Lagen wird auf die untere aufgetragen, gerade wenn dieselbe zu trocknen beginnen will, und die drei letzten müssen mit Hölzern geschlagen werden, damit sich ihre Masse so viel wie möglich verdichte. „Wenn die Wände demnach", fügt Vitruv hinzu, „mit drei Lagen Sandmörtel und ebenso vielen Lagen Marmormörtel beworfen sind, so werden in ihnen weder Risse noch andere Fehler entstehen können; sondern sie geben, vermöge ihrer durch das Schlagen mit Hölzern verdichteten und durch den steten Glanz der Marmortheilchen glatten Masse, nachdem auch bei dem Poliren die Farben aufgetragen worden sind, einen leuchtenden Schimmer von sich." Der so präparirte Anwurf ist nun $2^1/_2$ mal so stark als der, den man heutzutage anwendet; er muß also auch bei Weitem länger feucht bleiben und in Folge dessen auch viel länger im Stande sein die aufgetragenen Farben zu binden. Wenn man auf dem jetzt beliebten mageren Grunde nur einen Tag lang arbeiten kann, so durfte der pompejanische Maler sich eine Fläche anwerfen lassen, auf der er vier Tage zu thun hatte. Er konnte nun auch, indem er auf die stärkere Bindekraft des dickeren Grundes rechnen durfte, mehrere Schichten von Farbe übereinander setzen. Hierbei mußte er aber, um die Farben nicht ineinander zu bringen, ungemein rasch und leicht verfahren, auch die oberen Schichten sehr pastos auftragen, und

daraus erklärt sich zum Theil die ungemeine Keckheit der Pinselführung. Dieser weiche, dicke und fett aussehende Farbenauftrag wurde auch ermöglicht durch das Weiß, welches als Mischfarbe zur Anwendung kam. Donner hat es als das parätonische Weiß erkannt, welches Plinius beschreibt und das man für einen mit Schlamm verdickten Meerschaum hielt. In dem ungeschlämmten Stücke, welches sich im Museum befindet, zeigen sich die Abdrücke ganz kleiner ausgefallener Muscheln.

Um die Behauptungen des gelehrten Malers, die mir sehr einleuchteten, vor den Bildern zu prüfen, ging ich heute noch einmal in's Museum. Was sich ohne eigentliche Untersuchung erkennen ließ, bestätigte sie durchaus. —

Noch einmal durcheilte ich dann die reichen Säle. Auch hier hatten wir täglich neue Entdeckungen gemacht, und von wie Vielem sollte ich noch berichten. Wenigstens das Eine und Andere muß ich noch nennen. So die herrliche Alexanderschlacht, die größeste der in Pompeji gefundenen Mosaiken und jedenfalls die schönste von denen, die bis jetzt überhaupt an's Tageslicht gekommen sind. Man ist ganz frappirt von diesem Bilde; etwas Stilvolleres kann man nicht sehen. Welch eine mächtige Wirkung und wie einfache Mittel! Der Feldherr der Perser liegt am Boden, von Alexander durchbohrt, der unaufhaltsam vorwärts stürmt: auf diesen Vorgang bezieht sich Alles. Auf einem Streitwagen steht ein persischer Mann, von namenlosem Schrecken über den Sturz des Befehlshabers erfüllt; man bezeichnet ihn als den König, obschon er keine königlichen Insignien trägt, und er mag schwerlich für etwas Anderes zu nehmen sein. Hart an der Seite des Wagens steht ein Mann neben seinem (wundervoll verkürzt gezeichneten) Pferde, mit einem Fuße noch im Bügel; es mag der Stallmeister sein, der dem Könige sein Pferd zu rascherer Flucht anbietet; vielleicht ist er auch herabgesprungen, um dem Gefallenen noch beizustehen, denn nur auf diesen wendet er den entsetzten Blick. Mit unvergleichlicher Meisterschaft ist in den Gesichtern der Perser die Empfindung des Schreckens individualisirt; wie der Eine den König zu rascher Flucht mahnt, die Andern im vollen Gefühle von der Bedeutung des Verlustes vollkommen starr sind, die Dritten sich schon zur rasenden Flucht wenden. Diese großen Augen, diese ausdrucksvollen Hände! Alles sammelt und verbindet sich zu dem einen Ausdrucke: Alles verloren! Ich wüßte kein zweites Schlachtenbild von so concentrirter Handlung bei solcher Fülle individuellen Lebens; eine Melancholie athmet diese Darstellung, die nicht zu beschreiben ist. Mir kommen immer, wenn ich sie betrachte, jene Worte des Boten aus den Persern des Aeschylos in den Sinn:

Weh euch, der ganzen Asia Burgfesten ihr,
Weh, Land der Perser, edlen Reichthums weiter Port!
Wie ist in einem Schlage nun die stolze Pracht
Zertrümmert; Persiens Blüthe welket abgeknickt!

Die linke Seite des Bildes, wo die Macedonier erscheinen, ist leider sehr stark beschädigt, und auch in Betreff dessen, was sich da erhalten hat, möchte ich mit Adolf Stahr der Meinung sein, daß es nicht mehr ursprüngliche Arbeit, sondern Restauration sei. Denn das Gesicht Alexanders ist gegenüber den Physiognomieen der Perser ziemlich unbedeutend, auch scheint es mit gröberen Stiften gelegt zu sein, als die übrigen Partieen des Bildes, die von seltener Feinheit der Arbeit sind.

Ein anderes Mosaikbild stellt eine Scene in der Theatergarderobe dar. Der Chorführer oder Dichter scheint noch einmal Instructionen zu geben, Masken und Rollen liegen neben ihm. Ein Schauspieler kleidet sich mit Hilfe eines Dieners an, andere sind halb fertig. Ein anderes Bildchen, das man für die Scene einer Komödie ausgeben will, scheint mir das antike Gegenstück eines modernen Kaffeeklatsches zu sein: drei die Köpfe zusammensteckende grinsende weibliche Gestalten an einem Tische sitzend, auf welchem Gläser stehen. Von großer Farbenschönheit ist ein Bild, auf dem allerhand Seegethier dargestellt ist, Krokodile, Nilpferde und dergleichen; Enten, die auf dem See schwimmen, fressen Lotosblumen. Eine Katze, die ein Rebhuhn gepackt hat, zwei Hähne, die mit einander zu kämpfen im Begriff stehen, sind von großer Naturwahrheit.

Heute besuchte ich auch die Sammlung der Papyrusrollen, die einen besonderen Saal einnimmt. Die Rollen, die nicht von der bei Plinius beschriebenen gefütterten Art, sondern nur zu einseitiger Beschreibung eingerichtet sind, erscheinen zusammengeschrumpft und verkohlt, aber die Schrift kann man, wenn man sie gegen das Licht hält, noch lesen. Schwierig ist es nur die Rollen zu entfalten; doch ist diese Manipulation durch ein vom Pater Antonio Piaggio erfundenes Verfahren sehr erleichtert. Man beklebt nämlich die unbeschriebene Rück- und Außenseite der Schriften mit einer Art von ganz feinem Glanztaffet und heftet diesen an die Hakenschnürchen einer kleinen Windemaschine, vermittelst deren man dann das Volumen langsam entrollt; indem man nun die Rückseite immer weiter beklebt, giebt man den zerbröckelnden Fragmenten eine neue dauerhafte Verbindung. Auf diese Weise hat man jetzt mehrere hundert Manuscripte glatt gelegt; ihr Inhalt ist durch Mazzocchi, Carcani, Ignarra und Jerome Giordano in sechs Bänden bekannt gegeben. Sie enthalten ein Fragment des Philodemus über die Musik, zwei Bücher Epikurs über die Natur, ein

Bruchstück eines lateinischen Gedichtes über den Krieg zwischen Octavian und Antonius; dann einige Schriften des Philodemus über Tugenden und Laster, über die Rhetorik, über Leben und Sitten, über das Leben der Götter, über die Gefühle, und ein Werk des Polystratus über den ungerechten Tadel. Gegenwärtig scheint die Arbeit in's Stocken gerathen zu sein; die spärliche Ausbeute lohnt auch kaum die unendliche Mühe. Praktischer möchte es übrigens auch sein, wenn man zuerst sich des Anfangs sämmtlicher Manuscripte versicherte, um zu erfahren, ob sich etwa Dichter, Redner oder Historiker unter der Sammlung befinden; diese müßte man dann zuerst der Oeffentlichkeit übergeben. Die Raisonnements des Philodemus haben keinen so großen Werth.

12. Februar.

Am Schlusse der Carnevalszeit kann ich Euch nur sagen, daß es hier keinen Carneval mehr giebt; mit der vorigen Regierung hat er aufgehört. Es war offenbar ein Fest, welches der Stadt vom Hofe gegeben wurde. Hie und da in einem dunklen Nebengäßchen sieht man wohl noch einen Vermummten herumhüpfen, aber seine Garderobe ist verzweifelt einfach: sie besteht in einem über den Anzug gezogenen Hemde. Sonst begeht man den Carneval hier wie anderwärts durch Schmausereien und Bälle in den Familien und Clubs. Der König, der einige Zeit hier residirte, gab einige glänzende Feste, und die Stadt erwiderte seine Aufmerksamkeiten durch einen Monstreball, zu dem 5000 Personen erschienen. Das polytechnische Institut war für diesen Zweck mit großem Geschmacke in einen pompejanischen Palast verwandelt. Ganze Gewächshäuser hatten ihren Inhalt in die farbenschimmernden Säle abgeliefert; die offenen Dachstühle der beiden Seitenhallen, die rechts und links an den Hauptraum stießen, waren buchstäblich mit Rosen und Camelien zugedeckt. Im Leben und Treiben der Gesellschaft zeigte sich nun wieder ganz das kindliche Wesen der Neapolitaner. Für die königliche Familie und ihr Gefolge war eine Estrade reservirt, und vor diesem erhöheten Platze wurde getanzt; sobald nun ein Tanz beendigt war, schoß die Gesellschaft wie auf Commando und mit größester Rapidität auf die Estrade zu, stellte sich da in allernächster Nähe auf und sah unverwandten Blickes den König, den Kronprinzen und besonders die schöne Kronprinzessin an; es wäre nicht möglich gewesen, diese feste und loyale Mauer zu durchdringen. Dies wiederholte sich nach jedem Tanze.

Bei solchen Gesellschaften waren die kirchlichen Dinge dasjenige Thema, in welchem man sich am leichtesten zusammenfand; derjenige Theil der Bevölkerung, der die Idee der Einheit Italiens vertritt, ist zugleich in reli-

giösen Dingen frei gesinnt und stellt sich einem Protestanten gegenüber gern in dieser Gesinnung dar. Man spricht viel vom bevorstehenden Concil, und es hat den Anschein, als sollte gerade von hier aus in energischer Weise dagegen demonstrirt werden; ein Graf Ricciardi wird als Führer der Opposition bezeichnet. Vergleicht man mit den hier sich kundgebenden Stimmungen, was sonst in italienischen Journalen laut wird, so will es scheinen, als bereite sich ein ziemlich großartiger Abfall von der römischen Kirche vor, etwa im Sinne der deutschen freireligiösen Gemeinden. Und ob die Jesuiten, die dem Papste die Idee des Concils eingegeben haben, im Uebrigen ihren Zweck erreichen und den in Italien entstehenden Schaden draußen ausgleichen werden, steht sehr dahin. Wie ich nämlich die Sache ansehe, combiniren sie folgendermaßen: Wenn der Papst stirbt, wird Rom italienisch und der neue Statthalter Petri kommt in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zum Könige von Italien. Dann aber werden die katholischen Mächte sich erinnern, daß schon im funfzehnten Jahrhundert die Kirche nahe daran war, über die Gewalt des Papstes die der Concilien zu setzen, und sie werden auf die damals entwickelten Theorieen einem Papste gegenüber zurückkommen, der sich nicht unabhängig zu erhalten vermocht hat; vielleicht auch wird die allgemeine Kirche in Nationalkirchen zerfallen. Um einer solchen Entwickelung der Dinge zuvorzukommen, soll ein ökumenisches Concil die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben, und dies Concil wird dann folgerecht das letzte gewesen sein. Damit aber diese Absicht nicht gar zu nackt hervortrete, wird noch sonst der eine und andere Vorschlag dem Programm einverleibt; aber jenes Dogma ist die Hauptsache, alles Uebrige ist Zuthat und Verbrämung.

Ich glaube nicht, daß die Jesuiten richtig gerechnet haben; sie werden die Katastrophe, die nach dem Tode des Papstes zu erwarten steht, nur beschleunigen und in die Lebenszeit des alten Kirchenfürsten hereinziehen. Die katholischen Mächte werden sich selbständiger gegen Rom stellen, als bisher, und in Italien selbst wird ein starker Abfall erfolgen. So steht sich die Sache hier an.

Capri, Ischia und Pästum.

Capri, 13. Februar.

Nun sind wir endlich auf dieser feenhaft schönen Insel, die, wie kaum ein anderes Stückchen Erde, zugleich vom schwersten Segen der Natur wie vom schwersten Fluch der Geschichte belastet ist. Ganz wunderbar mischen sich die Freuden, die im Anblicke der lieblichsten Gegenwart entstehen, mit den unentrinnbaren Erinnerungen an eine grauenvolle Vergangenheit. Es ist so einsam hier, daß man noch heute die Empfindung hat, als hätte man sich wider Verbot und „des Wächters unbemerkt" in das Revier des Tyrannen eingeschlichen.

Den Weg hierher nahmen wir über Castellamare und Sorrent. An ersterem Punkte verließen wir die Eisenbahn und bestiegen einige der hier üblichen Dreispänner. Es dauerte nicht lange, so schossen aus den Chausseegräben allerhand kleine Dreckteufel in den unglaublichsten Costümen hervor, um durch jammervolle Grimassen unsere Aufmerksamkeit zu erregen und unsere Theilnahme bis auf jenen Grad zu spannen, wo sie Kupfer abzuwerfen pflegt. Das Benehmen der Jungen war überaus drollig. Zuerst heuchelten sie mit einer Gewalt der Mimik, die uns in den ersten Wochen ganz sicher überzeugt hätte, den namenlosesten Hunger; den nackten Bauch verstanden sie bis an die Wirbel einzuziehen. Da dies nun dennoch nicht verfing, so zogen sie, ohne im Mindesten um den Uebergang verlegen zu sein, das Register der Kunststücke. Während der Eine neben den galoppirenden Pferden Purzelbäume schlug, hämmerte der Andere mit den Fäusten gegen die untere Kinnlade, daß sie, mit den Zähnen gegen die obere schlagend, einen ganz artigen Marsch zu hören gab. Dies trug ihnen einige Orangen ein, die sie affenhaft ergriffen und verbargen. Aber da hier zu Lande das Geld ein Begriff und eine fixe Idee ist und ein Soldo mehr gilt, als ein Braten, so war ihnen nicht Genüge geschehen und sie hämmerten und tollten fort. Umsonst. Plötzlich stürzte Einer mit einer Natürlichkeit, wie ich es

nur je einen Charakterspieler im letzten Acte habe machen sehen, zusammen, als wäre er, vor übergroßer Anstrengung, todt. Aber im Nu hob er auch schon ganz leicht den Kopf, der tief unten lag, um den Effect dieses kostbaren Streiches wahrzunehmen; da er uns aber nur lustig lachen sah, sprang er ebenso schnell wieder aus dem Staube auf und brach in ein unbändiges Gelächter aus über den herrlichen Spaß, daß er uns zu rühren versucht hätte und wir ihn so gut zu taxiren verständen. Neben dem Wagen herlaufend repetirte er nun noch einmal in rapider Folge alle seine Zugstücke und fügte diesmal sogar noch das kranke schleppende Bein hinzu, indeß der Andere, der sich in der Eile kleine Steinchen unter die Augendeckel geschoben hatte, uns durch den Anblick triefender Augen zu erquicken versuchte. Jetzt Alles nur, um die Meisterschaft zu zeigen; denn es war offenbar gar zu schön, daß sie sich mit uns auf dem Fuße des Verständnisses befänden. Sie lachten, bis sie sich den Bauch halten mußten, schoben die Orangen in's Maul und empfahlen sich.

Als wir um das letzte Vorgebirge herum in das Piano von Sorrent hinunterfuhren, fiel uns von Neuem dessen sonderbare Gestaltung auf. Inmitten dieser Kalkwände auf einmal diese mächtige vulkanische Schicht! Allerdings ist es merkwürdig, daß die umgebende Wandung so ziemlich ein Halbrund bildet, doch möchte ich die ganze Configuration darum nicht, wie Swinburne, so erklären, daß sich das Piano vulkanisch zwischen den Kalk hineingehoben habe. Der Peperin ist hier nicht original; er ist vielmehr, wie ich glaube, aus der Asche entstanden, die vom Vesuv herübergeweht ist, dann mit verwittertem Kalk von den Bergen herabgeschwemmt wurde und so zu einer festen Masse zusammenband.

Unten am Strande von Sorrent bestiegen wir ein Segelboot und fuhren zunächst an der Küste entlang. Die Mannschaft sang ein Lied, zu dem wir mit deutschem Texte einstimmen konnten, denn es war kein anderes, als das wohlbekannte: „Das Schiff streicht durch die Wellen." Die See friedlich und still, obschon wir weiter im Golfe weiße Schaumköpfchen sich kräuseln sahen.

„Wunderbar still ist das Meer, hier ruhen die zornigen Wellen
Müde vom Kampf, und es haucht nur leise der tückische Südwind;
Weniger wagt der verwegene Sturm, in gelassener Ruhe
Spiegelt die friedliche Bucht den bescheidenen Sinn des Gebieters."

So preis't schon Statius, am Ende des ersten Jahrhunderts, dies stille Gewässer; von der Villa seines Freundes Pollius Felix, die den Gegenstand seines Gedichtes ausmacht, sahen wir noch die Trümmer hart am Strande auf einem felsigen Vorsprunge, der ein kleines Hafenbassin abschließt. Von

hier an hielten wir in den Golf hinaus und auf Capri zu; der tückische Südwind, gegen den wir bis dahin geschützt gewesen waren, und die zwischen dem Cap Minerva und der Insel sich hereinpressende Fluth faßten uns tüchtig, und die Lieder verstummten. Unser Ziel war die blaue Grotte; wir näherten uns ihr mit der entschiedenen Neigung, Alles grün zu finden. Da wir indessen noch einige Zeit wieder im stilleren Gewässer auf den Grottenschiffer zu warten hatten, der die Küste entlang auf uns zuruderte, so gelangten wir mit unserem Auffassungsvermögen allmählich wieder auf den Indifferenzpunkt. Man kann nur in einem kleinen eigens dafür gebauten Boote in die enge Oeffnung der Grotte hinein und nur, wenn das Wasser davor ganz ruhig ist. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß Leute, welche die Einfahrt bei unruhiger See forcirten, zwei Tage lang in der Höhle aushalten mußten; so ging es selbst dem letzten Admiral des Königreichs Neapel. Die Einfahrt ist wenig angenehm. Man schiebt sich unter die Bänke des höchst unzweckmäßig eingerichteten Fahrzeugs, wird allseitig verwarnt, die Nase einzuziehen und bekommt plötzlich von der durch die Oeffnung gepreßten Luft einen entsetzlichen Windstoß über das Gesicht. Nun ist man drin und arbeitet sich wieder in die sitzende Stellung empor, um eines allerdings wundervollen Anblicks zu genießen. Die tief durchleuchtete Bläue des Wassers ist von unendlicher Schönheit; das eingetauchte Ruder glänzt darin wie übersilbert; tief sieht man auf den Grund hinab. Das Phänomen war insofern nicht vollständig, als der graue Kalk der Höhle, der bei starkem Sonnenschein vollkommen blau erscheinen soll, heute nur leichte Reflexe zeigte, weil die Lichtwirkung nicht stark genug war. Doch war die ganze wundervolle Erscheinung wohl zu erklären. Das Wasser ist um die ganze Insel herum, weil es von dem festen Fels so gut wie nichts abzuspülen vermag, und die Stürme bei seiner großen Tiefe nicht bis auf den Grund wirken, ganz rein und darum blau, und nur durch dieses blaue Medium vermag das Sonnenlicht in die bis auf die kleine Oeffnung geschlossene Höhle einzudringen. Und zwar fällt es, weil die Oeffnung bis auf den Grund hinabgeht, in ganz bedeutender Fülle ein. Man hat also ganz die nämliche Erscheinung wie z. B. im Hamburger Seeaquarium, wo die Lichtstrahlen auch nur durch das Seewasser in einen sonst dunklen Raum fallen.

Daß die ziemlich geräumige Höhle eine Verbindung mit einer der Villen des Tiberius habe oder gehabt habe, wird behauptet, ist aber nie erwiesen; dergleichen geheimnißvolle Gänge muß die Volksphantasie, wie nach einem Naturgesetze, bei allen solchen Höhlen hervorbringen. Bekannt war übrigens diese Grotte schon vor August Kopisch, der sie endeckt haben

soll, denn Addison sah sie bereits am Anfange des vorigen Jahrhunderts; aber Kopisch, der mit Platen viel auf Capri war, hat sie populär gemacht und ihr den Namen Grotta azurra gegeben.

Von der Höhle aus fuhren wir an den Landungsplatz des Städtchens Capri, um alsbald die Ruinen der Tiberianischen Villa Jovis zu besteigen. Sie liegen auf der dem Cap Minerva (Punta di Campanella) gegenüber befindlichen Spitze der Insel, gerade nach Osten. Der Grundriß der Villa ist noch wohl zu erkennen, und eine ganze Anzahl hoher gewölbter Räume hat sich noch gut erhalten, obschon gerade hier nach dem Tode des Tyrannen eine planmäßige Zerstörung stattgefunden hat. Ganz oben steht, um eine Stelle zu heiligen, die wie keine zweite durch Verbrechen besudelt worden ist, eine kleine Kapelle, die von einem Eremiten bewacht wird. Welch eine Fülle von Unthaten und Lastern ist hier zu sühnen, begangen von jenem ersten Eremiten, der sich hierher zurückzog, nicht um der Welt abzusterben, sondern um die Welt absterben zu machen; der keinen Tag ohne Hinrichtung verstreichen ließ und auch der natürlichsten Sympathie so völlig verlustig gegangen war, daß er den Priamus glücklich pries, weil er alle die Seinigen überlebte! Das Volk nannte ihn Biberius, den Säufer, aber es waren noch seine harmlosesten Tage gewesen, wo er sich diesen Namen am Weine verdient hatte: seit er auf Capri war, ging in Rom unter vielen anderen Epigrammen auch folgendes um:

„Nicht mehr lockt ihn der Wein, nach Blute lechzet sein Gaumen
Und mit derselben Begier schlürft er's wie früher den Wein."

Hier oben war er nun allein; die Insel ist, bis auf eine kleine Stelle, von allen Seiten unzugänglich, und eben deshalb hatte Tiberius sie zum Wohnsitz ausersehen. Wie erschrak er, als eines Tages ein Fischer vor ihm stand, der die steilen Felsen heraufgeklettert war, um dem Landesvater eine prächtige Meerbarbe darzubringen. Sofort ließ er ihm mit dem stachlichten Fische das Gesicht zerreiben, und da der dumme Teufel sich glücklich pries, daß er nicht auch noch einen Seekrebs mitgebracht, den er gefangen, so wurde auch dieser zur Stelle geschafft, um ihn zu zerkneifen. Durch solches Beispiel wurde denn allen ferneren unwillkommenen Besuchen vorgebeugt. Es war übrigens nicht allein die Tyrannenfeigheit, welche den Tiberius in diese Einsamkeit trieb, sondern auf Capri sollte eine neue Periode seines immerhin merkwürdigen Lebens beginnen. Bisher hatte er sich den Regierungsgeschäften in ausgedehntestem Maße unterzogen; aber Allem, was er gethan, fühlt man die Kälte eines absoluten Egoismus an, und in diesem Egoismus, für den er geradezu typisch ist, schließen sich die beiden Epochen seines

Lebens zusammen. Virtuos in jener Afterkunst des Regierens, welche durch Trennung herrscht und durch Mißtrauen stark ist, hatte er das complicirte Werk des Staates wie ein verlockendes Instrument gespielt, ohne Hingebung für die Dinge selbst, ohne Theilnahme an den allgemeinen Mächten des Lebens. Er hatte wohl gearbeitet, aber nicht geschaffen. Jetzt vernachlässigte er seine Kunst, um die menschliche Genußfähigkeit in zwei anderen Richtungen bis an ihre äußersten Grenzen zu versuchen, in der Grausamkeit und der Wollust, und eben dazu zog er sich in die Einsamkeit dieser herrlichen Insel zurück. Seine ganze geistige Kraft faßt sich nun in dem Raffinement zusammen, die Martern fremder Leiber und die Lust des eigenen wieder und wieder zu variiren. Wenige hundert Schritte unterhalb jener Villa, nach dem offenen Meere zu, zeigt man den Felsen, wo Tiberius seine Opfer, nachdem sie schon auf jede Weise gepeinigt waren, vor seinen Augen über dreizehnhundert Fuß hoch in's Meer oder auf den Strand hinabstürzen ließ. Juvenal konnte ihn mit dem rasenden Ajax vergleichen, wie er die Schafe schlachtet. Für den unendlichen Wechsel in seinen Genüssen schuf er die Insel in einen Zaubergarten um. Mit zwölf Villen, von denen noch hie und da einige Reste sichtbar sind, schmückte er ihre schönsten Punkte; er nannte sie nach den Namen der zwölf Götter. Wohl nicht, um die Götter zu ehren, sondern vielleicht, um selbst ihre Rollen der Reihe nach zu spielen und im Genusse der Verehrung eine Abwechselung zu haben. Die Grotten und Häine der Insel wurden mit Nymphen und Panisken belebt; von Schritt zu Schritt erwarteten den Erfinder dieser Schöpfungen neue Reize. Sueton hat davon im Einzelnen berichtet.

Trotz der Ueberfülle von Lastern und Verbrechen, welche uns aus dem Leben des Tiberius überliefert sind, flößt er doch nicht bloßen Abscheu, sondern zugleich ein gewisses tragisches Interesse ein. Man meint zu fühlen, daß er, den die Welt fürchtete, doch weniger herrschte, als er beherrscht wurde; daß es in ihm die schlimmen Mächte einer völlig entarteten Zeit über eine große und ursprünglich zum Besseren angelegte Natur davontrugen; daß er, nicht stark genug, in besseren Tagen den Bann seines Egoismus zu brechen, doch nie ganz das schneidende Gefühl versäumter höherer Aufgaben verlor. Mitunter brach es selbst in officiellen Acten in seltsamer Schärfe durch. So begann er einmal einen Brief an den Senat: „Was ich euch schreiben soll, Senatoren, oder wie ich euch schreiben soll — oder was ich überhaupt zu schreiben unterlassen soll — wenn ich das weiß, mögen Götter und Göttinnen mich noch härter schlagen, als ich schon täglich mich geschlagen fühle." So sehr waren nun ihm selbst, fügt Tacitus hinzu, seine Unthaten und Schändlichkeiten zum Gerichte geworden. Weder seine

hohe Stellung noch seine Vereinsamung konnten ihn dagegen schützen, daß er nicht selbst zuweilen die Qualen seines Inneren und seine Martern bekannte.

Einmal im Genusse des Verbrechens fand Tiberius in seiner Macht mehr als jeder Andere die Mittel sich zu befriedigen; aber in der Heimlichkeit, mit der er sein Thun und Lassen umgab, brachte er der Macht seines Gewissens ein immerwährendes Opfer. —

Von den Stätten so düsterer Erinnerungen ging es mit Dunkelwerden hinab in unsere freundliche Herberge. Unsere hübschen Eseltreiberinnen führten ihre Thiere nach Hause und erschienen alsbald mit unseren Matrosen und einigen ihrer einheimischen Freunde wieder, um uns die Tarantella zu tanzen. Da gab es denn einen außerordentlich lustigen Abend. Man tanzt zwar Stunden lang immer nach demselben Rhythmus, aber innerhalb desselben entwickelt die Tarantella so viel Mannichfaltigkeit der Touren, läßt sie den Individualitäten so viel Freiheit sich darzustellen, daß es ein unerschöpfliches Vergnügen ist zuzusehen oder gar sich zu betheiligen. Der Tanz bildet, wie die meisten Nationaltänze, das Suchen und Fliehen und die Neckereien der Liebe nach und ist mit diesem reichsten und schönsten aller dramatischen Sujets voll Leben und Entwickelung. Und jedes Paar spielt seinen kleinen Roman nach Temperament und Laune neu und anders. Da kommt ein Feuerkopf hergestürmt, der sich im ersten Anlauf meint den Gegenstand seiner Wünsche erwerben zu können; sie aber wird kühl bis an's Herz hinan und tanzt wie eine Puppe, neben ihm vorbei in weite Ferne starrend. Aber der Moment kommt doch auch, wo sie sich seinen Werbungen ergiebt, seine Hände erfaßt und sich wild mit ihm herumschwenkt. Das Tambourin brummt eifriger, der Tarantellagesang erhebt sich, und in bacchantischem Jubel stürmt das Paar dahin. Oder es erscheint wohl der Hagestolz, dem weibliche Schönheit eine Chimäre ist und der vor unendlicher Blasirtheit die Knie nicht mehr zu biegen vermag: — wie ihn da ein neckischer Kobold umschwärmt und umschwirrt, aus seiner Ruhe herausärgert, bis er endlich auf den Knieen vor ihr liegt und sie ihn triumphirend im Kreise umtanzt. Das sind nun oft freiwillig angenommene Charaktere; Mancher spielt aber auch, ohne daß er es will, sich selbst. Da war ein hübscher Bursche, der mit der Selbstgefälligkeit eines jungen Bären sich hin- und herwiegte. Sogleich ahmte ihn die Tänzerin nach, bis er aufmerksam und munterer wurde. Plötzlich erschien auch unser Fourier, ein Hauptspaßmacher, in der Mitte der Tänzer; auf den Armen trug er eine Alte, die er vom Flur des Hauses hereingeschleppt hatte und die sich heftig wehrte. Sie hatte aber nicht so bald mit den Füßen den Boden berührt, als sie

wie eine Wachsfigur, die nur des Anstoßes bedurft hatte, in schönster Regelmäßigkeit und Abgemessenheit zu tanzen begann. Kurz, ein Bild jagte das andere.

Das volle Orchester der Tarantella besteht aus dem Tambourin, den Castagnetten, der Flöte, einer Klapper, die aus zwei gegen einander zuschlagenden hölzernen Hämmern gebildet ist, einem kleinen trommelartigen Instrumente, in welchem ein Stock zum Reiben steckt (im Princip unserem Waldteufel verwandt) und aus einem klirrenden Dinge, das im Deutschen etwa „Weckdiemagd“ heißen würde. Es hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem antiken Sistrum und besteht aus einem kleinen hölzernen Rahmen, in welchen Blechstreifen locker eingefügt sind, so daß sie, wenn man das Instrument schüttelt, gehörig rasseln können. Man streicht die Blechstücke aber in der Regel mit irgend einem Eisen wie eine Geige. Das ganze Orchester ist indessen nur selten zusammen; meist muß das Tambourin genügen, und die Melodie wird gesungen.

Wer mit der frischen Erinnerung an die tanzenden Faune des Museums und an so manches pompejanische Genrebild Tarantella tanzen sieht, der erkennt sogleich, daß schon die antiken Künstler diesen Tanz vor Augen hatten. Die tanzenden Faune tanzen sämmtlich Tarantella, und der kurze stoßende Rhythmus, der in ihrer Bewegung wiederklingt, ist nicht specifisch faunisch, sondern er kommt dem Charakter des nationalen Tanzes zu; ebenso das Schnappen mit den Fingern, mit welchem man gern die Tarantella begleitet. Ich erinnere mich zweier Bilder aus Pompeji, eines gemalten und eines musivischen, welche geradezu die Tarantella zum Gegenstande haben und sie höchst charakteristisch zur Darstellung bringen. Es tanzt da ein Mann, der das Tambourin (Tympanon) spielt, mit einer Frau, welche die Castagnetten dazu schlägt. Ein Frauenzimmer, das dabei steht, bläs't die Doppelflöte, und ein Junge, einstweilen unbeschäftigt, wartet, um den Tänzer abzulösen. Der Umstand, daß der Mann maskirt scheint, nöthigt noch gar nicht dazu, das Bildchen für eine Komödienscene auszugeben, denn auch zur Tarantella maskirt und costümirt man sich gern.

Das Erscheinen einiger Maccaronischüsseln machte dem Tanze ein Ende; sie wurden auf den Boden gesetzt, Tänzer und Tänzerinnen kauerten rings umher und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Edle Sitte fordert, daß man seiner Nachbarin zuweilen eine der fetttriefenden Schlangen in den weit geöffneten Mund leiert; sie erlaubt aber auch, dem Andern die über dem Abgrunde schwebende Tracht noch unmittelbar vor der Versenkung wegzuschnappen. Zu der fröhlichen Mahlzeit kreis'te fleißig ein Becher rothen Capris, des besten Weines, der in diesen Land-

strichen vorkommt. Aber nachdem die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war — begannen die munteren Spiele. Da entfaltete sich nun eben so viel Grazie, als Komik. Sehr merkwürdig war besonders die strenge Sitte, die vom männlichen zum weiblichen Geschlechte herrscht. Dem Bräutigam gestattet die Braut den Kuß noch nicht, erst dem verheiratheten Manne; wir hörten es nun bestätigen, was uns die Mädchen schon ganz ernsthaft versichert hatten, daß sie nur die Madonna zu küssen pflegten.

Capri, 14. Februar.

Von unserem Hôtel Quisisana (nun bilde einmal eine andere Sprache den Satz „Hier gesundet man" zu einem so hübschen Namen!) hat man eine eigenartige Aussicht: rechts und links hohe wunderbar geformte Felsschroffen, gekrönt mit Ruinen, auf der dritten Seite das offene Meer, auf der letzten ein ganz orientalisches Bild. Vor dem Städtchen Capri nämlich sieht man einige weißschimmernde, flachgedeckte Häuser und die Kirche, die um eine Hauptkuppel herum eine Menge kleinerer grauverwitterter zeigt und ganz wie eine Moschee aussieht. Im Vorgrunde die Künstlerherberge Pagano mit einer schlanken Palme im Garten, mächtige, uralte Kaktus zwischen hinein — man wähnt sich im Reiche Harun al Raschids.

Wir machten uns zeitig auf den Weg, um das Oberland der Insel und ihren höchst gelegenen Punkt zu ersteigen. Gegen sechshundert in die Felswand gehauene Stufen führen nach Anacapri hinauf, einem Städtchen, das auf der westlichen Abdachung der Insel liegt. Von da aus muß man in ausgewaschenen Wasserrinnen, über glattes Gerölle, mächtige Blöcke höchst mühselig noch etliche hundert Fuß in die Höhe. Ganz oben in den Ruinen einer mittelalterlichen Burg machten wir Halt. Welch ein Panorama! Im Süden das offene Meer; dann schweifte der Blick von Paestum her über den Golf von Salerno, über den von Neapel und von Bajä, dann weit an der Küste hinauf bis Gaëta und die pontianischen Inseln, welche die Cäsaren als Verbannungsstätten für die Ihrigen benutzten. Man sah herab wie auf eine mächtige Reliefkarte.

Nun wurde auch die Formation der Insel selbst ganz deutlich. Sie besteht aus zwei mächtigen Kalkfelskörpern von ziemlich gleicher Form, nur daß die Masse des einen, des westlichen, doppelt so groß ist wie die des andern. Beide haben nach Osten einen schroffen Abfall, nach Westen dachen sie sich ab; verbunden sind sie durch eine tiefe Einsattlung, die mit aschenhaltigem Humus überdeckt ist: auf dieser liegt das Städtchen Capri. Von großer malerischer Schönheit sind die zerrissenen Felsformen des südlichen,

dem offenen Meere zugewandten Ufers; hier hat Preller die charakteristischen Zacken und Bögen seiner Odysseebilder geholt. Den Arco naturale hat er unverändert für sein schönes Sirenenbild benutzt.

In der That befinden wir uns hier wieder auf einer der Stationen des vielgewanderten Helden von Ithaka; ich habe wenigstens keinen Zweifel daran. Wir sind im Sirenenlande; das ganze Gebiet umher ist sirenisch. Neapel selbst ist über dem Grabe der Sirene Parthenope erbaut, hier wie auf Sorrent gab es Tempel der Sirenen und im Meerbusen von Salerno liegen einige Inselchen — wir sahen sie von oben — welche ihren Namen führen. Diese alten Meerloreleyen sind die Personificationen von Klippen, welche, vor verlockenden Ufern emporragend, den Schiffern gefährlich waren; der Sturm, der jählings vorüberbraus't, wird an ihnen zum Gesange. Vor diesen singenden Sirenen warnt Kirke den Freund als vor der ersten Gefahr, die ihn erwarte:

„Zu den Sirenen gelangst du zuerst, die mit schmeichelnden Tönen
Bannen jeglichen Mann, der zu ihren Sitzen heranfährt.
Wer unkundigen Sinns sich naht den Sirenen zu lauschen,
Den wird nimmer sein Weib, den werden die stammelnden Kinder
Nie begrüßend umstehn, denn nach Hause kehrt er nicht wieder,
Sondern mit hellem Gesang bezaubern ihn dort die Sirenen,
Sitzend am grünen Gestad'; doch rings von verwesenden Männern
Häuft sich verdorrtes Gebein und schrumpfende Haut auf dem Strande."

Was mich aber vermuthen läßt, daß der Rhapsode bei seinem Sirenenufer gerade an Capri gedacht habe, ist die Thatsache einer eigenthümlichen Strömung, welche um die Insel herumgeht und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich das Schiff, das nicht alle seine Kraft dagegen aufbietet, an die gefährlichen Felsen heranzieht. Diese centripetale Gewalt, welche Goethe auf seiner Rückreise von Sicilien kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte von einem Zeitalter, das noch dichterisch zu personificiren liebte und die Erscheinungen zwar gut auffaßte, aber nicht um ihre Ursachen befragte, gar wohl als eine Verzauberung bezeichnet werden, und für diese mußte denn irgend eine Localgottheit vorhanden sein.

Sollten aber gelegentlich auf der einen oder anderen Klippe so sirenenhaft schöne Mädchen gesessen haben, wie deren jetzt zu uns neugierig den Berg heraufkamen, so braucht es gar keiner weiteren Erklärungsversuche mehr; nur hätte dann Kirke dem Odysseus anrathen müssen auch die Augen zu verkleben. Nirgends noch haben wir so feine und wirklich griechische Gesichter gesehen wie hier. Eine niedrige Stirne mit starkem gewelltem Haar darüber, die Nase gerade ansetzend, mächtige Augen, ein schmales Oval

in einem vollen Kinne abschließend — das klingt wie aus dem Winckelmann abgeschrieben, ich schreibe es aber wirklich nur der Natur nach. Nur brauner sind sie, als ich wenigstens (ich glaube gar unter der stillen Herrschaft des Marmors und Gypses) mir griechische Gesichter bis hahin vorgestellt hatte.

Wie unsere Ideale so langsam und anmuthig den Berg heraufwallten, glaubten wir, daß sie irgend eine vom Christenthume übersehene antike Cultushandlung hier in der reineren Höhe auszuführen kämen; sie hatten aber weiter keinen Zweck, als uns um einen Bajocco zu zehnten. Dafür gönnten sie uns aber die Belehrung, daß die Ruinen, auf denen wir standen, der Burg des Barbarossa angehörten. So nennt sie das Volk, obschon Barbarossa sie nicht erbaut, sondern vielmehr zerstört hat. Dieser Verwüster hieß eigentlich Chaireddin, stammte aus einer Seeräuberfamilie von Mytilene und schwang sich zum Bey von Tunis auf. In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hat er die Küsten des Mittelmeeres in wiederholten Zügen, oft als Bundesgenosse König Franz I. von Frankreich, fürchterlich heimgesucht, und gegen ihn besonders baute Carl V., der zweimal gegen ihn nach Afrika zog, jene Küstenfestungen, deren Trümmer man noch heute längs der italienischen Küste wahrnimmt.

Während wir wieder herunterstiegen, umwölkte sich der Himmel, und wir bemerkten, daß das Meer sehr unruhig geworden war; die Schiffer begegneten uns mit der Meldung, daß die Rückfahrt mit dem Boote unmöglich sei. Wir waren also abgeschnitten. Zum Glück aber erhaschten wir vor dem Ausbruche des sich vorbereitenden Unwetters noch einen hellen Moment, um mittelst des optischen Telegraphen über Massa unsere neapolitaner Freunde von unserem Wunsche in Kenntniß zu setzen, daß man uns mit Hilfe des großen Zauberbrechers Dampf von diesem Sirenenfelsen wieder losmachen möge. Inzwischen haben wir wieder den heitersten Abend verlebt.

Neapel, 16. Februar.

Heute führte uns ein kleiner Marinedampfer, der „Calatafimi", nach Ischia. Auf der Fahrt kamen wir an der kleinen Insel Nisita vorüber, die wir einige Tage vorher flüchtig besucht hatten. Hier war es, wo Brutus nach Cäsars Ermordung den Besuch des Cicero empfing und wo Porcia nach dem Tode ihres Gatten sich selbst den Tod gab; aber keine unmittelbare Spur hat hier die Erinnerung an das heroische Paar bewahrt. Wir sahen jetzt die Insel von der Rückseite und bemerkten, daß sie ein Krater ist, von dem ein großes Segment abgerissen oder vom Meere abgespült wurde. Aehnlich verhält es sich mit Procida, das uns zur Linken blieb.

Hier, sagt man, hätte die Volkstracht einige Reminiscenzen an die alte griechische bewahrt; doch versteht man darunter die Art, wie sich die Ammen schmücken, welche Neapel aus Procida zu nehmen pflegt, so kann ich das nicht bestätigen. Deren Anzug ist ungemein reich und glänzend, aber zeigt mehr die rivalisirende Eitelkeit der glücklichen Mütter, als daß er historische Bedeutung hätte.

Auf Ischia, muß ich gestehen, haben wir nicht viel mehr gethan als essen und trinken; mögen es uns die Manen der heiligen Restituta und der frommen Vittoria Colonna vergeben! Aber nach Casamicciola, wo über brühheißen kochsalzhaltigen und alkalischen Quellen moderne Bäder eingerichtet sind, zog es uns nicht sehr, und den Epomeo — diese zweite Merkwürdigkeit der Insel — zu besteigen fehlte es uns doch an Zeit. Andrerseits war das Essen nicht so leicht beschafft, wie man es sonst in der civilisirten Welt gewohnt ist. Einer „nobile locanda“, in die man uns gewiesen hatte, entflohen wir voll Grauen; aber wie sich jetzt herausstellte, gab es im Städtchen kein zweites Gasthaus. Da sahen wir, auf den Gassen umherirrend, in einem Zimmer einen Schulmeister auf seinem Katheder mit vortrefflichem Appetite tafeln; es sah aus, als ob er einer geistig gar zu verwahrlos'ten Jugend in der ersten aller Lebensfunctionen ausdrücklichen Unterricht zu ertheilen hätte. Da wir aber eintraten, entdeckten wir, daß er vor leeren Bänken saß und seine Speisung durchaus als Selbstzweck betrieb. Das Ursprungszeugniß, das er dem Inhalte seiner Schüssel gab, führte uns in eine benachbarte Trattorie, die wir übersehen hatten. Aber hier erklärte der Wirth rundweg, er habe gar nichts und fühle sich auch durchaus außer Stande, unsere Vornehmheit zu befriedigen. So sahen wir uns denn aus aller Cultur plötzlich in die ursprünglichsten Zustände zurückgeworfen und auf den Gebrauch unserer eigenen Kräfte angewiesen. Während wir eine Magd ausschickten einen Käse zu erhandeln, ging ich zum Fleischer und ließ ihn die Leber aus einem Kalbe schneiden, dann zu einer Gemüsehändlerin, um Rettige einzukaufen. Es dauerte nicht lange, so war unsere Tafel, die zwischen Mehlsäcken und Oelfässern und unter einer Garnitur von Fettblasen aufgeschlagen wurde, reichlich besetzt; demnächst erschien auch ein Weinhändler, uns seine besseren Sorten darzubieten. Die Kinder und Hühner des Hauses kamen, uns Gesellschaft zu leisten, und alsbald streckten wir ganz phäakisch gestimmt die Hände aus nach dem „lecker bereiteten Mahle“, während der Duft von blühendem Fette uns reichlich umquoll.

Noch einmal suchten wir die Schule auf, um dem Schulmeister unseren Dank abzutragen; aber wir fanden ihn schon inmitten seiner Schutzbefohlenen, und seine Tafel hatte sich in einen Studirtisch verwandelt. Als wir

auf seiner Schwelle erschienen, klappte er in die Hände und der ganze Cötus flog wie elektrisirt mit militärischem Gruße in die Höhe. Das Werk lobte den Meister. Die Jungen sahen sehr sauber und ordentlich aus, und die Schrift ihrer Hefte war vortrefflich. Die Wände waren reichlich mit guten Unterrichtsmitteln bedeckt: von praktisch eingerichteten Rechenmaschinen (welche die Einer wieder zu Zehnern zusammenfassen), bis zu anatomischen Abbildungen. Auch ein Kasten mit stereometrischen Formen war vorhanden. Wir überzeugten uns, daß die erste Abtheilung ihre mathematischen Zeichnungen gut und sauber ausführte. In einer solchen Schule bleiben die Jungen etwa bis zum vierzehnten Jahre; sie haben dann vier Classen durchgemacht. Je zwei dieser Abtheilungen werden in einem und demselben Locale unterrichtet. Der Lehrer versicherte uns, daß in seinem Orte alle Kinder, die das schulfähige Alter hätten, auch wirklich die Schule besuchten; so weiß ein tüchtiger und eifriger Mann an seiner Stelle die Mängel eines Gesetzes, das eine schädliche Freiheit gewährt, durch persönliche Bemühung auszugleichen. Unsere Damen konnten sich einiger pädagogischer Fragen nicht enthalten; an die Jungen, ob sie geprügelt würden, worauf sie geheimnißvoll grins'ten; an den Lehrer, ob er prügele, worauf er lächelnd erwiderte: „Alles mit Liebe". Drei Stöcke, die im Winkel lehnten, nach Länge und Dicke eine unverkennbare Stufenfolge bildend, deuteten an, daß diese Liebe die ultima ratio der Pädagogen nicht nur kenne, sondern sogar in ein System gebracht habe.

Während der Rückfahrt stieg der Gedanke in mir auf, daß wir uns in jenem Gewässer bewegten, wo Polyphem das flüchtende Schiff des Odysseus mit seinen Felsblöcken verfolgte; daß der Strand von Kumä das Land der Cyklopen, Ischià aber das Eiland sei, wo der Dichter die kleine Flotte der Irrfahrer ankern läßt.

> Aber der Bucht gegenüber des Lands der Cyklopen erstreckt sich
> Nicht ganz nahe noch auch gar weit ein struppiges Eiland,
> Dichtbewaldet und voll von wildaufwachsenden Ziegen;
> Denn es scheuchet sie nicht der Tritt verkehrender Menschen
> Und es betreten die Insel selbst Jäger nicht, welche ja sonst doch
> Kühnlich die Wälder durchziehn und die Gipfel ersteigen der Berge.
> Heerden auch heget sie nicht, noch wandeln da pflügende Männer,
> Weder wird sie besä't, die Insel, noch sieht sie den Pflug je,
> Menschen herberget sie nicht, sie beut nur Weide den Ziegen.

Das wäre die Insel. Ich will gerade nicht durchaus auf Ischia bestehen, sondern würde sogar eher an die Zieneninsel Capreä denken, wenn der Sänger nicht nachher noch die Wiesen am Ufer und den vortrefflichen

Hafen erwähnte. Beides ist auf Ischia, aber nicht auf Capri vorhanden; ja Ischia hat einen auffallend schönen und ruhigen natürlichen Hafen, dem die seltenen Eigenschaften des in folgenden Versen beschriebenen zukommen:

> Auch ist trefflich die Bucht, nicht der Seile bedarf man und braucht nicht
> Ankersteine zu werfen noch Taue ans Ufer zu binden,
> Sondern man legt bloß an und verweilt, bis daß es den Schiffern
> Weiter zu segeln gefällt und sich Fahrwind wieder erhebet.

Was aber die Hauptsache ist: die Geschichte mit der Blendung des Cyklopen muß nach der Meinung des Dichters drüben am Lande vor sich gegangen sein. Ich weiß wohl, daß man sie sonst nach Sicilien oder Lipara verlegte; aber wenn man im Allgemeinen annehmen muß, daß sich in den Gestalten der Cyklopen wie überall in den mythologischen Figuren irgend ein bedeutsamer Naturproceß personificirt hat, so suche ich auf den genannten Inseln vergebens nach einem charakteristischen Urbilde der Blendungsgeschichte. Ihr erinnert Euch, wie Odysseus den Oelbaumpfahl gespitzt und geglüht hat und sich dann mit Vieren seiner Genossen daran macht, den trunkenen Polyphem zu blenden.

> Sie nun packten den Baum, den scharfgespitzten, und rannten
> Ihn dem Cyklopen in's Auge, und ich, indem ich mich streckte,
> Drehte von Oben, sowie ein Zimmermann bohrt mit dem Bohrer
> Mächtige Balken zum Schiff, und Unten ziehen am Riemen
> Hin und her die Gesellen, daß er stets im Wirbel herumläuft:
> So nun drehten wir ihm im Auge den glühenden Spitzpfahl.
> Heiß umsprudelte ihn das Blut, indem er herumlief,
> Rings versengte die Gluth die Augenbrauen und Wimpern,
> Als der Apfel verbrannte; im Feuer zischten die Wurzeln.
> Wie bisweilen der Schmied die Holzaxt oder das Hackbeil
> Unter gewaltigem Zischen in's kalte Wasser hineintaucht,
> Um sie zu härten, — denn so wird stark das weichere Eisen —
> Also zischte das Aug' um den Oelbaumpfahl dem Cyklopen.

Wenn nun die Cyklopen als Gehilfen des Hephästos anzusehen sind, die im Innern der vulkanischen Berge arbeiten, und ihr großes glühendes Auge den feurigen Krater bedeutet, so ist mit dieser Blendung des Polyphem, der mitten in einer Eruption (von Menschenfleisch und Wein) begriffen ist, ursprünglich das Erlöschen eines Vulkans gemeint, und zwar, wie die Schilderung nahe genug legt, ein plötzliches Erlöschen in Wasser. Man wird also an einen Vorgang zu denken haben, wie er stattfand, als der Krater des Avernus oder des Lago d'Agnano sich eines Tages mit Wasser füllte; damals erlosch das Auge eines Cyklopen, und die Volkspoesie wird

sich früh eines so drastischen Motivs bemächtigt haben. Auch der Zug der homerischen Erzählung paßt noch vortrefflich auf unser Terrain, daß eine ganze Gesellschaft frevelhafter, gesetzverachtender Cyklopen in der Nachbarschaft des Polyphem auf den Bergen hockt und dann gelaufen kommt, um dem Gebrüll des Kameraden nachzufragen; denn alle die Gipfel, die man hier gedrängt neben einander sieht, sind vulkanischer Natur.

Ueberhaupt aber bin ich der Meinung, daß man bei allen homerischen Schilderungen irgend ein wirkliches Gegenbild annehmen müsse und daß es unrichtig sei, über die Lotophagen hinaus, die man an die libysche Küste versetzt, nichts geographisch Thatsächliches mehr annehmen zu wollen. „Es ist nicht Homer's Sache, an etwas, das ganz unwahr wäre, eine leere Wundererzählung zu knüpfen", sagt Strabo, und ich finde, daß er damit im Ganzen sehr Recht hat, wenn man im Einzelnen auch geneigt sein mag, von seinen Deutungen hie und da abzuweichen. Es ist von großem Interesse seiner Darlegung zu folgen. „Die Grundlage", sagt er, „entnahm er der Geschichte. Diese berichtet, daß Aeolus über die Inseln um Lipara her geherrscht habe, die Cyklopen und Lästrygonen aber, ungastliche Menschen, über das Land um den Aetna und bei Leontine; daß deshalb auch die Meerenge damals unzugänglich und die Charybdis und das Scylläum von Räubern besetzt gewesen sei, und so erkennen wir auch die anderen Völker, die Homer in anderen Gegenden erwähnt, aus der Geschichte wieder.... Dieses vorausgeschickt müssen wir die Behauptungen Derer untersuchen, welche sagen, daß die Irrfahrt des Odysseus dem Homer zufolge um Sicilien und Italien her stattgefunden habe. Dies kann man auf zweierlei Weise nehmen, richtig und unrichtig; und zwar richtig, wenn man es so faßt, daß der Dichter in der Ueberzeugung, die Irrfahrt des Odysseus habe dort stattgefunden, diese Voraussetzung als wahr angenommen und dichterisch behandelt haben soll; — und dies darf man wohl wirklich von ihm behaupten: denn nicht bloß um Italien her, sondern auch bis zu den äußersten Grenzen Iberiens finden sich Spuren der Irrfahrt jenes Mannes und noch mancher Anderer; — unrichtig aber, wenn man auch die dichterische Ausführung als Geschichte gelten läßt, da er doch den Okeanos, den Hades, die Sonnenrinder, die gastliche Aufnahme von Seiten der Göttinnen, die Verwandlungen, die riesige Größe der Cyklopen und Lästrygonen, die Mißgestalt der Scylla, die Weite einer Seefahrt und anderes dergleichen offenbar als Wunderdinge darstellt. Doch es lohnt sich weder der Mühe, Jemandem zu widersprechen, der so offenkundig vom Dichter etwas erlügt, noch wenn er behauptet, die Landung des Odysseus auf Ithaka, die Ermordung der Freier und das von den Ithakern mit ihm auf dem Felde begonnene Gefecht wäre

nun gerade auf diese Art vor sich gegangen; noch soll man mit Dem streiten, der dies als ganz natürlich annimmt.

Eratosthenes aber bestreitet beide Behauptungen nicht auf die richtige Weise; nämlich die zweite nicht, weil er etwas ausführlich zu widerlegen versucht, was offenkundig falsch und nicht der Rede werth ist; die erste aber nicht, weil er jeden Dichter für einen Possenschwätzer erklärt und der Meinung ist, daß weder die Kenntniß der Orte noch der Künste seine Vorzüglichkeit vermehren könne. Und da einige von den Fabeln an solche Oertlichkeiten geknüpft werden, die nicht erdichtet sind, andere aber an erdichtete, wie an die, wo die Gorgonen und Geryones hausen, so behauptet er, daß zu dieser Gattung auch dasjenige gehöre, was von der Irrfahrt des Odysseus erzählt werde, und diejenigen, welche sagten, dies sei nicht erdichtet, sondern beruhe auf Wahrheit, würden schon durch ihre Meinungsverschiedenheit selbst ihres Irrthums überführt. So setzten Einige z. B. die Sirenen auf Pelorias, Andere auf die mehr als 2000 Stadien davon entfernten Sirenusen; diese aber wären ein dreigipfliger Felsen, welcher den kumäischen und posidonischen Meerbusen scheide. Allein dieser Felsen ist weder dreigipflig, noch hat er überhaupt einen hohen Gipfel, sondern es läuft eine lange und schmale Krümmung von der Gegend unterhalb Surrentum bis an die Meerenge bei Capreä vor, die auf der einen Seite des Berges einen Tempel der Sirenen zeigt, auf der andern aber nach dem posidonischen Meerbusen hin drei kleine öde und felsige Inseln vor sich liegen hat, welche Sirenen heißen; an der Meerenge selbst aber steht das Athenäum, mit welchem auch jene Krümmung denselben Namen führt.

Man darf aber auch, wenn Diejenigen, welche die Geschichte der Ortschaften mittheilen, mit einander nicht übereinstimmen, nicht sogleich die ganze Geschichte verwerfen; ja bisweilen läßt sich das Ganze sogar desto mehr beglaubigen. Ein Beispiel: wenn die Frage ist, ob die Irrfahrt bei Sicilien und Italien stattfand und ob die Sirenen irgendwo dort anzunehmen sind, so widerspricht der, welcher sie auf Pelorias versetzt, zwar demjenigen, der sie auf den Sirenusen wohnen läßt; aber Beide widersprechen dem nicht, der sie in der Nähe von Sicilien und Italien ansetzt, sondern verschaffen ihm nur um so mehr Glauben, weil sie, ob sie gleich nicht den nämlichen Ort nennen, doch nicht von der Nähe bei Italien oder Sicilien abweichen. Fügt nun aber noch Jemand hinzu, daß man in Neapolis das Denkmal der Parthenope, einer der Sirenen, zeigt, so wird die Glaubwürdigkeit nur noch größer, obgleich mit diesem Orte nun noch ein dritter genannt ist. Vielmehr glauben wir, weil es der von den Sirenusen gebildete (von Eratosthenes der kumäische genannte) Meerbusen ist, an welchem

Neapolis gegründet wurde, nur desto sicherer, daß in dieser Gegend die Sirenen gewohnt haben. Denn weder hatte der Dichter alles Einzelne genau erkundet, noch verlangen wir Genauigkeit von ihm. Gleichwohl aber sind wir auch nicht geneigt anzunehmen, daß er, ohne irgend etwas von der Irrfahrt vernommen zu haben, weder wo, noch wie sie stattgefunden, nur so ein Märchen davon hingesungen habe."

Mich dünkt, das heißt im Ganzen sehr vernünftig von der Sache reden, und man hätte den hier gegebenen Andeutungen ja weitere Folge geben sollen. Wie hätte der Dichter auch erwarten können ein seefahrendes Volk zu fesseln, wenn er bei einer Meerirrfahrt nicht Geschichten brachte, mit denen die Seefahrer sich selbst trugen? Dergleichen Geschichten sind aber nie reine Phantasiegespinnste, sondern von irgend einer Naturmerkwürdigkeit an der und jener fernen Küste, von irgend einem seltsamen Ereignisse unter fremden Völkern ihr Motiv hernehmend sind sie von Mund zu Mund, von Generation zu Generation gegangen, sind gewachsen, haben sich mit individuellen Zügen gefüllt, bis sie denn endlich zu den glatten hübschen runden Geschichten geworden sind, wie der Dichter sie brauchen konnte. Man dürfte also getrost nach den Oertlichkeiten suchen, welche Homer nennt, und sich dabei nicht mit der Idee behindern, die westliche Kammer des mittelländischen Meeres sei durch die Phönizier geschlossen gewesen. War sie es, so giebt es ja in der Odyssee eben des Kampfes mit den fremden Völkern vollauf. Auf dreierlei aber sollte man bei solchen Nachforschungen sein Augenmerk richten: erstens auf das Vorhandensein einer von der Odyssee unabhängigen Tradition, wie sie z. B. in Sorrent besteht, wo man dem Odysseus die Gründung eines Minervatempels zuschreibt, von welcher die Odyssee nichts weiß. Sodann ist es wichtig, auf die Bedeutung zu achten, welche den in Frage kommenden Oertlichkeiten von ihren heutigen Anwohnern beigelegt wird. So erkennen z. B. die Schiffer von Nordsicilien die kommende Windrichtung aus dem Gewölk, welches sich über die Vulkane der liparischen Inseln lagert, daraus sich denn in Zeiten, die noch ganz kindlich aufzufassen gewohnt waren, gar leicht der Mythus entwickelte, daß diese Inseln dem Herrn der Winde unterthan seien. Endlich wird man die Localschilderungen des Dichters so genau als möglich nehmen müssen; denn so wenig man annehmen darf, daß er den geographischen Zusammenhang im Großen im Auge gehabt und berücksichtigt habe, so sehr verrathen die Details seiner Bilder, daß er nach specieller Anschauung male. Aber man müßte solche Nachforschungen auf ein weiteres Gebiet ausdehnen, als bisher zu geschehen pflegte, da man denn gar zu vielerlei Völker auf Sicilien suchen wollte; — hinauf nach Sardinien, welches noch heute ein Land der Wunder und der Fabeln ist!

Salerno, 17. Februar.

Wir fuhren heute mit der Eisenbahn hierher, um von hier aus Amalfi und Pästum zu besuchen. Auf beiden Seiten der Bahn sieht man wohlgepflegte kleine Ackerstücke, die Acker, Weinberg, Garten und Wald zugleich sind und deren Fruchtbarkeit durch Wasserleitungen bedeutend erhöht wird. Bei Nocera (dem alten Nuceria) tritt die Bahn in eine Gebirgssenkung ein, welche den Stock der Sorrentiner Landzunge vom Hauptzuge des Appennin abtrennt. Man ist nun mitten im Kalkgebirge, die vulkanischen Formen liegen hinter uns. Wir fühlten uns wie in die heimischen Gebirge versetzt und in der innersten Empfindung unwiderstehlich berührt. Niemals ist mir so zum Bewußtsein gekommen, welche Gewalt die Formation des Bodens auf das Gemüth des Menschen ausübe, als gerade hier, wo die verschiedenartigsten sich in einer gewissen Vollkommenheit neben einander darstellen. Wir sind auch Pflanzen, die zu einem bestimmten Boden gehören, vielleicht mit etwas größerer Acclimatisationsfähigkeit begabt, als die übrigen Gewächse der Erde. Deutsche, die den Süden aufsuchen müssen und zum Heimweh geneigt sind, sollten lieber an den Meerbusen von Salerno, als an den von Neapel gehen: die fremdartigen Bilder erscheinen hier auf heimischem Grunde, und so wird die Empfindung, die in ihren Tiefen beruhigt bleibt, durch die neuen Erscheinungen nur obenhin berührt; das Gemüth nimmt die Außenwelt, der es sich gewachsen fühlt, mit behaglicher Ruhe an, weil es bei sich bleibt.

Der Golf von Neapel freilich ist größer und schöner als der von Salerno; er ist ein durchaus künstlerisch componirtes Werk, in welchem das Mannichfaltige in einer das Ganze überwaltenden Einheit zusammengefaßt und wohl geordnet ist. Die gleichmäßig geschwungene Linie des Golfes, in deren Mitte sich in den edelsten Contouren der Vesuv erhebt, so weithin sich absenkend und verbreitend, daß er beide Flügel des Golfes an sich heranzuziehen und festzuhalten scheint; diese Flügel selbst symmetrisch gebildet und doch jeder frei ausgeführt, der eine vulkanisch, der andere dolomitisch; das Ganze in einem weiten Kreise umschlossen von der ruhigen Linie des Appennin: das sind die wesentlichen Compositionsmotive dieses einzigen Kunstwerkes, dessen lineare Schönheit derjenigen seiner unerschöpflichen Licht- und Farbenreize vollkommen gleichkommt. Der Golf von Salerno ist lieblich und für uns Deutsche von doppeltem Reize; aber ihm fehlt jene künstlerische Anordnung, die bei dem von Neapel wie bewußt aussieht, seine Schönheiten sind wie zufällig hingeworfen und ordnungslos gehäuft.

In Salerno angekommen, brachen wir sofort nach Amalfi auf. Es führt eine der schönsten Straßen dahin, die es geben mag. In der mittleren Höhe des steil abfallenden Felsrandes angebracht, dessen tiefen Einschnitten und Buchten sie folgt, hat sie über sich in mannichfachstem Wechsel malerische Schroffen und Zacken, unter sich das wunderbare blaue Meer, in dessen Fluthen verlassene Wartthürme und Kastelle sich spiegeln, zu Karl's V. Zeiten die ganze Küste entlang gegen die räuberischen Saracenen erbaut. Bald legt sie sich um scharfe Felsvorsprünge in den blendenden Sonnenschein hinaus, bald windet sie sich in kühle tiefeingeschnittene Thäler hinein, durch stille Städtchen hindurch, deren Kuppeln, deren enge mit vielen Bögen überbaute Gassen die Phantasie mit Bildern des Orients erfüllen. Und darüber Buchengebüsch, blühender Ginster auf grünen Matten, Alpenveilchen, eine Wallfahrtskapelle auf schwindelndem Rande — Alles wie ein Feenmärchen aus frühern Tagen, mit dessen fremdartigen, fernhergewandelten Gestalten der kindliche Sinn unvermerkt die süßen Bilder der Heimath vermengt.

Atrani, der Geburtsort Masaniello's, dann Amalfi sind einzig schön gelegen, jenes breiter in eine von steilen Felswänden umschlossene Bucht gelagert, dieses zum Theil über schmale Terrassen emporklimmend, die durch malerische Pfade mit einander verbunden sind. Wir erstiegen zunächst das Kapuzinerkloster mit seiner berühmten Aussicht. Man sieht von da über die Straße zurück, die wir gekommen, auf Salerno, mit einem Blicke die Reize dieses herrlichen, meerbespülten Geländes umfassend. Die bekannte Staffage der weinumrankten Veranda, die ehrwürdigen Gestalten der Kapuziner, fehlte; sie haben einer Schifferschule Platz machen müssen. Wollte man mit dieser Gründung an jene Zeiten Amalfi's wieder anknüpfen, die seinen Namen groß und berühmt machten? Jene Zeiten, wo die Flagge der Republik zu den geachtetsten des Mittelmeers gehörte, wo seine Handelsgesetze an dessen Küsten herrschten, wie das lübische Recht in den nordischen Gewässern? Wo Flavio Gioja hier den Compaß erfand? Wie anders ist das Alles jetzt! Statt der 50,000 Einwohner, die Amalfi zu seiner Blüthezeit besaß, zählt es jetzt nur noch 3000, und drei, vier unscheinbare Küstenfahrer ankern an dem ehemals so belebten Strande. Das ist hier das unendlich Traurige — und die Erinnerung daran läßt einen vollkommenen und ungestörten Genuß nicht zu Stande kommen — dieser überall wahrnehmbare jähe Wechsel von hoher Blüthe zu tiefem und vollständigem Verfall, in dem selbst das Gedächtniß ehemaliger Größe und der Muth der Nacheiferung mit zu Grunde geht. Hier Amalfi mit seinem Handel und seiner Seefahrt, drüben Salerno mit seiner berühmten Universität, der Königin unter den medicinischen Schulen, deren Ruhm sich auch in der

deutschen Sage, im armen Heinrich, verewigt hat — die Leute in der Stadt wissen nicht mehr zu sagen, wo die Tausende bei ihren großen Lehrern ein- und ausgingen.

In der Stadt besuchten wir die Kathedrale S. Andrea, in deren Ausschmückung sich normannisch-saracenische Elemente mit byzantinischen mannichfach mischen. Interessant ist der Rest eines Kreuzganges neben der Kirche: sehr zierliche paarweise gestellte Säulchen tragen normannische Bögen, die sich über ihre Lichtung hinaus, innerhalb der Mauer gegenseitig weiter durchflechten. Diese erscheint dadurch bei Weitem weniger massig, und das Ganze gewinnt einen zierlich leichten hochstrebenden Charakter. In einem andern Nebenraume der Kirche forderten zwei antike Sarkophage, die von Pästum herübergekommen sein mögen, unsere Aufmerksamkeit; der eine ist mit dem Raube der Proserpina, der andere mit der Vermählung des Mars und der Rhea geziert, beide von schöner Arbeit. In der Krypte imponirt eine ganz vortreffliche Bronce-Statue des heil. Andreas. Leider läßt sich bei der kärglichen Beleuchtung ein Totaleindruck von ihr nicht gewinnen; aber das Einzelne, sowie es in's Licht tritt, erweist sich als wahr und lebensvoll. Im Hinausgehen fielen uns die Broncethüren des Hauptportales durch ihren bildlichen Schmuck auf. Die einzelnen Füllungen zeigen nämlich in einer Zeichnung, die man den Byzantinern, von denen sie doch unzweifelhaft stammen, gar nicht zutraut, verschiedene Apostelfiguren und eine Madonna, dargestellt durch Silberstreifen, welche in die Bronce eingelegt sind. Die Gesichter sind ganz von Silber, die Züge in die Plättchen hineingravirt. Ursprünglich muß diese Arbeit sehr schön ausgesehen haben; jetzt ist die Oberfläche zu sehr mit Schmutz und Oxyd überzogen. —

Salerno, 18. Februar.

Heute früh fuhren wir mit der Eisenbahn bis Battipaglia, wo uns die Dreispänner erwarteten, die uns nach Pästum bringen sollten. Die besonderen Umstände, unter denen wir reisen, zogen uns die Ehre einer Escorte zu, die weit über das nothwendige Maß hinausging. Achtzehn Carabinieri und Lancieri, dazu zwei Offiziere und ein Trompeter trabten lustig neben den Wagen her. Zu Anfang, da wir uns noch mitten in einer reichangebauten Gegend befanden, wollte uns überhaupt die Nothwendigkeit einer Bedeckung nicht einleuchten; aber schon nach einer viertelstündigen Fahrt gewann die Landschaft einen so unheimlichen Charakter, daß wir den Versicherungen der begleitenden Offiziere zugänglicher wurden. Alle Spuren des Anbaues hören auf; links bis zum Gebirge, rechts bis zum Meere dehnen sich breite, öde Steppen von unendlich trübseligem Aussehen.

Dann und wann ein einsames verwahrlostes Herrenhaus mit sorgsam vergitterten Fenstern. Hie und da sind die Flächen durch weidende Pferde, durch Haidschnucken und Büffel belebt, denen mächtige Hunde beigesellt sind. Der Büffel ist nun zwar durchaus nicht der bösartige Geselle, den die Reisebücher aus ihm machen, aber er sieht doch entsetzlich grämlich aus und als ob hinter seiner eingedrückten Stirne nur eine recht freudlose Weltanschauung wie ein ohne Licht aufkeimendes Kellergewächs sich bilden könnte. Einen jämmerlichen Anblick gewährten die zerlumpten Menschen, die diesen melancholischen Landstrich bewohnen; ihre Haut ist fast aschfarben oder gelb wie die von Leberkranken; ihre Ernährung muß die allerdürftigste sein. Oefters begegneten uns Reiter, meist zu zweien, dreien; sie hatten Alle ein Gewehr queer über dem Sattel liegen. Man konnte sich plötzlich in die Prairien Amerikas versetzt wähnen.

Ein Oberst, dem die Verfolgung der Briganten obliegt, erzählte uns, daß ihre völlige Ausrottung deshalb so schwierig sei, weil die Banden berufsmäßiger Räuber, die an sich zwar immer nur klein seien, sich für ihre größeren Unternehmungen aus den zahlreichen unsichern Elementen der Bevölkerung zu verstärken wüßten. Dieses armselige Volk wird mit einigen Francs abgefunden, bleibt nach vollbrachtem Handstreich ruhig in der Ebene und ist nicht zur Bestrafung zu ziehen. So haben die Briganten ihre Hilfe und ihren Nachwuchs unter den Bauern, wenn man sie so nennen will, und diese ihre Lehrmeister und Vorbilder an jenen. Wird nun auch oben im Gebirge eine Bande aufgehoben, so finden sich unten in der Ebene schon strebsame Naturen genug, um bei nächster Gelegenheit die leergewordene Stelle einzunehmen. Die Verfolgung der Briganten selbst fordert zwar, weil das Gebirge umstellt werden muß, ziemlich starke Commandos, hat aber keine großen Gefahren; sie wehren sich sehr selten, sondern ergreifen beim Beginn des Treibjagens alsbald die Flucht und entledigen sich der Gewehre, die ohnehin nicht viel taugen. Die letzte größere Bande, welche der Oberst aufhob, war diejenige, welche vor einigen Jahren den Engländer Moens gefangen nahm und um ein Lösegeld von 120,000 Francs brachte. Gerade an der Stelle, die wir jetzt passirten, war er mit seiner Frau und einem älteren Begleiter überrascht worden. Den Herren ließ man die Wahl, welcher von Beiden die Tour in's Gebirge mitzumachen wünschte; die Dame, welche ihren Gatten begleiten wollte, wurde als unnütze Zugabe zurückgewiesen. Nach acht Wochen langte das Lösegeld an, der Engländer gewann sich's wieder durch ein Buch, in welchem er die chevaleresken Banditen verherrlichte, und die Mutter der beiden Häuptlinge baute sich von der Beute ein schönes Haus. Von der Bande, welche demnächst aufgehoben wurde,

fielen Mehrere im Gebirge, den Rest sperrte man auf funfzehn und zwanzig Jahre ein. Unter den Anderen brachte man auch einen achtzigjährigen Mann und die Geliebte des Chefs ein, die in Mannskleidern alle Unternehmungen ihres Rinaldo mitgemacht hatte. Nach zwei Monaten genas sie im Gefängnisse eines kleinen Briganten.

Ob man nur nicht dieser Hyder des Brigantaggio in's Herz treffen könnte, statt ihr fort und fort die nachwachsenden Köpfe abzuschlagen? Nährt sie sich aus der allgemeinen moralischen und wirthschaftlichen Fäulniß, welche diese Gegenden bedeckt, giebt es hier zu wenig Leute, denen ihr Besitzthum ein Interesse gäbe, dem Räuberunwesen zu steuern, und zu Viele, welche die erste beste Gelegenheit, die nächste Noth unter die Banden führen kann und die es nie zu consistenten moralischen Begriffen gebracht haben, so scheint Pulver und Blei für den großen Schaden ein sehr unzureichendes Heilmittel zu sein. Im letzten Grunde verschuldet ihn die Art der Bodenvertheilung und die Apathie der großen Grundbesitzer. Der ganze Grund und Boden gehört einigen wenigen Leuten, die auch anderwärts viel zu sehr begütert sind, als daß sie einen Zwang fühlen sollten, grade hier ihre Revenüen zu erarbeiten Weil im Sommer hier das Malariafieber herrscht, welches die Menschen zu jenen jammervollen Gerippen ausmergelt, lassen sie den Boden ohne Cultur, überlassen sie ihn ausschließlich den Heerden ihrer Büffel und Pferde. Aber es liegt auf der Hand, daß eben der Mangel an Cultur — die hier durch die Verheerungen der Saracenen unterbrochen wurde — jene Fieber hervorruft. Es fehlt hier an einer Decke kräftiger Pflanzen, welche die Gase aufsaugen könnten, die zu ihrer Ernährung gehören, dem Menschen aber schädlich sind; es fehlt hier an Wald, an Getreide, es fehlt endlich an einer Ableitung der stehenden Wässer. Daß vor Zeiten hier die Gegend wohnlich und gesund war, beweist die einstige Blüthe der alten rosenberühmten Posidonia. Um nun aber aus dem schlimmen Zirkel, welcher zwischen der Verödung und Verarmung einerseits, dem Fieber und dem Brigantaggio andrerseits besteht, herauszukommen, müßten andere Besitzverhältnisse geschaffen werden, und mich dünkt, dem Staat erwüchse aus der notorischen Thatsache jener moralischen und physischen Seuche ein unbestreitbares Recht zu einem umfassenden Expropriationsverfahren. Er müßte diese Landschaft kaufen, um sie zum Theil zu bewalden, zum Theil in mittleren Parcellen wieder zu verkaufen. Auf andre Weise — und ähnlich verhält es sich an mehreren andern Punkten der Halbinsel, z. B. in der Campagna di Roma, wo auch mit dem Fieber das Banditenwesen herrscht — auf andre Weise scheint hier nicht geholfen werden zu können.

Inzwischen hatten wir uns, nachdem wir Mitte des Weges den Sele (den Silarus der Alten) auf einer Fähre passirt, der alten Rosenstadt genähert. Durch die Reste eines alten Thores fuhren wir in ihren Bezirk ein. Ein tief wehmüthiger und doch unendlich großartiger Anblick! Dürftige Binsen, hartes Gras, Disteln, Brombeerranken und Akanthus bedecken den Boden. Niedrige Hügel, aus denen Mauerreste hervorragen, deuten die Stellen alter zusammengestürzter Bauten an; einige Spelunken voll ärmlichen Volkes stehen die Straße entlang. Aber mitten aus dieser Wüstenei, einige hundert Schritte vom Meere, erheben sich drei Bauwerke von unvergleichlicher Schönheit, drei edle dorische Tempel.

Am Ufer erblickst du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufstrebendes dorisches Bildwerk.
Nur Eidechsen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben
Ziehen geschaart jetzt über das offene Dach laut kreischend;
Brombeern decken die Stufen, und viel giftsamiges Unkraut
Kleidet den riesigen Sturz abfallender Trümmer in Grün ein.

Man vermeint zu träumen, wenn man diese Tempel im Ganzen so wohl erhalten, daß man von ferne die Zerstörung nicht erkennt, inmitten dieser Einöde zuerst erblickt; man meint nun bald den Zug der Priester daraus hervorschreiten, den Dampf der Opfer zum Himmel wallen sehen zu sollen.

Die drei Tempel liegen mit der nach Osten, landeinwärts gekehrten Front in einer Linie, der zweite vom ersten einige hundert Schritte entfernt, der dritte dem zweiten etwas näher. Wir wandten uns zuerst dem mittleren größeren zu, den man der Schutzgottheit der Stadt, dem Poseidon, zugeschrieben hat. Bei seinem Anblick überkam uns alsbald jenes einzige Gefühl, welches nur die Nähe eines in seiner Art Vollendeten in uns hervorzurufen vermag: die höchste und ruhigste Freude, welche uns auf dieser Erde entstehen kann. Alles Beängstigende, Kleinliche und Verwirrende fällt auf Augenblicke hinter uns, die Seele fühlt sich von Grund aus harmonisch und rein gestimmt, wir verlieren uns an ein Höheres und sind bereit das Unheil gelassen zu ertragen, das Gute muthig zu vollziehen. Denn das menschliche Leben verkündet sich uns in diesen Momenten in seinen höheren Schätzen, in seinem unendlichen Werthe; wir erfüllen uns mit der ewigen Geltung der Ideale. Das ist die kathartische, die reinigende Wirkung, welche nicht nur die Tragödie, sondern jedes wahre Kunstwerk an uns übt. Jedes wahre Kunstwerk! Jedes nämlich, welches ein wirklich Empfundenes durch ausreichende, aber nicht überflüssige Mittel zur Darstellung bringt. Und dergleichen sah man hier. Das Gefühl einer unendlichen Ehrfurcht vor den Göttern ist hier mit

einer Gewalt zum Ausdruck gebracht, daß es uns selbst ganz und gar ergreift und erfüllt; — und doch mit wie einfachen Mitteln ist diese mächtige Wirkung erreicht! Wir erblicken nichts als das Nothwendige, aber durch Ordnung und Maß ist es zum Schönen geworden; es befriedigt den überlegenden Sinn und erfreut zugleich das Auge durch die Schönheit aller Verhältnisse. Man empfindet jeden Theil klar und deutlich in seiner architektonischen Bedeutung, den einen als Kraft, den andern als Last, und doch das Ganze wie eine freie Schöpfung gottgeborener Phantasie.

Wir gingen nun daran, uns den mächtigen Eindruck, den wir empfangen hatten, durch die Betrachtung der einzelnen Theile und ihrer Verhältnisse zu einander zu erklären und zu erläutern.

Der Portikus, welcher die Cella umgiebt, wird durch 34 dorische Säulen gebildet, von denen je 6 in den Fronten stehen. Das Gebälk, welches ihnen aufliegt, besteht aus dem Architrav, dem in Metopen und Triglyphen getheilten Friese und einem schräg unterschnittenen kräftig ausladenden Karnieß; auf beiden Schmalseiten erhebt sich über diesem noch ein Giebel. Die Säulen sind ohne Basen auf den Stylobat aufgesetzt; der ganze Unterbau, gewissermaßen der Altar, auf welchem das herrliche Geschenk den Göttern dargebracht wird, besteht aus drei mächtigen Stufen. Ist man nun durch die vordern sechs Säulen in das Innere getreten, so befindet man sich der Cella gegenüber, deren Sohle sich etwa einen Meter über den Stylobat erhebt. Von der vorderen wie von der hinteren Seite führen einige Stufen hinauf; einige andere, die noch seitlings vorhanden sind, bildeten den Ansatz zu einer Treppe, welche zu einer oberen Galerie hinaufführte, von der ich gleich reden werde. Die Mauern, welche früher die Cella begränzten, sind nur noch an den Ecken, wo sie mit sogenannten Anten abschlossen, in Bruchtheilen vorhanden. Zwischen diesen Anten stehen auf jeder Seite zwei Säulen. Von dem Innenbau der Cella sind noch in zwei Reihen die 14 Säulen vorhanden, welche das Haus in drei Langschiffe theilten. Auf ihrem Architrav erhob sich eine zweite Säulenstellung, von welcher auf der einen Seite noch 5, auf der anderen noch 3 Schäfte übrig geblieben sind; sie begränzte nach dem Innern der Cella zu die vorhin erwähnte Galerie.

Daß der Tempel ein hypäthraler gewesen sei, d. h. sein Licht von Oben empfangen habe, ist nicht zu bezweifeln; etwaige Fensteröffnungen in der Cellawand würden ein allzuspärliches Licht haben einfallen lassen, da der äußere Portikus oben gedeckt war. Man wird sich die Einrichtung, ähnlich wie bei dem Zeustempel zu Olympia, folgendermaßen zu denken haben. Die innere Säulenstellung erreichte mit dem Architrav der oberen Reihe die

Höhe des äußeren Gebälkes; beide konnten also durch eine Decke verbunden werden. Ueber dieser durch die Cellawand getheilten, vermuthlich cassettirten Decke, deren Balkenlöcher man noch sieht, lag dann das nach Innen wie nach Außen abfallende Dach, dessen First also gerade über der Cellawand hinlief. Ein volles Dach hatte wohl nur der Raum vor und hinter der Cella und die Stelle, wo, im Hintergrunde des Heiligthums, das Götterbild selbst aufgestellt war; im Uebrigen war der Bau oben offen. Die Gliederung des eigentlichen Gotteshauses in den Pronaos, die eigentliche Cella und das Opisthodom ist nur noch im Steinpflaster des Bodens zu erkennen.

Was nun die Größenverhältnisse betrifft, nach denen die Massen angeordnet sind, so scheint es auf den ersten Blick, als waltete in der Bestimmung der Dimensionen das Gesetz der Gleichheit und der genauen Multiplication; aber bei sorgfältigerer Betrachtung zeigt sich, daß meistentheils von der absoluten Regelmäßigkeit durch ein geringes Mehr oder Minder abgewichen ist. Die Sache stellt sich so dar, als sei der Architekt bei seinem Entwurfe von jener Proportionalität, welche aus der Anwendung von gleichen oder genau vielfachen Größen hervorgeht, ausgegangen und habe sie dann durch eine geringe, aber nur ganz geringe Veränderung der Verhältnisse absichtlich alterirt.

So würde, um mit den Horizontalmaßen zu beginnen, die Langseite des Tempels, welche von Eckfäule zu Eckfäule 58,23 Meter lang ist (ich gebe die Ziffern nach der bei Mercurio Ferrara verzeichneten Messung des Architekten Gaetano Genovesi von Eboli), gerade das doppelte Maß der Breitseite betragen, wenn sie statt 13 Säulen nur 12 hätte, nämlich die doppelte Zahl der Frontsäulen; und ein so einfaches Verhältniß möchte der ersten Ueberlegung leicht als das angemessenste erscheinen. Aber der Meister erwog ohne Zweifel, daß die Langseiten dann zu kurz *scheinen* müßten, weil sie durch die mächtigen mit Giebeln gezierten Fronten gedrückt würden, und diesen ästhetischen Nachtheil suchte er durch ein bedeutenderes Maß auszugleichen. Den äußeren Säulen gab er einen unteren Durchmesser von 2,06 Meter, aber den Raum zwischen den Säulen (das Intercolumnium) machte er um 6 Centimeter größer. Nur an den Ecken ist dieß Verhältniß geändert; da sind die Intercolumnien 8 Centimeter kleiner genommen, als die Säulendurchmesser. Dies kommt daher, daß die Triglyphen der Ecken nicht, wie die übrigen, mit ihrer Mitte gerade über die Mitte ihrer Säulen zu stehen kommen durften, weil diese sonst zu weit über die Winkel des Gebälkes hätten hinaustreten müssen; es mußten also entweder die letzten Metopen unverhältnißmäßig breit oder die letzten Intercolumnien unver=

hältnißmäßig eng genommen oder endlich es mußte die entstehende Differenz auf Metope und Intercolumnium vertheilt werden. Der Architekt wählte das Letztere und machte die Eckmetopen etwas breiter, die Eckintercolumnien etwas enger, als die übrigen. Indem er so die Säulen auf den Ecken etwas dichter stellte, schloß er zugleich den ganzen Bau kräftiger zusammen.

Aber weiter. Dem Intercolumnium scheint die Breite des Portikus zu entsprechen; aber in der That differiren die Maße um eine Kleinigkeit. Der Raum vor und hinter der Cella scheint doppelt so breit wie der übrige Umgang; aber auch hier findet sich eine geringe Differenz. Die Breite der Cella beträgt ungefähr die Hälfte der Breite des ganzen Tempels, aber auch nur ungefähr: der Unterschied beziffert sich immerhin mit 1,22 Meter. Die Länge der Cella scheint der Breite des Tempels gleich zu kommen; aber hier erweist die Messung ein Mehr von 1,99 Meter für die Cella.

In den Vertikalmaßen finden ähnliche Verhältnisse statt. Die mächtigen Säulenschäfte haben mit 8,57 Meter Höhe ungefähr viermal ihren Durchmesser als Längenmaß, aber nicht genau: der nach dem Vierfachen berechneten Höhe sind einige Centimeter zugelegt. Das Gebälk beträgt in seiner Stärke wiederum etwas mehr als das Drittheil der Säulen mit ihrem Capitell, und diese messen ungefähr die Hälfte von der Höhe des ganzen Baues, vom Erdboden bis zur Giebelspitze genommen. Doch glaube ich, daß noch eine Stufe des Basamentes, welches wie es jetzt ist, nicht kräftig genug erscheint, in der Erde verborgen liegt, wie denn auch der s. g. Concordiatempel zu Agrigent, der dem unsrigen in allen Maßen sehr ähnlich ist, sich auf einer Basis von vier Stufen erhebt; und diese vierte Stufe noch hinzugenommen würde das letztbezeichnete Verhältniß noch feiner und den früher erwähnten analoger sein, als bisher.

Und wozu nun diese durchgehenden Abweichungen von der mathematischen Gesetzmäßigkeit, von welcher man meinen sollte, daß sie das Auge am allermeisten befriedigen müßte? Wozu diese Unregelmäßigkeit, die so ganz dicht neben der Regelmäßigkeit hinläuft? Wie die Erfahrung an seinem Werke lehrt, erreichte der Künstler damit einen großen Erfolg. Er goß über die todten Massen einen Schein lebendiger Freiheit aus, er machte interessant, was bei vollkommener Regelmäßigkeit nur befriedigend gewesen wäre, und er nöthigte das Auge zu einer unablässigen Bemühung, seinen Maßen nachzugehen. Er entband somit gegenüber seinem Werke unsere eigene Thätigkeit, und das ist das Höchste, was ein Künstler erreichen kann. Diesen Schein freien organischen Lebens zu verstärken, dienten ihm aber noch einige andere Momente. Zunächst die Bildung der Säule, als des vornehmsten Bau-

gliedes. Der Künstler wollte ein ungemein ernstes und würdiges Bauwerk hinstellen, und um die imposanten Massen des Gebälkes zu tragen, bedurfte er sehr kräftiger Stützen. Aber indem er ihnen ihre Kraft ließ, nahm er ihnen ihre Plumpheit durch außerordentlich tiefe und breite Canelluren, deren er 24 um die Säule legte — wenn ich nicht irre, das einzige Beispiel einer so reichen Canellirung innerhalb des älteren dorischen Stils — und er machte vollends aus der todten Stütze ein lebendiges Organ voll bewegter Kraft, indem er dem Schafte eine leichte Schwellung gab. Nun will es scheinen, als wirkte hier eine bewußte Kraft von Unten nach Oben, als wohnte dem Gesteine ein mächtiges Streben und Sichzusammennehmen inne. Vitruv sagt bei Gelegenheit der Lehre von den Säulenordnungen, daß die dorische Säule dem Typus der männlichen, die ionische dem der weiblichen Gestalt nachgebildet sei, und man möchte wohl darüber lächeln. Aber seine Bemerkung bezeichnet doch den Effect richtig, mag vom Ursprunge der verschiedenen Säulenstellungen gelten was da will. Diese Front dorischer Säulen gemahnt wie eine Reihe tüchtiger gewaltiger Männer, die würdig eine würdige Last zu tragen dastehen; das mächtige Haupt steht fest auf dem kurzen Nacken, über die starken Glieder sinken ernste Falten hinab.

Dann noch ein Zweites. Wie in den Maßverhältnissen, so fehlt auch in den Linien die absolute mathematische Strenge; sie erscheinen wie unmerklich geschwungen, wie leise in Bewegung gesetzt. Diese Wahrnehmung hat man zwar hier wie anderwärts aus dem durch die Zeit herbeigeführten inneren Verfalle der Bauwerke erklären wollen; aber seit Zeller den Unterbau des Parthenon und die Fugen seines Gemäuers genau untersucht und (gegen Bötticher) dargethan hat, daß kein Ausweichen der Ecken des Gebäudes stattgefunden habe und daß vielmehr die im Gebälk und im Stylobat bemerkten Curven schon im Stereobat vorgebildet seien, seitdem wird man auch für den Poseidontempel etwas Aehnliches annehmen dürfen. Aber es verlohnte sich wohl der Mühe, auch seinen Unterbau mit der Wasserwaage zu untersuchen, um die Sache zur Evidenz zu bringen, überhaupt eine solche Prüfung mit den Denkmälern griechischer Baukunst vorzunehmen. Man würde damit, wie mir scheint, ein neues Kriterium für ihr Alter gewinnen, da gewiß erst die vorgeschrittenere Kunst zu der Kühnheit gelangte, den steinernen Baugliedern einen Schein von Bewegung zu verleihen.

Nur schwer vermochten wir uns von dem Anblicke dieses Heiligthums zu trennen. Wieder und wieder kehrte das Auge zu den herrlichen Säulen zurück, deren röthlichgelber Ton wie ein ausgesuchtes Complement zu dem tiefen Blau des Himmels erscheint. Diese Farbe übrigens, die uns jetzt so sehr entzückt, hatte der Tempel ehemals nicht. Er war, wie das noch

an den geschützten Stellen der Capitelle zu sehen ist, mit einem feinen Stuck überzogen, und dieser Stuck war bemalt. Jedenfalls in verschiedenen Farben, wie man die Reste solcher Polychromie an den Tempeln von Agrigent wahrgenommen hat; hier ließen sich nur noch die Spuren einer gelben Farbe entdecken. Wer aber die Wandmalereien Pompeji's gesehen hat, der weiß, wie anders diese Flächen geleuchtet haben müssen, als unsere übertünchten Wände. Es lag dies sowohl an der Wahl kräftigerer, reinerer Farben, als an der Zubereitung des Malgrundes, der nicht mit Sand, sondern, wie ich dies schon früher beschrieb, mit Marmor- und Kalkspathsplittern angemischt wurde und dadurch einen natürlichen Glanz bekam. Diesen Stuck hielt der Stein vermöge seiner Structur außerordentlich fest. Es ist das nämlich ein sehr röhrenreicher Kalktuff von einer so ungewöhnlichen Festigkeit, daß ihm die Zeit nicht das Mindeste anhaben zu können scheint. Seine schöne Farbe verdankt der Tempel darum auch nicht, wie man wohl liest, einer jahrhundertelangen Verwitterung; der Stein hat vielmehr, wie wir uns überzeugten, schon im Bruche den schönen, rothgelben Ton.

Die beiden anderen Tempel, deren Material aus anderen Brüchen stammt, machen in ihrer grauen Färbung bei Weitem den malerischen Eindruck nicht, wie der mittlere. Aber auch in architektonischer Beziehung stehen sie ihm nicht gleich. Aus einer Zeit stammend, die es mit den Göttern schon leichter nahm, sind ihre Verhältnisse, obwohl noch immer schön, doch weit weniger imposant. Die Säulen, mit nur 20 Canelluren, sind viel dünner und schlanker, als im Poseidonstempel; was aber ihren Charakter am meisten alterirt, das ist die allzu starke Curve, in der sie sich verjüngen; dies nimmt ihnen viel von dem Ernste, welcher der dorischen Form ursprünglich eigen ist. Der nördliche, der s. g. Cerestempel, ist von einfacherer Anlage als der mittlere: seine Cella hatte keine Säulen. Der südliche macht in Betreff seiner Bestimmung zu schaffen; von den Meisten wird er überhaupt nicht für einen Tempel, sondern für eine Basilika erklärt. Wenn es, wie ich glaube, ein Tempel war, so war er zwei Göttern gewidmet. Gerade in seiner Mitte erhob sich nämlich auf einer Plattform, welche die Cella getragen haben kann, eine Säulenreihe, von der noch drei Säulen und zwei herabgestürzte Capitelle vorhanden sind: sie theilte die Cella der Länge nach in zwei gleiche Hälften. Standen nun die beiden Götterbilder an der Rückwand des Tempelhauses neben einander, aber durch die Säulen von einander getrennt, so würde sich die weitere architektonische Ausführung des Baues vielleicht in folgender Weise denken lassen. Die Säulen, welche nicht frei gestanden haben können, stützten eine Decke, welche über den ganzen Tempel

sich erstreckte. Da aber der Standort der Götterbilder eine bestimmte Eingränzung verlangte, so muß auch eine Cellawand vorhanden gewesen sein. Nur glaube ich nicht, daß sie ganz herumging, weil es sonst dem Hause an Licht gefehlt haben würde; ich vermuthe vielmehr, daß eine Mauer nur auf der Rückseite und auf eine kurze Strecke der Langseiten vorhanden und daß sie nach vorne zu in Säulenstellungen aufgelöst war, so daß nur die Götterbilder selbst eingefriedigt erschienen. Ein Beispiel von einer so weit gehenden Auflösung der Cellamauer giebt es allerdings nicht; doch sind in Selinunt die Trümmer eines Tempels vorhanden, in welchem sich die Seitenwände gewissermaßen in die Säulen des Pronaos fortsetzten, und überdies fordert das einzige Vorkommen der mittleren Säulenreihe in der s. g. Basilika auch eine einzige Restauration.

Der ganze Boden, über den wir hin und wieder gingen, birgt die Trümmer alter Bauwerke. Hier ragt der Corridor eines Theaters unter der Rasendecke hervor, dort giebt sich die Senkung eines Amphitheaters zu erkennen. Von den Stadtmauern sind noch mächtige Quader erhalten. Vor den Thoren hat man Gräber bloßgelegt, in denen man Freskomalereien von unverkennbar griechischem Stile fand. Wir haben sie im Museum zu Neapel gesehen. Das eine Bild stellt den Abschied eines Kriegers dar, die anderen einen sehr merkwürdigen Todtentanz. Eine große Anzahl von Figuren, unter denen leider die führende fehlt, bildet durch gegenseitige Verschlingung der Hände eine Kette, die in eigenthümlich stürmischer Bewegung vorwärts drängt. Die meisten dieser Gestalten blicken nach derselben Seite; doch sind auch Jünglingsfiguren eingeschlossen, die sich rückwärts wenden. Die Gewänder wechseln in vier Farben mit Regelmäßigkeit ab, und da auch die Zeichnung sehr streng und typisch gehalten ist, so wirkt das Ganze wie eine Arabeske.

Eine herrliche Ernte würde ohne Zweifel den belohnen, der hier weiter nachgrübe. Diese Arbeit der italienischen Regierung allein zuzumuthen, ist unbillig; die ganze gebildete Welt ist zu sehr an der Auffindung und Erhaltung der Reste antiken Lebens interessirt, als daß sie nicht in ihrer Gesammtheit auch zur Tragung der nothwendigen Lasten herbeigezogen werden sollte. Wenn sich doch einmal in Bezug auf einen so humanen und allgemein gebilligten Zweck eine entente cordiale der führenden Mächte herstellen wollte!

Sicilien.

Palermo, 25. Februar.

Wir haben's erreicht! wir stehen auf dieser merkwürdigen Scholle, die recht wie ein Probirstein geschichtlicher Kräfte in die Mitte derjenigen Völker gelegt, welche die alte und mittlere Geschichte machten, die kräftige Spuren von allen aufweis't. Hier haben in jähem Wechsel Phönizier, Griechen, Carthaginienser, Römer, Byzantiner, Saracenen, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier auf dem Grund und Boden der uralt eingewanderten Sikuler und Sikaner gebaut und zerstört und, in einen kurzen thatenreichen Moment zusammengedrängt, einen raschen Auszug ihres geschichtlichen Lebens gegeben. Zwei Existenzen bewahrten durch so viele und so stürmische Veränderungen hindurch eine starke lebendige Continuität: das ist das uralt angesessene Volk, das den Fußtritt so vieler eiserner Geschlechter auf seinem Nacken fühlte, ohne zusammenzubrechen, und die Kirche, die schmiegsam und zäh sich mit allen verständigte. Das Volk lebt noch in und mit jener Sprache, die es einst, als einen Zweig des italischen Stammes, vom italischen Festlande herüberbrachte; keines der zeitweilig herrschenden fremden Idiome hat sie verdrängen oder eine Mischung mit ihr eingehen können, und auch der Sprache Italiens gegenüber hat sie eine große Selbständigkeit bewahrt, obschon sie natürlich an dem Processe der Latinisirung, dann der Italianisirung in großem Umfange Theil genommen hat.

Wie die Kirche sich zu den verschiedenen auf einander folgenden Mächten verhielt, das lehrte uns heute schon ein Blick in eine ihrer Cultusstätten. Aus den griechischen, dann den römischen Theatern und Tempeln entnahm sie die Säulen zum Aufbau ihrer eigenen Gotteshäuser, bei den Byzantinern lernte sie den Dachstuhl vergolden und die Apsiden mit Mosaiken schmücken, von den Saracenen, denen sie einen Theil ihrer Heiligthümer abtreten mußte, entlieh sie die gewundenen Säulchen und den zierlichen Spitzbogen, auch die Bändermuster der heiligen Stufen; als sie dann auch die verlassenen

Moscheeen wieder in Besitz nahm, ließ sie doch die Sprüche des Koran an Säulen und Wänden stehen. Die Normannen brachten ihr reizende phantastische Capitelle und die Mannichfaltigkeit der Friese, bauten ihr Thürme und schmückten die Wände, die Deutschen und Franzosen schenkten ihr gothische Portale; den Erzgießern und Bildhauern der italienischen Renaissance dankt sie manche herrliche Pforte, manche schöngebildete Kanzel. Gegen die Ueberladungen und Willkürlichkeiten des Barockstils hat sie sich mehr als irgendwo sonst gewahrt. Die Kirche beherrschte neben und unter den fremden Eroberern das Volk durchaus; erst die neue Dynastie, welche der alten Zusammengehörigkeit der Sicilianer und Italiener wieder gerecht geworden ist, hat ihr einen mächtigen Stoß versetzen dürfen.

Palermo gewährt dem Heranfahrenden einen reizenden Anblick. In eine reichbegrünte, im Halbkreis von Gebirgen umfaßte Ebene, zwischen das Cap Mongerbino und den phantastischen Monte Pellegrino eingebettet macht es mit seinen zahlreichen zum Theil echt byzantinischen Kuppeln und den normannischen Thürmen einen fremdartigen märchenhaften und doch überaus traulichen Eindruck. Großartig und imponirend ist es nicht; um ein, zwei Stockwerke niedriger als Neapel, mit breiten Hauptstraßen, aber sehr engen Nebengassen, ohne bemerkenswerthe Handelsbewegung, sieht es kleinstädtischer, ländlicher, aber behaglicher aus, als jenes. Stärker als in Neapel fühlt man hier die Vergangenheit durch; hie und da eine Renaissancefaçade, ein antikes oder saracenisches und normannisches Motiv auch an Privathäusern, die geschweiften Formen der eisernen Gitter, welche die Balkons einfassen, und der Consolen, auf denen sie ruhen, das Alles führt die Phantasie in die früheren Perioden der Geschichte zurück. Am meisten fühlt sich in der Aeußerlichkeit der Häuser die spanische Zeit durch. Auch dem Kleinsten und Alltäglichsten, dem Geräthe des gewöhnlichen Lebens, ist die Vergangenheit abzulesen. Da begegnen uns zahlreiche zweirädrige Lastkarren, mit einem Maulthiere oder Esel bespannt: die Seitenwände des Wagenkastens sind in grellen Farben meist mit sechs Bildern bemalt, die aus der weltlichen Geschichte so gut wie aus der heiligen ihre Gegenstände entnehmen. Christoph Columbus und Ferdinand Cortez begegneten wir ziemlich oft; auch Scipio Africanus, Julius Cäsar und andere römische Helden werden dargestellt. Wir sahen demnächst vor einer Schmiede einen Künstler stehen, der mit seinen Farben über den schönen citronengelben Grund des Wagens hinmeisterte; er arbeitete ohne Schablone und handhabte seinen Stoff so frei, wie nur irgend ein Rhapsode es mit dem seinigen thun kann. Stereotyper sind die allerliebsten buntfarbigen gold- und silberglänzenden Verzierungen, mit denen die Maulthiergeschirre übernäht sind. Die ganze Art und Weise des Schmuckes

stammt ohne Zweifel aus der saracenischen Zeit; von dem Adler aber, der sich auf allen Scheuledern findet, möchte ich glauben, daß ihn die hohenstaufische Periode hinzugefügt hat. Es hat Alles einen historischen Zug, im ehrwürdigen oder komischen Sinne. So sahen wir auffallend viele Blinde; sie gehören jener merkwürdigen Akademie der Blinden an, deren Geschichte uns Gregorovius mitgetheilt hat, einer Akademie, die noch heute so ziemlich dieselben Satzungen bewahrt und übt, unter denen einst die Genossenschaften unserer deutschen Meistersinger lebten und dichteten. Man trug einen alten sammetüberzogenen verschossenen Thronsessel in Begleitung einiger seltsam geformter Candelaber an uns vorüber; wir wurden berichtet, daß die Principi es liebten, sich dann und wann in feierlicher Cour die Glorie ihrer Ahnen zu vergegenwärtigen und daß sie für diesen Zweck eine Art von Thronsaal in ihren Palazzis eingerichtet hätten.

Auf einer sehr tiefen Stufe ist nach allen Wandlungen offenbar die Kunstthätigkeit angelangt. In den sogenannten Kunstläden sahen wir außer den Tischplatten und Schachbrettern, die man hier aus den sicilianischen Marmorarten musivisch zusammenlegt, nur eine fürchterliche Sammlung gemalter Lithographieen, mit denen sich auch die Wohlhabenderen ihre Zimmer schmücken, und eine Reihe plastischer bemalter Figuren und Gruppen, die allerdings von großer realistischer Wahrheit, aber durch die Rohheit ihrer Action vollkommen abscheulich sind. Sie stellen nichts als Bestialität und menschliches Elend dar: man sieht da unglaublich zerlumptes schmutziges Volk, das sich um einen Bissen Brod mit Ofengabeln zu Leibe geht, irgend einen schnöden Todtschlag oder gar eine Scene aus dem bethlehemitischen Kindermord, wo Krieger und Mutter sich um ein Kind zerren, bis es mitten auseinander reißt. Diese Prachtstücke spanischer Schule stellt man sich auf die Kommode unter einen blutrünstigen, halbverwes'ten Heiland — beides lautredende Ankläger gegen Diejenigen, welche hier zu Hütern der Religion, der Kunst und der Humanität bestellt waren.

Gleich heute fuhren wir nach Monreale hinauf. Dieses Städtchen liegt auf der mittleren Höhe der Kalkberge, welche die kleine vom Orethus (Ammiraglio) durchströmte Ebene, in welcher Palermo liegt, nach dem Lande zu einfassen. Berühmt ist es durch seine Kathedrale S. Maria nuova, von dem Normannenkönige Wilhelm II. dem Guten im Anfange der siebenziger Jahre des zwölften Jahrhunderts erbaut, oder wie mir wahrscheinlicher ist, restaurirt. Nichts dient so sehr, den überlieferten Schulbegriffen eine heilsame Elasticität zu geben und die Strenge der gewohnten Classification zu mildern,

als der Anblick dieser Kirche, in welcher alle Stilarten in einander spielen, um schließlich doch ein Ganzes von mächtigster Wirkung hervorzubringen. Sie ist eine Basilika mit offenem hölzernen Dachstuhl; die granitnen Säulen, welche die Schiffe trennen, haben marmorne korinthische Capitelle, aber die Bögen, die auf ihnen ruhen, sind gothisch. Der ganze musivische Schmuck der Kirche endlich — der Abt Gravina hat ihn in einem kostbaren Tondruckwerke nachbilden lassen — ist byzantinisch oder wenigstens byzantinisch influirt. In der Apsis erscheint Christus selbst in mächtiger Gestalt, unter ihm die Madonna, rechts und links im Chore sämmtliche Apostel; für die Thaten und Leiden der beiden Hauptapostel, Paulus und Petrus, sind die beiden Queerschiffe aufbehalten; auf dem Tribunen- und Triumphbogen und auf den Pfeilern der Vierung finden sich die vornehmsten Heiligen dargestellt. Die Wände der Langschiffe enthalten eine zusammenhängende Reihe von Bildern aus dem alten und neuen Testamente, in einem freieren und lebendigeren Stile, als ihn die Figuren der Apsis zeigen. Endlich ist der ganze Boden der Kirche musivisch geschmückt, das Haupthaus in gröberen Marmormustern, der Chor — der jetzt erst nach Maßgabe des Vorhandenen ganz vollendet wird — mit Pasten und Glasflüssen in kleineren Würfeln. Die Treppenstufen, die zum Chore hinaufführen, zeigen alle verschieden gezeichnete Bänder. Man kann sich nichts Würdigeres und Harmonischeres denken, als diese Kirche. Sieht man solche byzantinische Bilder im Großen und an ihrer Stelle, so hat man doch eine mächtige imposante Wirkung davon; ja man muß sich sagen, daß diese streng stilisirende musivische Kunstweise für die Ausschmückung von Gotteshäusern die am meisten angemessene ist. Die Kunstgeschichte ist diesen Leistungen noch nicht ganz gerecht geworden, selbst das neueste vortreffliche Werk von Crowe und Cavalcaselle noch nicht völlig. Gregorovius in seinem Buche über Sicilien hat sie richtig gewürdigt. Daß Goethe sie so vollständig ignoriren konnte, um sich dafür so lange mit dem plastischen Unsinn des Principe Pallagonia zu befassen, erscheint an Ort und Stelle geradezu komisch; begreiflich wird es nur aus dem Umstande, daß er sich auf seiner sicilianischen Reise aus einer gewissen Bequemlichkeit ganz den Anweisungen überließ, welche Riedesel und Richard Payne in ihren Reiseberichten gaben. Jener aber schreibt: „Ich übergehe die Gothische Musaico-Arbeit, wovon die Sicilianer so viel Geschrey machen"; dieser bemerkt sogar: „Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der Griechischen Kaiser zu seyn: denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert."

Die ganze Kunst in Schematismus erstarrt, auf conventionelle Formen und Abbreviaturen reducirt, beständige geistlose Wiederholung des einmal

Angenommenen, Unterdrückung aller Subjectivität — nein, diese früher landläufige Charakteristik trifft wahrhaftig nicht zu. Es ist wahr, diese Kunst hat etwas ungemein Ernstes und Strenges, sie geht dem Reizenden und sinnlich Schönen aus dem Wege, um nur das Imposante und Würdige aufzusuchen, sie weiß die Formen des Alters meist besser zu geben, als die der Jugend; — aber weiter darf man nicht gehen. Die Meister, welche diese Mosaiken schufen, waren weder ohne Gefühl für Composition, noch für Schönheit der Linien, noch für Geschmack in der Drapirung, und innerhalb eines streng gebundenen Stils strebten sie nach charakteristischem Ausdruck; ja ich möchte eher glauben, daß man die oft wenig idealen Körperformen irgendwelchen Modellen als der Willkür einer dürftigen Phantasie verdanke. Interessant ist es jedenfalls zu beachten, wie anders diese Künstler arbeiteten, wo sie sich frei, als wo sie sich durch das Herkommen gebunden fühlten. Die im Allerheiligsten, im Raume der Tribune erscheinenden Gestalten, die nächsten Zeugen der göttlichen Mysterien, sind weit strenger und mächtiger gehalten, als diejenigen, welche das Haus schmücken. Dort gab es einmal einen alten Typus, von dem der Einzelne nicht abzugehen wagte; aber in den Schiffen der Kirche, wo sich das Volk versammelte und wo es mehr auf Gegenstände geistlicher Belehrung und Unterhaltung, als eigentlicher Anbetung ankam, durfte der Künstler schon freier erfinden und gestalten, hier hatte er es nicht mit fertigen Typen zu thun. Im Allgemeinen aber sollte man sich bei der Beurtheilung byzantinischer Tafelbilder, wie sie in der Regel unsere einzigen Anschauungsobjecte dieser Kunstweise bilden, daran erinnern, daß die Byzantiner eigentlich gar nicht als Maler anzusehen sind. Von Haus aus sind sie Mosaisten, gewohnt in Pasten und nicht in Farben zu arbeiten; was sich in dem doch immer groben musivischen Material auf der Kirchenwand, angepaßt an den Architekturstil, und auf eine gewisse Entfernung vortrefflich ausnimmt, erscheint hart und trocken, wenn man es mit ähnlichen Kunstgriffen, in kleinerem Maßstabe und ohne Kenntniß der specifisch malerischen Technik auf einer isolirten Holztafel nachahmt.

In dem einen Queerschiffe der Kirche stehen die Sarkophage einiger normannischen Könige. Hier ruhen Wilhelm I., der 1170 starb, seine Gemahlin Margaretha, seine Söhne Roger von Apulien, Heinrich von Capua und Wilhelm II., der Erbauer der Kirche. Die Grabmäler selbst sind aus späterer Zeit.

Von großem Reiz ist der Kreuzgang neben der Kirche, ein wahres Cabinetsstück saracenisch-normannischer Bauweise. Er umgiebt im Viereck einen großen verwilderten Rasenplatz, ist mit Kreuzgewölben gedeckt und

und durch die zierlichste und reichste Säulenstellung gestützt, die man sich denken kann. Die elegantesten kleinen Spitzbögen, mit starken normannischen Wülsten ausgelegt, die nur mit dem Rande auf den Capitellen aufstehen (was wieder nicht normannisch ist), ruhen auf schlanken Marmorsäulchen, von denen immer je zwei durch einen gemeinschaftlichen Abakus, den Zusammenhang der Capitelle und durch die gemeinsamen Plinthe gekoppelt sind. Die kreisförmig gebildeten Basen sind zweimal tief ausgekehlt und mehrmals eingeschnitten und haben unten vier zungenartige Blattauswüchse; die Schäfte kehren in etwa zwölf verschiedenen Mustern wieder. Einige Paare sind glatt, die meisten bandförmig gemustert und die Bänder abwechselnd in verschieden gebildeten meist schwarzrothgoldnen Sternen mosaicirt; aber die Streifen gehen entweder senkrecht oder in Spiralen, Beides in einem Zuge oder in Absätzen, oder endlich in Zacken und Durchflechtungen. Die ungemein reichen Capitelle sind sogar individuell gebildet. Aus ihren mit rundlichen Lappen geformten korinthisirenden Blättern wachsen allerhand Figuren heraus, meist der biblischen Geschichte, zum Theil dem kriegerischen Leben entnommen, zum Theil auch Schöpfungen freier Laune und Satire. Man sieht da normannische Reiter und Bogenschützen, Papageien und Füchse mit Pfaffenköpfen, Greifen und anderes phantastisches Gethier. Zwei Löwen erheben sich wie Wappenhalter, aber statt des Wappens halten sie einen Mann zwischen sich, den sie in die Ohren beißen. Auf einem Capitell sieht man den Stifter der Kirche, König Wilhelm, wie er den Dom, den ihm ein Engel zwischen den Fittigen trägt, der Mutter Gottes mit dem Kinde darbringt. Die Bögen, die sich über diesen Capitellen erheben, sind mit schwarzem und gelbem Tuff in saracenischen Mustern verziert; über das erste Band ist noch ein zweites eben so breites in anderer Zeichnung gelegt und das Ganze oben dicht unter dem Dache durch einen um den ganzen Hof gehenden Bandfries abgeschlossen. Von diesem Bande bis herab zum Capitell ist es etwa eben so hoch wie von da bis zur Plinthe; so ist die ganze Bogenstellung in sehr gefälligen Proportionen gehalten. Der Gesammteindruck ist nicht kirchlich oder gar klösterlich, sondern phantastisch-ritterlich.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Kathedrale befindet sich der alte (gegenwärtig in eine Kaserne verwandelte) Benedictinerconvent, dessen Treppenhaus zwei nicht uninteressante Bilder aufbewahrt. Das eine, von dem Palermitaner Velasques (der 1827 starb), stellt die Auffindung des Schatzes dar, von dem dann später die Kirche gebaut wurde; das andre ist die Brodvertheilung des heiligen Benedict, gemalt von Pietro Novelli dem Monrealesen, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts blühte. Es

ist dies neben Anemolo und Antonello di Messina der wichtigste und fruchtbarste Maler Siciliens; von entschieden großer und vielseitiger Begabung hat er es doch — wie seine Werke im Museum zu Palermo beweisen — zu einem individuellen Stile nicht bringen können, weil er seine Natur bald dem einen, bald dem andern der die Zeit beherrschenden Meister darlieh. Am meisten fühlen sich Velasquez und Spagnoletto in seinen Bildern durch, aber hie und da wird selbst Guido Reni bemerkbar. Monrealese hat jedenfalls längere Zeit in Neapel studirt und gearbeitet und dort alle jene verschiedenen Einflüsse auf sich wirken lassen.

Auf dem Rückwege von Monreale besuchten wir die berühmten Katakomben des Kapuzinerklosters. Der Frate, ohne nach unserem Begehr zu fragen, führte uns sogleich schweigend in die Todtenkeller hinab: lange gewölbte Gänge, die von ihren Enden her reichliches Oberlicht enthalten und vollkommen trocken sind. In welche Versammlung tritt man da ein! Nicht nur, daß Särge über Särge, oft mit Glaswänden versehen, rechts und links aufgeschichtet sind, sondern an den Wänden stehen dichtgedrängt in langen Reihen, durch Stricke an der Wand festgehalten, die bleichen mumificirten Körper der Verstorbenen, meist in ein braunes, kuttenartiges Gewand gehüllt. Bei vielen tritt der bloße Knochen heraus, bei Vielen aber hat sich die Haut pergamentartig erhalten und das Auge ist geschlossen geblieben. An ihren Kleidern ist wohl ein Zettel angeheftet, der Namen und Todestag nennt: Männer, die vor anderthalb Jahren noch frisch und kräftig das Leben genossen, lachten und scherzten, hängen nun hier mit grinsendem Gesicht, zu dieser jammervoll dürftigen Gestalt verkümmert. Durch die Reihen von 8000 Todten wandelt man dahin; der älteste ist aus dem Jahre 1669, wenn ich nicht irre. Die Abtheilung der Frauen ist von der der Männer abgesondert; sie liegen alle in Särgen, aber meist durch Glasscheiben sichtbar; die Jungfrauen tragen eine Krone auf dem Haupte. Kinder sah ich einbalsamirt, mit künstlichen Augen. Dieser Anblick bewegte mich am meisten; der gewaltige Schmerz wollte sich noch eine Zeitlang über den unendlichen Verlust gewissermaßen zu täuschen suchen und die geliebten Formen und Züge festhalten. Ach, wie sie sich doch so schrecklich verwandeln! Man möchte, wenn man dürfte, diese starren einst so süßen Augen vor dem Blicke der Eltern zuschließen und diese hinausführen in Gottes freie Natur und trösten unter den Bezeugungen seiner ewigen Liebe, die auch in ihr Herz wieder neue Wärme zu gießen vermag.

Ein besonderer Gang enthält die Geistlichen. Welch ein Concilium! Da stehen sie von allen Graden, von jedem Lebensalter und verkündigen einmüthig die Vergänglichkeit alles Irdischen und predigen über einen Text,

der ihnen im Leben verboten war: daß man die kurze Spanne des Erdenlebens nicht liebeleer soll verstreichen lassen. Wer besucht denn diese Armen am Allerseelentage? Sie stehen da in trostloser Einsamkeit; vielleicht kommt dann und wann ein altes Mütterchen, den armen Jungen da oben in seiner Priestermütze zu grüßen, der immer eine magere durchsichtige Creatur war, aber endlich eines Tages völlig dem Irdischen vor der Zeit abstarb; und sie mag sich im Stillen mit Schmerzen fragen, warum sie ihn doch nicht in das Leben und in die Liebe hinausließ, um ihr blühende Enkelchen in die Arme zu geben. Zu spät. Ein paar muntere Katzen machten sich um die einsamen Priester zu schaffen; ein behagliches Thierchen sprang über den Schädel eines Canonikus weg einem armen Capellan auf die Schulter, beschnupperte seine Nase und schnurrte ihn freundlich an. Ob Katzen auch zuweilen solche Empfindungen von Treue haben wie die Hunde? Der arme Kerl hing da noch gar nicht lange. Im Vorübergehen griff der Frate einem Priester in den Mund, bewegte die pergamentne Zunge hin und her und sagte: „Mit der hat er gepredigt!"

Nun ging es in den Todtenconvent der Kapuziner, der Brüder unseres Führers. „Die ganze untere Reihe habe ich gekannt", sagte er, „mit ihnen gegessen, getrunken und gebetet". Es kann nicht lange dauern, so steht er auch dabei und hat den ewigen Frieden; denn über das „wenn's hoch kommt" war er schon hinaus. Indem wir nun hinausgingen, erklärte er uns, wie die Leichen beigesetzt und in den Zustand gebracht werden, in welchem man sie dann dem Anblicke der Welt wieder preisgiebt. Sie kommen alsbald nach dem Tode in kleine ausgemauerte Kammern, deren wir eine ganze Anzahl in den Wänden bemerkt hatten; diese werden ganz luftdicht mit Steinplatten und Cement geschlossen. Am Jahrestage wird die Gruft geöffnet und der nun ganz vertrocknete Körper herausgenommen, um entweder offen an der Wand befestigt oder in einen Sarg gelegt zu werden, zu dem die Familie den Schlüssel hat. Am 2. November, als am Allerseelentage, kommen die Angehörigen, um die enseelten Hüllen in den Katakomben zu besuchen und den Todtenmessen beizuwohnen, die inmitten der stillen Gemeinde selbst abgehalten werden. Da haben die Todten ihren Gottesdienst und laden ihre Lieben, die noch am Leben sind, dazu ein.

Der ganze seltsame Ort wirkt nicht so grauenvoll, als man es vorher fürchtet. Jene dunkle im tiefsten Innern erschütternde Gewalt, welche der Anblick kürzlich Verstorbener auf uns zu haben pflegt — weil die Form und der Schein des Lebens mit der Wahrheit des Todes so unfaßbar contrastiren — üben diese Mumien und Skelette nicht; hier ist der Zustand für alle unsere Sinne und für die Phantasie vollständig entschieden, und

nur Einzelnes wirkt durch besondere Umstände gemüthlich ergreifend. Aber die große Masse der gleichartigen Zeugnisse allgemeiner Zerstörung übt einen mächtigen Druck andrer Art auf uns aus, dem wir im Augenblick nur mit einer gewissen Anstrengung unserer sittlichen Kraft zu begegnen vermögen. Ich zweifle aber, ob die Massen eine andre Lehre von dieser Massenausstellung des Todes mit hinwegnehmen, als die: „Esset und trinket, denn morgen seid ihr todt!“ Kommt es nur darauf an, von gedankenlosen Menschen gewisse geistliche Dienstleistungen einzuziehen, die schließlich der Herrschaft der Kirche zu Gute kommen, so ist dies Mittel so gut und besser gewählt, als der ganze Knochen= und Skelettdienst so vieler unheimlicher Altäre, denen man in katholischen Kirchen begegnet; denn der Mensch wird um seiner ewigen Zukunft willen gern sein Essen und Trinken einmal mit einem Avemaria und Paternoster unterbrechen: — aber soll das Leben wahrhaft veredelt und mit würdigem Inhalte erfüllt werden, so ist es besser, Bilder eines schönen Lebens vor unsere Sinne zu stellen, als die handgreiflichen Beweise der allgemeinen Vergänglichkeit, die dem Menschen in schwachen Momenten leicht seine Anstrengungen verleiden können. Die Kirche sollte den Tod decenter behandeln, als sie thut.

Von dieser Auferstehung des Todes führte uns unser Weg zu einer Auferstehung des Lebens. Auf dem Platze vor dem Schlosse ist vor acht Wochen der Mosaikfußboden eines großen römischen Hauses entdeckt worden; als während der Anwesenheit des Kronprinzen von Italien ein Feuerwerk abgebrannt werden sollte, stieß ein Arbeiter mit den Pfählen darauf, die er einrammte. Dann hat sich der Principe Cavallari der Sache angenommen, und nun wird der ganze Grund des Hauses bloßgelegt. Bis jetzt ist außer einigen gemusterten Fußböden ein singender Orpheus mit den Thieren, ein Faun mit einer Nymphe, ein mächtiger Apollokopf und ein Neptunkopf zu Tage gekommen. Alles ist von vortrefflicher Arbeit und in reicher Farbenscala aufgeführt, die beiden Köpfe, in ungewöhnlicher Größe gezeichnet, stehen denen der Alexanderschlacht kaum nach; sie imponiren durch Majestät und edle Würde. Wie der Anblick so eines ruhigen heiteren Werkes alle Beklemmung der Seele hinwegzunehmen vermag! —

Palermo, 26. Februar.

Heute früh erstiegen wir den schönen Monte Pelegrino, der sich westlich von der Stadt bis zu 2000 Fuß erhebt und nach dem Meere zu fast senkrecht abfällt. Auch nach dem Lande zu hat er steile und zerklüftete Schroffen von mehreren hundert Fuß Höhe; aber hier haben sich durch Geröll

und verwitterte Massen an seinem Fuße Böschungen gebildet, die eine Ersteigung ermöglichen. Eine breite gepflasterte Straße, nur für die Wallfahrten der Pilger gebaut, führt anfänglich über Viaducte, dann durch ein steinernes Meer hindurch zur Grotte der heiligen Rosalie, die auf der Höhe belegen ist. Das Gestein ist dolomitischer Kalk mit sehr großen Blasen und Höhlen, härter, glaube ich, als der altensteiner Dolomit. Eine dieser natürlichen Grotten hat sich die schöne Rosalie, die bis in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, zur Wohnung ausersehen, um da ein einsiedlerisches, von der Welt ganz abgezogenes Leben zu führen. Jetzt sind Altäre hineingesetzt und eine Halle ist davor gebaut; die Wasser, welche fortwährend durch den Fels herabsickern und Stalaktiten bilden, werden durch Rinnen abgefangen; die Heilige selbst aber gönnte sich die Rücksicht nicht, die sich ihre Verehrer schuldig zu sein glauben. Ich weiß nicht, wie es kam, daß man eine so entsagungsreiche Dulderin, die obenein von Karl dem Großen abstammen sollte, so ganz vergaß; aber erst etwa fünfhundert Jahre nach ihrem Tode fand man (im J. 1625) ihre Gebeine in der Höhle und legte nun an deren Stelle eine Marmorstatue, die Karl III. sogar mit einem ganz goldenen Gewande bekleidete. Das Werk ist von weichen anmuthigen Formen und unendlich rührendem Ausdruck. Man kann es aber, überbaut wie es ist, auch ästhetisch nicht anders betrachten, als wenn man sich in die Stellung eines Anbetenden begiebt. Sehr auffällig ist gerade über dem Platze dieser Statue und des darüber errichteten Altars eine kleine Höhle innerhalb der großen: das arme geängstete Geschöpf suchte sie auf, wenn der Teufel sie heim zu suchen kam, und nun hätte Satan allerdings das Stück Inwendigkeit sein müssen, für welches neuere Adiabolisten ihn ausgeben, wenn er auch darin hätte Platz finden wollen. Man kann selbst nach so vielen Jahrhunderten nicht ohne Rührung an die heiligen Verirrungen der „schönen Seele“ denken. Was mochte ihr verloren gegangen sein?

Die arme Selbstquälerin war die Tochter eines vornehmen Mannes, Namens Sinibaldus, den man von Karl dem Großen will abstammen lassen. Er lebte am Hofe König Wilhelms des Guten; daß er aber mit diesem verwandt gewesen sei, ist nicht erwiesen. Rosalie, die am Hofe erzogen war und von der Königin Margarethe, der Gemahlin König Wilhelms, sehr geliebt wurde, verließ die Lust der Welt schon sehr früh und zog sich in eine Höhle des Berges Quisquina (jetzt Coschina) zurück, wo man noch eine von ihr eingemeißelte Inschrift zeigt. Tornamira glaubt angeben zu können, was sie zu einem solchen Entschlusse bewogen habe; sie sei, sagt er, von ihren Eltern zur Heirath bestimmt gewesen und habe sich ihrem Willen

zuerst auch nicht widersetzt, aber dann habe sie in ihrem Spiegel das Angesicht des Gekreuzigten gesehen und durch diese Vision sei sie so verwandelt worden, daß sie beschlossen habe der Welt zu entsagen. Die Bollandisten wollen ihm keinen Glauben beimessen. Ich auch nicht. Wenn ich bedenke, wie schwer sie später (nach dem Berichte des Salernus) in ihrer Einsamkeit mit dem Gedanken zu kämpfen hatte, daß sie nun eigentlich so viel angenehmer am Hofe leben und daß sie verheirathet sein könne, so möchte ich glauben, daß es ein anderes Angesicht war, welches sie aus dem Spiegel ansah, zwar auch eines Gequälten, aber eines einfachen armen Jungen, der den stolzen Eltern nicht genehm war, und so ein Gesicht, das ein junges Mädchen in gewissen Jahren Tag und Nacht nicht aus den Sinnen bringt; kurzum, es mochte hier wohl die alte, aber ewig neue Geschichte spielen, und die junge Hofdame, der sie just passirte, ging darüber in die Wildniß.

Ihre späteren Verehrer haben ihr, wie es scheint, die Kraft zugeschrieben, das Meer zu beruhigen und die Schiffer zu schirmen; denn sie haben ihr eine segnende Colossalstatue auf einem Felsvorsprung am Meere errichtet. Aber hat sie sich den Stürmen des Lebens nicht gewachsen gefühlt, so hat sie auch da oben schon zweimal den Kopf verloren, und noch jetzt steht sie hauptlos da. Vielleicht wollte sie sich auch das Entzücken dieser Aussicht nicht erlauben; — als palermitanischer Priester würde ich keinen Augenblick anders interpretiren. Ein wundervoller Blick ist es allerdings da oben: rechts und links die herrlichen Formen der tiefausgebuchteten steilen Küste mit ihren Vorgebirgen, und vor sich hat man das unendliche Meer, dieses tiefblaue, durchsichtige und doch unergründliche Meer. Von der Schönheit dieses Gewässers, das im Sturm, wie im Sonnenschein, zu allen Stunden nur immer neue Reize entwickelt, haben wir im Norden keinen Begriff. Man fühlt das Meer hier schwerer als bei Neapel. Das will auch Goethe sagen, wenn er es als „ernsthaft und zudringlich" bezeichnet, „anstatt daß es bei Neapel, von der Mittagsstunde an, immer heiterer, luftiger und ferner glänzt." Wie wahr und gut das ausgedrückt ist! Der Himmel allein bringt diese unendliche Bläue nicht hervor; das Wasser führt hier nicht jene Massen Sand und Schlamm mit sich, die es bei uns fortwährend von den Küsten ableckt und von dem untiefen Grunde aufwühlt; einen unzerstörbar harten Fels bespülend und über ihn hingelagert erhält es sich seine natürliche Reinheit. So gränzen hier zwei ganz ungetrübte Flüssigkeiten, Wasser und Luft, aneinander und bringen zusammen die schönste Farbenwirkung hervor, deren sich das Auge erfreuen kann.

Der Blick landeinwärts ist auch von großem Reiz. Zwischen dem

isolirt aufsteigenden Monte Pelegrino und dem Stock des Gebirges ist die Conca d'Oro eingesenkt, eine reich bebaute, mit Villen und Häuschen besetzte Ebene, in welcher Gärten voller Johannisbrodbäume, Oel- und Orangenplantagen mit Cactusfeldern mannichfaltig abwechseln.

Vom Berge herabsteigend gewahrten wir eine große Zahl von Pferden, Maulthieren, Eseln, Kühen, Schafen und Ziegen, die sich in die spärlich zwischen dem Geröll verbreitete Weide theilten. Gute Weideplätze müssen darnach sehr selten sein. Alles hielt sich hübsch kastenweise getrennt; nur die Maulesel wußten keine sichere Stellung zu finden: die Anerkennung der Esel unterschätzend suchten sie Duldung bei ihren vornehmern Verwandten, fanden aber nur pferdemäßige Behandlung. Die Kühe zeichnen sich durch prachtvolle Hörner aus, die sie, glaube ich, für den romantischen Bedarf des deutschen Studenten ausbilden.

Es blieb uns noch Zeit, den Dom der heil. Rosalie zu sehen. Der Erzbischof Gualterius Offamilius, ein Verwandter Rogers, der von 1169 bis 1194 die Kirche regierte, hat ihn an Stelle der alten Kathedrale erbaut, welche von den Saracenen in eine Moschee verwandelt worden war. Eine Inschrift an einer Säule des südlichen Portikus hat sich noch au's der muselmanischen Zeit erhalten; sie ist der siebenten Sure des Koran entnommen, in arabisch-kufischen Charakteren geschrieben und lautet in deutscher Uebersetzung: „Euer Herr hat den Tag geschaffen, den die Nacht ablöst't, und Mond und Sterne sind auf sein Gebot zu ihrem Werke bestellt. Sind nicht sein die geschaffenen Dinge und die Herrschaft? Gepriesen sei Gott, der Herr der Jahrhunderte." Von dem Bau des Offamilius haben sich leider nur die Thürme intact erhalten und die Capelle S. Maria incoronata, die sogar noch von der vorsaracenischen Kirche herstammt. Sie trägt die Bezeichnung: Hic Regi Corona Datur, und in ihr sind die normannischen und hohenstaufischen Könige gekrönt. Im Uebrigen ist der Bau im vorigen Jahrhundert sehr gründlich restaurirt worden. Zwar wollte man den Charakter des Ganzen nicht verändern; aber nicht nur daß man vielfach das Reelle durch Schein ersetzte, sondern man hat auch in mangelhafter Unterscheidung manches neue Motiv geschmacklos eingefügt, so vor Allem die ganz ungehörige Kuppel. Das Innere ist leider fast auf ganz neue Formen gebracht. Für uns Deutsche aber hat es ein hohes, gemüthliches Interesse durch die Gräber, die es enthält.

Es ruhen da in alten Porphyrsarkophagen unter einfach würdigen säulengetragenen Baldachinen einige unserer Hohenstaufen mit ihren Gemahlinnen und Verwandten: der grausame gespenstische Kaiser Heinrch VI., der wie der eisige Nordwind über die Welt daherfuhr, neben seiner Gemahlin

Constanze von der Normandie, die ihn, empört über die Härte, mit der er ihre Verwandten und Landsleute behandelte, im J. 1197 zu Messina vergiftet haben soll. Dann der große Sohn dieser Beiden, Friedrich II., ein Mann von universalster geistiger Kraft, freidenkend und strebsam wie kein zweiter Fürst jener früheren Zeiten. Das deutsche Volk war von der Erinnerung an die einsame Größe dieses Mannes so erfüllt, daß es von ihm (erst später übertrug es sonderbarer Weise diese Hoffnung rückwärts auf den Barbarossa) die einstige Wiederkehr und die Wiederaufrichtung der alten Herrlichkeit des Reiches erwartete. Den sicilischen Thron machte er zum glänzendsten der Welt. An seinem Grabe stehend erinnerten wir uns, daß er es war, der die Universität von Salerno zu ihrer weltberühmten Blüthe brachte und die von Neapel und Palermo gründete; daß er hier jene glänzende Akademie der Dichter stiftete, der er selbst mit seinen Söhnen angehörte; daß er von hier aus den Gährstoff der aristotelischen Philosophie, die von seinen arabischen Gelehrten gepflegt wurde, in den Glauben der Kirche warf. Als man im Jahre 1781 die Sarkophage öffnete, fand man den Körper Kaiser Friedrichs ziemlich unversehrt, die Gesichtszüge erkennbar. Sein kronenbedecktes Haupt ruhte auf einem ledernen Kissen, neben ihm lag das Reichsschwert und der Reichsapfel; angethan war er mit einem goldgestickten Gewande, das mit arabischen Schrifzügen verziert war, seine Füße waren mit seidenen buntbenähten Stiefeln bedeckt. Der Mantel glich demjenigen, den wir in Nürnberg haben und den Heinrch VI., als er sich in den Besitz Siciliens gesetzt hatte, mit zahllosen anderen Kostbarkeiten nach Deutschland brachte. Man hielt ihn früher für den Kaisermantel Karls des Großen; er ist aber in der königlichen Weberei von Palermo für den König Roger gemacht worden. Neben dem Körper Friedrichs lag sonderbarer Weise die Leiche des im J. 1342 gestorbenen Peter II. von Arragonien und die einer anderen nicht zu bestimmenden Person. In einem weißen Marmorsarkophage ruht Friedrich's erste Gemahlin, Constanze von Arragonien, die im J. 1222 zu Katania starb. Neben ihr fand man in einem besonderen Kistchen eine reichverzierte Krone. Endlich enthält ein Porphyrsarkophag die Ueberreste des mächtigen Roger II., desjenigen Normannenkönigs, der die Herrschaft seines Geschlechtes am weitesten ausdehnte. „Mir gehorcht," besagt die Inschrift seines Schwertes, „der Apulier und Kalabrese, der Sikuler und Afrikaner." Mit wunderbar erregten Gefühlen nahmen wir von dieser bedeutungsvollen Grabstätte Abschied; das normannisch-hohenstaufische Wesen der streitumrungenen Insel, das uns bis dahin nur ein Begriff gewesen, war vor diesen Reliquien wie eine Anschauung an unserem geistigen Auge vorübergegangen.

Die Thürme haben dadurch ein besonderes Interesse, daß sie unverkennbar den englischen Geschmack des Bauherrn zeigen. Sie steigen, mit gothischen Fenstern versehen, unverjüngt auf und haben, offenbar um das Strebesystem zu ersetzen, an ihren vier Ecken starke Rundpfeiler, welche von unten bis oben hinaufgehen. Diese sind etagenweise durch eigenthümliche Zackengürtel gegliedert und mit Säulchen bekleidet; die Capitelle dieser Säulen sowie die ganze Ornamentik der Thürme gehören dem Stile an, den man in England den halbnormannischen oder den Uebergangsstil nennt und der dort von 1170 bis 1200, also eben zur Zeit des Offamilius, herrschte. Man hat übrigens hier wie dort die Erfahrung gemacht, daß der Spitzbogen, sobald er in größeren Maßen angewandt wird, wegen seines schräggehenden Schubes das Strebesystem durchaus verlangt Die Thürme, die in diesem Stile gebaut sind, sind bedenklich auseinandergewichen; diejenigen des Domes so wie des gleichaltrigen Campanile an der Kirche della Martorana werden nur nothdürftig durch starke eiserne Klammern noch zusammengehalten.

Im Uebrigen nimmt doch der sicilianisch-normannische Stil neben dem englisch-normannischen einen besonderen Charakter in Anspruch. Die saracenischen Elemente, die er aufgenommen hat, machen ihn leichter und zierlicher und bringen ihn wieder der Gothik näher. Doch unterscheidet er sich wiederum von dieser in seinem constructiven Principe durchaus. Die Gothik verlangt die Auflösung der Mauer, in Folge dessen das Strebesystem, die Verjüngung, die starke Profilirung und ein Gleichgewicht zwischen Skulptur und Architektur; sie hat den Stoff überwunden und ihm einen Schein freien organischen Lebens verliehen, als ob da nichts zu tragen, nichts zu stützen, nichts zu überdecken wäre, sondern als ob jedes Bauglied frei und leicht von sich selbst emporstrebte. Die wichtigste Eigenthümlichkeit des gothischen Stils ist nicht, daß er den Spitzbogen eingeführt, sondern daß er die Mauer aufgelöst hat. Der sicilianisch-normannische Stil aber ist trotz des zierlichen Spitzbogens, den er den Saracenen entlehnt hat, wie der englisch-normannische und wie der romanische ein Mauer- und Flächenbau und hat daher seine Hauptaufgabe immer in der interessanten Gliederung und Schmückung der Flächen zu suchen. Er berührt darum das Gemüth auch ganz anders als der gothische, der mit großer Energie den transscendentalen, mystischen Neigungen desselben entgegenkommt und mit mächtigem Zauber die Seele im tiefsten Innern aufregt. Aber mit dem Spitzbogen der saracenischen Form hat er doch ein stark phantastisches Element aufgenommen und reißt er den Sinn nicht in die Höhe, so nimmt er ihn unwiderstehlich mit sich fort in das Zauberland der Phantasie.

Palermo, 27. Februar.

Heute übernahm Professor Springer aus Bonn, den wir zu unserer großen Freude im Hôtel Trinakria trafen, unsere Führung. Zuerst ging es in die Martorana, eine von Georg, dem Großadmiral Roger's II., im sicilianisch-normannischen Stile erbaute Kirche, die durch den musivischen Schmuck ihrer Wände und Apsiden vom allerhöchsten Interesse ist. Ihre Mosaik, wahrscheinlich im Jahre 1143 vollendet, wird die älteste sein, die es auf der Insel giebt; es folgt auf sie diejenige der Capella Palatina im Palazzo Reale, die in der Mitte des Jahrhunderts unter Wilhelm I. gelegt ist; dann aus den achtziger Jahren die schon erwähnte von Monreale. So bilden diese drei großen Bilderkreise, welche dieselben Stoffe in demselben Material behandeln, eine höchst belehrende Stufenfolge. Die Bilder der Martorana sind am magersten und steifsten in der Zeichnung und am trockensten in der Farbe; ihre Figuren haben die höchsten Lichter unvermittelt ganz weiß aufgesetzt und gewinnen dadurch ein eigenthümlich grämliches und greisenhaftes Aussehen. Bei Weitem voller und edler in der Zeichnung, reicher in der Farbenscala und runder in der Modellirung sind die Darstellungen der Palatina, die wir nachher besuchten. Man entdeckt hier schöne Drapirungen von großer künstlerischer Ueberlegung, einen erstaunlichen Reichthum an charakteristischen Individualitäten auch des jüngeren Alters, ein genaues Festhalten des einmal angenommenen Typus in der historischen Aufeinanderfolge der Momente (z. B. des edelorientalischen Pauluskopfes in allen Paulusbildern) und nicht selten glückliche und schön empfundene Compositionen und eine kühne Zeichnung. Einzelne Züge in denjenigen Bildern, wo der Künstler freier erfinden durfte, verdeutlichen, wenn nicht gerade ästhetisch edel, doch sehr wirksam und lebendig die Hauptaction: so hält sich — was dann später so oft nachgeahmt ist — bei der Auferweckung des Lazarus ein Mann die Nase zu („Herr, er stinket schon"); beim Einzuge Christi zieht ein Junge sein Hemd vorn über den Kopf herunter, um es dem Herrn mit vor die Füße zu legen. In anderen Bildern sollte unverkennbar eine Stimmung zum Ausdrucke gebracht werden; so ist in dem „Prediger in der Wüste" der Begriff der Wüste geradezu ergreifend veranschaulicht. Die ganze Anordnung der Bilder ist sinnreich und wirksam. Während im Langschiffe die alttestamentliche Geschichte Schritt für Schritt, von der Schöpfung beginnend (hier schon die Weltscheibe, welche der Schöpfer vor sich hält), in epischer Aufeinanderfolge dargestellt ist, geht die Disposition der Thatsachen des Evangeliums, die der christlichen Anschauung wie eine Gegenwart sein sollen, auf dramatische Lebendigkeit aus und sucht durch

Contraste zu wirken: sie setzt z. B. die Geburt Christi mit der Aermlichkeit ihrer Umstände unmittelbar über die Glorie der Verklärung. Ein künstlerischer Sinn hat das Ganze durchwaltet; man wird Jedes an dem Platze finden, wo es nach seiner größeren oder geringeren Bedeutung zu erwarten ist. Zugleich erfreut die Freisinnigkeit, welche hier lateinische und griechische Heilige gleichberechtigt neben einander stellte; man begreift, wie Friedrich II., der unter den Männern aufwuchs, die solche Werke veranlaßten und schufen, in religiösen Dingen so frei und groß denken lernen konnte und wie er, solcher Jugendeindrücke voll, der engen römischen Anschauungsweise ein Gegenstand bitteren Hasses werden mußte. Diese Palatina ist eine der schönsten fürstlichen Kapellen, die es giebt, eine durch und durch harmonische Schöpfung. In der architektonischen Anordnung gleicht sie der Kathedrale von Monreale, aber sie ist reicher und glänzender, als diese.

Die Mosaiken von Monreale sind durchgängig in größerem Maßstabe, als die der Palatina, und hie und da freier in der Zeichnung. Auch im Typus Christi, dessen Figur in der Apsidenwölbung erscheint, ist von der früheren zur späteren Schöpfung, obschon die Apsiden stets am strengsten stilisirt sind, ein gewisser Fortschritt wahrzunehmen. In der Martorana erscheint er ältlich, mager und mit niedergezogenen Mundwinkeln; in der Palatina mildert sich die Morosität des Ausdrucks schon merklich, aber die Form ist noch nicht groß und frei; in Monreale endlich ist ein imposanter Ausdruck feierlicher Würde erreicht. Alle drei Kirchen zusammengenommen muß ich sagen, daß die Kunstgeschichte ihnen noch nicht vollkommen gerecht geworden ist; sie eilt über ihre musivischen Darstellungen viel zu schnell auf Giotto zu, der sie ohne Zweifel sehr gründlich studirt hat.

In einem Werke des Abbate Salvadore Morso über die Alterthümer Palermos, das ich zu mehrerer Belehrung nachlese, finde ich die Behauptung aufgestellt, daß die musivische Kunst der Sicilianer ohne Intervention der Griechen an die der Saracenen angeknüpft und deren nur auf Ornamente gewandte Technik auf die Darstellung von Figuren und ganzen historischen Bildern übertragen habe. Es liegt ihr wohl eine richtige Beobachtung zu Grunde; aber sie wird doch bis auf einen geringen Rest corrigirt werden müssen. Jedenfalls nämlich ist die Martorana von Griechen ausgeschmückt worden; denn die Kirche wurde, wie das aus den bei Morso selbst mitgetheilten Documenten hervorgeht, dem griechischen Gottesdienste reservirt und ausdrücklich von der päpstlichen Obergewalt ausgenommen. Das Stiftungsbild selbst, wohl das älteste der Kirche, links in einer Seitenkapelle, giebt der Madonna, zu deren Füßen der Stifter kniet, einen Zettel mit einer griechischen Inschrift in die Hand, und alle übrigen Beischriften

sind griechisch, während die in der Palatina und in Monreale lateinisch sind. Es kann also kaum gezweifelt werden, daß griechische Meister — wie ja deren auch nach Italien berufen wurden — diese griechische Kirche für ihre Glaubensgenossen ausschmückten. Bei ihnen werden dann die einheimischen Künstler, die schon von den Saracenen die Technik der Mosaik erlernt hatten, in die Schule gegangen sein, um Anordnung des Stoffes, Composition u. s. w. sich anzueignen; sie selbst aber brachten von Haus aus den Sinn für lebendigere Farbe und charakteristischere Darstellung mit. So möchte sich wohl der Unterschied erklären, der zwischen den Werken der Palatina und Martorana unverkennbar obwaltet.

Nachdem wir die herrliche Palatina besichtigt, führte uns Prof. Springer in die jetzt außer Gebrauch gesetzte Kirche degli Eremiti, die dadurch ein Interesse hat, daß sie die ältesten byzantinischen Kuppelconstructionen aufweist: einfache Halbkugeln, die auf viereckigem Unterbau aufsitzen, Schaale und Kern identisch. Der Uebergang aus dem Quadrat in den Kreis ist durch Nischen an den vier Ecken bewerkstelligt, welche die Ecken übersetzen; sie sind aus übereinander gelegten und sich übereinander vorschiebenden Bögen gebildet. Der Kreuzgang neben der Kirche zeigt in ganz kleinen Verhältnissen denselben Charakter wie der von Monreale; er ist älter als dieser. Eine historische Erinnerung knüpft sich an den Glockenthurm; von hier aus nämlich ließ Johann von Procida das Zeichen zum Beginn der sicilianischen Vesper geben, die 24,000 Franzosen (nur das Städtchen Calatafimi gewährte ihnen Schutz) das Leben kostete.

Im Vorbeigehen besuchten wir den Hof einer Kaserne, von dem wegen eines jüngsten Gerichtes, das da al fresco an die Wand gemalt ist, die Palermitaner nur mit höchster Ehrfurcht sprechen. Michelangelo habe darnach, so sagen sie, sein jüngstes Gericht gearbeitet. Wir befanden uns alsbald einer Wand gegenüber, die mit einem Drathgitter überzogen ist, so dicht und stark, als wären die Teufel dahinter lebendig und müßten am Ausbrechen verhindert werden. Das Bild selbst ist zu irgend einer Zeit einmal gründlich mit Oelfarbe übermalt und alsdann einem Räucherungsprocesse ausgesetzt worden, so daß nur der Kopf eines Papstes links und der eines Chinesen rechts aus der zusammengepreßten Composition zu erkennen war. Jetzt soll es ein Maler wohl lassen, da seine Ideen zu holen; aber der Geruch, der auf diesem Kasernenhofe herrschte, war so infernalisch, daß er der stumpfsten Phantasie mit einem Male alle neun Höllenkreise inspiriren könnte.

In der Kirche Olivella sollte eine raphaelische Madonna sein. Springer hat aber den guten Leuten, welche ihr Heiligthum bisher nur an hohen Fest-

tagen oder gegen Geld zeigten, ihren Stolz verkümmert, indem er ihnen das Bild, dessen Christkind schon ziemlich wulstig gerathen ist, als einen Lorenzo di Credi demonstrirte. Eine ähnliche Revolution, aber diesmal zu Gunsten der Palermitaner, hat er im Museum hervorgebracht. Dahin hatte vor acht Wochen ein Principe, dessen Namen mir entfallen ist, ein Bild geschenkt, das im ununterbrochenen Besitze seiner Familie gewesen, ihm aber als ein Alberto Durero von nicht gar großer Bedeutung gewesen war. Jetzt erklärte Springer das wundervoll erhaltene Bild für einen Johann van Eyck; die Deutschen belagerten es und man fing an zu wallfahrten. Nun hätte der Principe das so viel werthvollere Bild wahrscheinlich gern zurückgehabt. Es ist ein kleines Triptychon, in der Mitte die Madonna mit dem Kinde und musicirenden Engeln, links die heilige Katharina, rechts wahrscheinlich Elisabeth, alle drei vor den zartesten poetisch gestimmten Landschaften und unter spätgothischen Baldachinen sitzend, die von unglaublicher Sorgfalt der Arbeit sind; das Ganze ist überhaupt so fein ausgeführt und so harmonisch durchgebildet, daß es zu den besten Werken des Meisters gezählt werden darf. Was die Erhaltung betrifft, dürfte es das allerbeste sein; nur die Beinchen eines Engels sind restaurirt, sonst ist nie ein zweiter Maler daran gekommen. Die äußere Seite der Flügel enthält eine Darstellung von Adam und Eva, die von außerordentlich wahrer und richtiger Zeichnung sind. Das mit gepreßtem Leder und Pergament überzogene Originalkistchen, in welchem einst das Bild geschickt wurde, hängt dabei.

In dem Zimmer der sicilianischen Meister lernte ich den Anemolo kennen, einen von Raphael beeinflußten tüchtigen Maler; dann fand ich den Monrealese in mehreren sehr verschiedenartigen Werken wieder.

An Antiken besitzt das Museum einige sehr interessante und durch Einzigkeit höchst werthvolle Sachen. Die Vasensammlung ist ziemlich reich; sie excellirt nicht gerade durch Exemplare der besten Zeit, hat aber ziemlich viele polychrome Geräthe und den ganzen Vorrath der Gefäße von Chiusi, die von ofenschwarzer Farbe und nur mit einfachsten Reliefs ornamentirt sind. Auch sehr hübsche Terracotten finden sich vor; sehr häufig kehrt eine artig modellirte liegende Figur wieder, die den Deckel kleiner Aschenkisten ziert. Unter den Bronzen nimmt die erste Stelle ein lebensgroßer, prachtvoll realistisch gearbeiteter Widder ein (er schmückte den Hafen von Syrakus), dessen College in der Revolution zu Grunde gegangen ist, ein unzweifelhaft griechisches Werk, aber so ganz anders, als griechische Meister die Thiere zu behandeln pflegten, von durchgehender detaillirter Richtigkeit und doch imposant wie eine streng stilisirte Gestalt, ein Bock von wahrhaft großartigem Selbstgefühl. Sodann findet sich hier der Herakles mit dem Hirsche, aus Pompeji;

der Heros etwas gedrungen und unfrei in der Bewegung, auch wohl nicht ganz edel in den Proportionen, aber der jugendlich gehaltene Kopf von schönem Ausdruck; die Bewegung des Thieres von außerordentlicher Wahrheit. Seinen speciellen Ruf hat das Museum durch den Besitz der Metopen von Selinunt erhalten, acht Platten, die jetzt zwischen ihren originalen Triglyphen sachgemäß aufgestellt werden. Sie sind aus drei Epochen und reichen in den beiden spätesten, die leider sehr verstümmelt sind, bis an die Aegineten herunter. Die eine der beiden älteren stellt den Herakles mit den Kerkopen dar, die andere eine Quadriga, die wir schon in Terracotta nachgebildet gesehen hatten. Auf den Platten der mittleren Periode ist je ein kämpfendes Paar abgebildet, von dem der Eine — es muß dies ein Kunstgriff der Palästra gewesen sein — dem Andern auf den Fuß tritt, um ihn festzuhalten. Auf diesen sind Köpfe und Füße von Marmor, die übrigen Theile aus dem Kalktuff der Platte gearbeitet. Höchst merkwürdig ist es, daß die Stäbe der Triglyphen oben im Spitzbogen mit einander verbunden sind. Eine noch ältere Periode als in diesen Metopen repräsentirt sich in zwei roh gearbeiteten Sarkophagen, deren plumpe liegende Figuren man sogar für phönizisch halten will; sie stammen von Solunt bei Palermo.

Wir besuchten nun noch die Zisa, einen im saracenisch-normannischen Stile gebauten Palast, greulich verwahrlost wie die ganze sicilianische Gegenwart. Das Bauwerk ist ein Beispiel der Anwendung der oben bezeichneten Motive auf den Profanbau, und hier sieht man recht, wie wenig der normannische Stil eigentlich mit dem gothischen gemein hat. Die Mauern steigen ohne alle Profilirung und Ausladung in die Höhe; es durchflechten sich zwar in ihnen einige Spitzbogen, die dann ausgemauert sind, aber sonst sind sie ohne alle Gliederung. Nach Oben hin hat der Bau nur den dürftigen Zinnenabschluß über einer breitgedehnten uninteressanten Fläche. Das Portal ist mannichfach geschmückt, aber es könnte ebenso gut das Vestibule einer Kirche wie das eines Palazzos sein.

Katania, 28. Februar.

Mit einer lustigen Wiener Gesellschaft, die schon einige Monate in Palermo gelebt und ihre Mußestunden unter Anderem darauf verwandt hatte, den jungen türkischen Consul die Loreley singen zu lehren, schifften wir uns gestern Abend auf dem „Aetna“ ein. Unter dem Gepäcke unserer Wiener befand sich eine Kiste Schwechater Bieres, und sie versicherten, daß sie an jede größere Station ihrer Reise ein ausreichendes Quantum des völlig unentbehrlichen Saftes vorausbeordert hätten, bis nach Malta und an die Küste von Afrika. Da uns keine Kajüte mehr zur Verfügung gestellt werden

konnte, machten wir uns an ein redliches langathmiges Whist, legten uns dann auf eine kümmerliche Bank und waren munter, als das Schiff auf die Berge Calabriens zuhielt und plötzlich um die pelorische Spitze herum in die Meerenge einbog. Das Meer nimmt sich hier wie ein breiter Strom aus, und die größere Gewalt der eingeengten Fluth merkt man sogleich. Messina liegt herrlich genug vor seinen Bergen daher; aber nach einer durchwachten Nacht und in der Schauderstunde vor Sonnenaufgang hört, glaube ich, alle Schönheit in der Welt auf. Widerwärtig aufgelegt stiegen wir an's Land, und unsere Stimmung wurde nicht besser, als uns der dümmste Rekrut des Königreiches, der im Morgengrauen die Gesichter der Aussteigenden sortirte, mit den Böcken eine Viertelstunde Weges in die Dogana gehen hieß und uns ein munterer alter Herr hier auslachte, daß wir dem Bengel gefolgt wären. Da wir leider entdeckten, daß wir noch nicht so philosophisch heiter waren mitzulachen, sondern am liebsten den Rekruten, der breitspurig wie ein Triumphator dastand und unseres Herrgotts Morgenluft mit einem kleinen Rachenbrenner verpestete, an die nahe Charybdis zum Einschlürfen abgegeben hätten, so fanden wir, daß uns eine geistige Auffrischung Noth thue. Wir begaben uns auf den Fisch- und Gemüsemarkt, um zwischen einigen hunderten morgenfrischer Kehlen Spießruthen zu laufen, und die Wirkung entsprach unseren Erwartungen; vollkommen aufgemuntert wurden wir einer freudigeren Auffassung des Daseins wieder fähig.

Der Dom, den wir demnächst besuchten, ist im Aeußern ziemlich nüchtern restaurirt. Auf der Vorderseite, die mit normannischen Bändern geziert ist, zeigt er ein sehr reiches, aber schwer gearbeitetes gothisches Portal aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; das Innere hat die Basilikenform beibehalten. Auffällig ist die ungleiche Höhe der Säulen, welche die Schiffe trennen; sie sind aus einem alten Neptunstempel herübergenommen. Die drei Apsiden haben reiche musivische Darstellungen, die aber den Vergleich mit den palermitanischen nicht aushalten. Ein Jahrhundert jünger als diese, beweisen sie, daß die Blüthe der sicilianischen Kunst nicht von langer Dauer war. Die Richtigkeit der Proportionen ist vernachlässigt, die Formen sind eckig, die Falten willkürlich geordnet, und die Farbenscala ist bei Weitem ärmer als die der Künstler von Palermo. Von großem Interesse war uns das Bildniß des Königs Friedrich II., welches neben den Donatoren aus dem Hause Anjou angebracht ist. Der jugendlich aufgefaßte blonde bartlose König kniet vor dem Throne Christi. Am Hauptaltare der Kirche, der ganz mit florentinischer Mosaik, sogenanntem Opere commesso, bedeckt ist, hat man viel Lapislazuli anzustaunen. Man findet ihn in italienischen Kirchen so viel, daß die maßlose Bewunderung, welche die herumführenden Kirchen-

diener bei seinem Anblicke erwarten, Einem schließlich recht sauer wird. Die Kanzel und das Grabmal des Erzbischofs Belhorado sind von dem Palermitaner Gagini, dem besten sicilianischen Bildhauer des sechzehnten Jahrhunderts, in reinem Geschmack und ohne Prätension gearbeitet.

In der Kirche S. Francesco fanden wir eine byzantinische Mutter Gottes in Marmorrelief, von guter Drapirung: eine Arbeit von sehr seltener Art.

Nachmittags ging es mit der Eisenbahn, die immer an der Küste entlang und über eine Menge jetzt trockenliegender Flußbetten führt, nach Katania. Mitte Weges, etwa bei Taormina, kommt der mächtige Aetna in den Prospect. Sein massiger Unterbau, sein beschneites Haupt vor dem zartblauen Himmel — es war eine ehrfurchtgebietende Erscheinung. Der Riese Typhoeus, der, wie bekannt, mit dem Munde gerade darunter liegt, blies wie in behaglichem Mittagsschlummer nur einen sanften Odem von sich.

Katania, 1. März.

Katania macht den Eindruck einer herabgekommenen Stadt, die den Muth verloren hat. Hier wie in Palermo eine Menge von Häusern, die halb aufgebaut, dann mitten im Bau stehen geblieben oder mit einem Nothdache zugedeckt sind. In beiden Städten sind die Straßen augenblicklich noch in einem besonders wüsten Zustande, weil sie, vielleicht des bessern Verkehrs wegen, nivellirt werden; so stehen ganze Häuserreihen mit ihren Eingängen acht Fuß über dem neuen Pflastergrunde, und ihre Fundamente sind bloß gelegt. Ein Erdstoß jetzt, und sie liegen in Trümmern. Man findet wenig gut ausgestattete Läden und denselben Dilettantismus in der Arbeit, wie überall.

Die Tracht der Kataneserinnen hat etwas auffällig Nonnenhaftes. Keine einzige geht ohne einen Shawl oder das Mantello über dem Kopfe. Dies ist ein halbkreisförmiges Stück dunkelblaues oder weißes Tuch, das mit der geraden Seite über den Kopf gelegt, unter dem Kinne zugehalten wird und bis über die Hüften herabfällt. Wohlhabendere Frauen tragen ein solches Mantello von schwarzer Seide und länger. Es fiel mir beim Anblick dieser Tracht sofort ein, daß die byzantinischen Madonnen so drapirt zu sein pflegen.

Auch hier giebt es die hübschen Pferdegeschirre in maurischem Geschmack; sie sind billig: das eleganteste für ein Pferd mit Federbusch und schellenbehangenem Sattelauffatz kostet 65 Francs. Die Lastkarren werden auch hier zu fahrbaren bretternen Volksbüchern. Auf einem studirte ich die

Geschichte vom verlornen Sohne. Der Künstler hat sie kühn in ein tintenklecksendes Säculum versetzt und sich so ein für seine Leute höchst verständliches Motiv geschaffen. Auf dem Bibliothekschranke des Vaters stehen nämlich neben einem großen Dintenfasse nicht weniger als drei kolossale Dintenflaschen. Die austunken zu müssen! — es begreift sich, daß ein junger Kerl in einer Anwandlung von Weltsucht davor wegläuft. Er thut es, geräth schließlich an die Schweine und kehrt um. Das letzte Bild bringt die Versöhnung: die drei großen Dintenflaschen stehen noch immer da, aber ich dächte, ein ganz wenig kleiner wären sie geworden, und ein schöner Schweinebraten auf dem Tische hält ihnen im Gemüthe des Beschauers vollends die Waage. So sind die Extreme, Schwein und Dintenfaß, einfach und sinnig versöhnt, und Alles ist auf eine für den Sohn ganz annehmbare Weise ausgeglichen. Das nenne ich eine Predigt!

Von sonstigen Straßenbeobachtungen noch zwei: eine über diejenigen, die das Wasser holen, und eine über das Wasser, das geholt wird. Die Kataneserinnen als Choëphoren geben ein schönes Bild; die Flaschen und Amphoren, welche sie tragen, haben die antike Form beibehalten (den Wespenbauch mit dem schlanken Halse und den oben dicht an die Mündung gesetzten Henkeln) und man trägt sie nun auch nach antiker Weise. Solch ein Wassertrog mit den lebhaft gestikulirenden ab- und zugehenden Weibern ist gar zu hübsch. Und das Wasser selbst kommt so antik geflossen, daß einem Philologen dabei das Herz im Leibe beben müßte. Da sind dieselben Wasserpfeiler, die wir in Pompeji sahen, und hier mit all ihrem Röhrenwerk, oft zu kleinen Thürmen und castellartigen Bauten erweitert. Das Wasser kommt in Aquädukten vom Gebirge herab, steigt in diese Pfeiler hinauf und wird von da aus auf das nächste Revier in die verschiedenen Brunnenkästen und in die Häuser vertheilt. So hatten wir es auch schon in Palermo gesehen.

Wir machten uns nun an die Alterthümer. In dem jammervollen Zustande, in welchem sie sich befinden, und nachdem wir so viel Besseres gesehen, erregten sie kein besonderes Interesse mehr. Da ist ein Theater, aber es ist bis auf einen Cuneus und ein Stück Corridor durch mehrere Häuser und den Unterbau einer Straße zugedeckt. Bemerkenswerth ist daran nur, daß vier Ehrensitze, durch breite Marmorsessel ausgezeichnet, in die zweitunterste Sitzreihe eingefügt waren; einer davon liegt zu Tage. Hier mochte es sein, wo Alkibiades durch seine Rede die Kataneser zur Bundesgenossenschaft zu bestimmen suchte. Da ist ferner ein Amphitheater; aber die ganze Cavea ist durch Gärten und Häuser eingenommen, und man sieht nur einen Corridor. Da sind endlich Bäder; aber man würde sie nicht erkennen,

wenn man nicht andre in besserem Zustande gesehen hätte. Ein fürchterliches Souterrain unter dem Domplatze soll auch die Vorhalle zu einem Bade sein; es sieht aber eher wie eine Piscina aus. Eine ganz hübsche Sammlung von Alterthümern, die indessen nichts Hervorragendes enthält, fanden wir im Museum des Principe Biscari. Ein kleiner Herkules in Bronze gefällt durch gute Arbeit; eine Ceres in Marmor zeichnet sich durch fast männlichen Ausdruck aus. Die schon erwähnten Bäder haben einige Mosaiken von mäßiger Arbeit hergeliefert: einen Fußboden mit der Inschrift „Utere feliciter“ (etwa „Gebrauch's gesund“) und einen anderen mit den ziemlich rohen Figuren des Januarius und Martius. Interessant sind einige Gliederpuppen in Terracotta, die als Kinderspielzeug gebraucht wurden. Eine Terracottaarbeit aus dem sechzehnten Jahrhundert, den Tod des heil. Benedict darstellend, ist vortrefflich. Das Museum, welches die Benedictiner zusammengebracht haben, enthält einige kleine Fresken aus römischen Gräbern, leicht und elegant hingezeichnete aber höchst liederlich ausgeführte Figürchen der spätesten Zeit. Ich habe einige davon durchgezeichnet. Außerdem finden sich hier eine Menge antiker und christlicher Grabinschriften, ein Jupitertorso und ein bacchisches Relief. Die Sammlung sicilianischer Gesteine ist sehr belehrend; von den wenigen Gemälden ist mir nur eine Deposizione des Caravaggio in der Erinnerung geblieben. Ein interessantes Bild des Monrealese hängt in der Sakristei der Benedictiner-Kirche; es stellt den Tobias dar. Die Kirche selbst enthält viele Bilder neuerer Maler, unter Anderem des Cammucini und Rossi, die wohl korrekt aber wenig empfunden sind und kein tieferes Interesse einzuflößen vermögen. Von schönem Ensemble sind die Holzschnitzereien im Chore, von Nicolo Bagnasco aus Palermo; im Einzelnen betrachtet zeigt sich viel leichte Waare darunter. Sonderbar ist es, daß sich die Väter Benedictiner die cofuse Anordnung der Bilder (die Geschichte Christi darstellend) gefallen ließen; — ob sie sie selbst nicht besser wußten?

Der Benedictinercovent, in welchem sich außer all diesen Dingen eine Bibliothek mit vielen Manuscripten befindet, die noch kein Mensch kennt, ist von mächtiger Ausdehnung; es soll das zweitgrößte Kloster der Christenheit sein. Gegenwärtig verliert sich eine technische Schule darin; früher herbergte es die jüngeren Söhne des Adels, die nur hier eine anständige Existenz führen zu können glaubten. Es ist begreiflich, daß der sicilianische Adel auf die neue Dynastie nicht gut gestimmt wurde, als ihm diese eines Tages seine Luxuskinder zurückschickte, die er auf des lieben Gottes Tasche geschoben und zeitlich wie ewig wohl versorgt hatte. So ein ausrangirter Mönch von dreißig Jahren, der in der Gotteswelt nichts gelernt hat,

vom Staate verjagt, von der Familie grämlich aufgenommen wird — es muß eine befriedigende Existenz sein.

Auch der Dom wurde besichtigt, der früher der Madonna geweiht war, nach einem Erdbeben im siebzehnten Jahrhundert aber, bei dem die heil. Agathe mehr geleistet haben muß, als jene, eben Dieser übergeben wurde. Er enthält von dem schon genannten Bagnasco in Holzschnitzerei das Leben der Heiligen, die von einem Consularen, dessen Liebe sie verschmähte, grausam zu Tode gemartert wurde. Ihr Sarg, ganz von Silber, steht in der Krypta; aber man sieht ihn nur, wenn er am Todestage der Heiligen um die Stadt getragen wird. Die drei Apsiden des Domes gehören wohl noch dem alten Bau an; sonst ist er im vorigen Jahrhundert ganz neu erbaut worden; das normannische Portal wurde durch eine reiche Façade ersetzt, zu welcher man die korinthischen Säulen des Theaters verwandte. Das nördliche Portal ist von Domenico Mazzola 1577 im Florentiner Geschmack gearbeitet, antikisirend in Form und Inhalt, so daß man, von hier in das christliche Heiligthum eintretend, von Nereiden und Centauren begrüßt wird.

Jenes normannische Portal suchten wir dann in S. Agatha in Carcere auf, einer Kirche, die neben dem Gefängnisse erbaut wurde, wo der Consular Quintianus (unter Kaiser Decius, der von 249—251 regierte) die arme Agathe schändlich martern ließ. Er begehrte sie zum Weibe und da sie sich ihm weigerte, übergab er sie einer leichtfertigen Frau, die ihre Ueberredungskünste an ihr üben sollte. Diese erschien aber nach einiger Zeit und erklärte, sie werde eher einen Stein erweichen, als das Herz der Jungfrau. Quintianus griff also zu stärkeren Mitteln, inquirirte Agathen auf ihren Glauben und ließ sie, da sie sich offen als Christin bekannte, in das Gefängniß führen, um sie dort grausam torquiren zu lassen. Der Henker riß und stieß sie so gewaltsam zur Thüre des Kerkers, daß sie hinzustürzen drohte; aber der mitleidige Stein hielt ihre Füße so fest, daß sie aufrecht stehen blieb. So sagt eine Inschrift neben der Thüre des Gefängnisses. Auf der Schwelle desselben erblickt man jetzt die Figuren des Petrus und eines Engels in Stein gehauen; diese sind der Heiligen nämlich der Sage nach erschienen und haben ihr die Brust wieder angeheilt, die ihr abgeschnitten worden war.

Auch den Lavastein, in welchem die Füße der Heiligen sich abgeprägt haben, hat das Kirchlein aufbewahrt. Aber welch eine merkwürdige Geschichte erzählt das Volk dazu! Als Quintianus die Heilige so inständig mit seinen Bitten bedrängt habe, da habe sie ihm geantwortet: „Eher werden meine Füße diesen Stein erweichen, als deine Worte mein Herz," — und sogleich habe der Stein die Spur ihrer Füße angenommen. Dieses wunderliche

schon sehr früh von Solchen ausgesprochen, die das Haus noch in besserem Zustande sahen — die Römer hätten die ganze Anlage in eine Art Amphitheater verwandelt. Die zweite Etage der Scene hätte danach die Fortsetzung der Frauenlogen enthalten, und für die Vorstellungen, tragische, komische und Hinrichtungskämpfe — eigentliche Gladiatorenkämpfe gab es hier nicht — wäre in der Mitte des freien Raumes eine besondere Bühne errichtet worden. Wenn dies richtig ist, so stand sie da, wo sich gegenwärtig, mitten in der Orchestra, eine oblonge Vertiefung befindet. Mir scheint, als hätte man Alles dies aus der Combination der beiden Thatsachen geschlossen, daß in Taormina sonst kein Amphitheater vorhanden ist und daß in dem Theater selbst sich eine Verbindung zwischen dem oberen Range und dem Scenenhause zeigt; doch reichen diese beiden Umstände zu einem solchen Schlusse gewiß nicht aus.

In der Rückwand des mittleren Ranges, unterhalb des aufgesetzten Portikus, befinden sich 36 kleine Nischen, oben abwechselnd gespitzt oder gerundet. Sie sollen nach der Meinung des Andrea Gallo von Messina und Anderer die bronzenen Schallgefäße enthalten haben, von denen Vitruv spricht. Warum der Schall überhaupt verstärkt werden mußte und wie er grade da oben sich verstärkt haben soll, ist nicht abzusehen; nach der halbtrichterförmigen Anlage des Zuschauerraums muß er gleichmäßig über alle Punkte hinaufgleiten. In jenen Nischen, die wahrscheinlich erst zu Römerzeiten eingehauen sind, werden Statuetten gestanden haben; ich will aber sehen, daß ich einen Vitruv bekomme, damit ich den Wortlaut seiner Angaben noch einmal vergleichen kann.

Unten im Theater fand man einen weiblich gebildeten Marmorkopf von sehr schöner Arbeit. Er ist oben flach behauen und enthält im Scheitel wie im Nacken zwei Löcher zu Einlassungen; man will ihn danach für einen Apollinokopf halten, der mit dem Lorbeer bekränzt gewesen sei. Dem Apollo war nicht nur das Theater, sondern die Stadt selbst heilig, und auch auf ihren Münzen findet man den bekränzten Apollokopf.

Indem wir wieder an die Station hinunterfuhren, untersuchten wir noch einige Gräber am Wege. Es giebt da griechische, einfache cubische Räume für die Aufnahme der Sarkophage oder Vasen, römische mit den bekannten Tonnengewölben, und mittelalterliche, die saracenisch oder normannisch sein mögen. Sie sind drei Etagen übereinander gerade so tief, so breit und so hoch in den Felsen gehauen, daß sich ein Körper oder ein Sarg hineinstellen ließ. Ich zählte in einer Folge dreimal dreißig solcher Gräber. Knochen sind noch darin, sonstige Reliquien nicht.

Da wir noch Zeit genug hatten, folgten wir der dringenden Einladung

unseres Führers, der uns in einem Bauernhause zu Giardini, das unter Taormina liegt, noch ein schönes „musaico“ zu zeigen versprach. Das konnte eine herrliche Entdeckung abgeben, und tapferen Gemüthes drangen wir im Dienste der Kunst durch die schmutzigste Straße vor deren schmutzigstes Haus. Ein munteres Schwein machte uns die schmale Treppe streitig, aber unaufhaltsam strebten wir empor. Da fanden wir denn allerdings, daß das selbstbewußte Rüsselvieh nur Hausrecht zu üben versucht hatte: hier oben war der Spielplatz seiner Jugend und der Saal seiner Ahnen. Ein kleiner Vorhang im Winkel rauschte auf, und wir entdeckten nun, sowohl daß unser Führer die Wörter mosaico und museo zu verwechseln liebte, als daß dies museo im Besonderen seiner Umgebung durchaus würdig war. Irgend ein bäurischer Pfiffikus hatte sich, um auch an dem allgemeinen Fremdenfang (der wie die Häringsjagd betrieben wird) seinen Antheil zu haben, Terracotten zurecht gemacht, für die ihn der Anblick seiner Kloake inspirirte. Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hatte seine Phantasie mit der Nachbildung eines Königspaares genommen, dem er — ein Johanniterkreuz mit einer Krone auf die Brust gravirte: einigen palermitaner Gelehrten soll dies, wie der Führer versicherte, phönizisch vorgekommen sein. Wir bezahlten unseren halben Franc, fuhren zurück und begriffen jetzt, warum einige Bauermädchen, die an der Straße Säcke ausschüttelten, bei unserer Hinfahrt sehr unverschämt und überlegen gelacht hatten.

4. März.

Der Aetna hat sich so in Schnee und Nebel gehüllt, daß an eine Besteigung nicht zu denken ist; kein Führer würde die Begleitung übernehmen. Wir haben uns also begnügen müssen, dem Monte rosso, einem der 326 „Söhne des Aetna“, wie man diese gefährlichen Schlingel nennt, unsern Besuch abzustatten. Er soll vom Meere aus so hoch sein wie der Vesuv; vom Grunde des Aetna aus erhebt er sich noch tausend Fuß. Seinen Namen hat er von der rothen Farbe der (mit vielen Hornblendekrystallen gemischten) Asche, die er bei der Eruption von 1669 zu Tage gefördert hat. Von dem Rande des wohlerhaltenen Kraters aus genießt man eine herrliche Aussicht über die Küste, die Stadt und das fruchtbare Piano di Katania, eine breite Ebene, die durch den Simeto aus den Gebirgen herabgeschwemmt zu sein scheint. In nächster Nähe umgiebt den Monte rosso eine ganze Anzahl seiner Brüder und Brüderchen.

In Nicolosi, wohin wir zurückkehrten, hatten wir lehrreiche Gespräche mit einigen Einwohnern, die sich auf dem Hofe unserer Osterie eingefunden hatten. Es kamen dieselben Klagen zum Vorschein, denen man auch in

Italien begegnet: die Beamten fressen das Reich. Ein Fremder kann die Wahrheit solcher Aeußerungen nicht wohl untersuchen; aber es ist schon schlimm genug, daß sie allgemein ausgesprochen und allgemein geglaubt werden. Nach oberflächlicher Wahrnehmung scheint es mir, als müsse ein solches Mißtrauen durch die Eigenthümlichkeit des italienischen Verwaltungsmechanismus fast mit Nothwendigkeit erzeugt werden: es fehlt nämlich zwischen einer Ueberfülle von Subalternen, die sich keine Autorität zu geben wissen, und den in weiter Ferne residirenden Soprantendenten und Commendatoren, die ein viel zu umfassendes Departement haben und mit denen das Volk nicht in Berührung kommt, eine mittlere Schicht gebildeter und wirklich sachverständiger Beamten, und so wird jedes Leiden des Tages unbesehens den fernen Chefs in die Schuhe geschoben. Statt der Verwaltung hat man zuerst den Mechanismus der Constitution ausgebildet: ein Anachronismus, der sich noch als sehr verhängnißvoll erweisen kann. Es dient nicht Allen Alles und nicht Alles zu jeder Zeit, und hätte Italien statt der glänzenden und eifrigen Redner seiner Kammern so viele praktische Beamte in seinen Bureaus, es würde Alles besser gehen. Ich glaube auch, daß der Staat es nicht eher zu guten Finanzen und damit zum gegenseitigen Vertrauen der Stände unter einander bringen wird, als bis er den Cultus ganz auf seinen eigenen Etat genommen und seine Ausstattung nach den allgemeinen Gesetzen einer vernünftigen Volkswirthschaft reducirt hat. Ein armselig aussehendes Dorf wie Nicolosi, mit 3000 Einwohnern, hat 6 Kirchen und 10 Priester. Verzehren die 8 oder 9 Ueberflüssigen, die dem Volke überdies das Beispiel des Nichtsthuns geben, nicht eben das, was in den allgemeinen Nutzen des Dorfes aufgewandt werden sollte? Ehe der Staat nicht selbst die Reformation der Kirche, ich sage nicht ihres Dogmas, aber ihrer gesellschaftlichen Einrichtung, in die Hand nimmt, kann er nicht wahrhaft aufblühen.

Keine der Klagen indessen, die man hört, trifft die Person des Königs. Das Volk nennt ihn stets mit Garibaldi zusammen und Beide mit Liebe und Bewunderung. An dem Einsiedler von Caprera ehren sie es, daß er ein Mann von reinem Wandel und reinen Händen sei. Mehr als die Parteiführer in Florenz ahnen mögen, lechzt dies Volk nach einem Propheten, der es von Grund aus sittlich erneuere.

Zwischen diese Gespräche hinein waren aus einem Stalle dann und wann einige Töne, wie von einer Geige, hervorgedrungen. Jetzt traten ihre Urheber in den Hof heraus: zwei Führer, die wir vorhin als überflüssig hatten abweisen müssen. Um doch auch zu einer kleinen Einnahme zu gelangen, hatten sie eine Geige hervorgesucht, die mit einer einzigen Saite, und eine Art von Cello, das mit zweien bespannt war, die aber halb aus angeknüpftem

Bindfaden bestanden. In Begleitung zweier Ferkel, vor denen sie in der Eile probirt hatten und die ein Gesicht machten, als hätten sie die ganze Musik zusammenzuhalten, traten sie jetzt hervor und fiedelten eine Tarantella. Wie ihre Gesichter dabei strahlten! Das kleine Publikum drängte sich herzu und sah sie dankbar an und dann wieder uns, als wollten sie sagen: In Nicolosi versteht man sich darauf die Fremden zu ehren. Gerührt nahmen wir von einander Abschied. Als wir abfuhren, traten die Musikanten in die Thür, und noch lange hörten wir die hohen Töne des lustigen vereinsamten Darms, das Grunzen der tieferen Saiten und der Schweinchen.

Heute Abend schlossen wir den Aufenthalt von Katania mit dem — Dank unserem redlichen Schweizer Wirthe — edelsten Markobrunner, der je meine Zunge befahren. Gesegnet sei der Wein! Was hätte das erst für eine sublime Dionysosreligion geben müssen, wenn die Griechen diese Poesie getrunken hätten.

Syrakus, 5. März.

Auf dem „Marsala" segelten wir an der Küste entlang hierher. Vor dem alten Augusta, das hinter dem Cap S. Croce liegt, wurde eine kurze Zeit gehalten. Von da bis zur Halbinsel Ortygia ist eine tiefe Bucht ausgeschweift, in deren Mitte die Halbinsel Magnisi, die im Alterthume Thapsos hieß, nur durch einen ganz schmalen Sandstreifen mit dem festen Lande zusammenhängend, in's Meer tritt. Hier war eine Zeit lang das Strandlager der athenischen Flotte, ehe sie in den großen Hafen von Syrakus hineinlegte. Wir fuhren jetzt an den mächtigen Grotten Achradinas vorüber, zwischen Ortygia und der Landzunge Plemmyrium ihres Weges in die erinnerungsreiche Bucht hinein. Das war wieder ein großer Moment. Welche Entscheidungen waren hier gefallen! Ein Bild drängte sich uns, als wir die Einfahrt passirten, übermächtig wie eine Gegenwart vor die Seele: jener fürchterlich würgende Kampf, als die Athener den letzten verzweifelten Versuch machten, den Ausweg aus dem Hafen zu erzwingen. Im Geiste sahen wir die zurückgebliebenen Soldaten des Landheeres am Ufer, wie sie in entsetzlicher Spannung dem blutigen Duelle folgten, das über ihr Schicksal und das ihres Staates entscheiden mußte; wie die Einen die Götter anriefen, sie möchten sie doch nicht der Heimkehr berauben, Andere jammerten und wehklagten, wenn sie ein Schiff der Ihrigen sinken sahen, Andere in höchster Angst mit dem ganzen Körper Zeichen und Winke gaben. Damals kämpften in dieser Bucht 110 athenische mit 76 syrakusischen Schiffen; von jenen gingen 50, von diesen 26 zu Grunde.

Wir befanden uns nun der Stadt gegenüber, welche, ehe Alexandria aufkam, die volkreichste der alten Welt und deren Besitz das dringend erstrebte Ziel aller Mächte des Mittelmeeres war, als ob er die Bürgschaft und das Wahrzeichen der Vorherrschaft wäre. So groß sie war, und sie zählte in ihrer Blüthezeit 1,200,000 Einwohner, so konnte sie es doch nie zu einer die ganze Insel umfassenden Herrschaft bringen oder gar Sicilien zum Mittelpunkt eines Mittelmeerreiches machen. Dies konnte nur einer Macht gelingen, welcher von auswärts her immer neue und lebendige Kräfte zuströmten, und auch dieser nur vorübergehend. An sich ist die Insel nicht mächtig genug, die Peripherie, deren Centrum sie ist, zu beherrschen, und wie sehr ihre Blüthe umgekehrt abhängig ist von dem geschichtlichen Leben der jenseitigen Küsten, das lehrt ein Blick auf das gegenseitige Verhalten ihrer drei Seiten. So lange die Ostkammer des mittelländischen Meeres und die Nordküste Afrikas historisch belebt waren, war es auch die Ost- und Südwest-Küste Siciliens; es war die große Zeit für Katania, Syrakus, Camarina, Agrigent und Selinunt. Diese gingen zurück, als die gegenüberliegenden Küsten stille wurden; dafür wachte der Nordrand auf unter den Impulsen der im Norden mächtig werdenden Völker, und noch heute sind unter dem Fortwirken derselben Umstände Palermo und Messina die eigentlichen Culturstätten der Insel. Katania steht unter der Wirkung des einen wie des anderen Culturstromes. Klein und im Centrum des Mittelmeeres liegend wurde die Insel mit geographischer Nothwendigkeit der Zankapfel aller an der Küste mächtigen Völker; wäre sie zweimal so groß, so würde sie nach derselben Nothwendigkeit sie alle beherrschen.

Von dem gewaltigen Syrakus ist heute noch ein Rest mit etwa 10,000 Einwohnern vorhanden. Dies heutige „Siraufa", welches auf der Insel Ortygia eben da liegt, wo der Korinther Archias in der Mitte des achten Jahrhunderts seine Ansiedelung machte, besuchten wir zuerst. Es hat nur spärliche Zeugnisse seines Alters aufzuweisen und auch diese nur in veränderter Gestalt. Der alte Minervatempel ist in eine Kirche verwandelt, so zwar, daß die zwölf Säulen auf jeder Seite (ursprünglich werden es wohl dreizehn gewesen sein) in eine Mauer aufgenommen sind, aus der sie nun nach Innen und Außen hervorragen. Sie sind dorischer Ordnung; einzelne Stücke des Gebälkes, welches noch darauf liegt, sind, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, weit aus der Fluchtlinie herausgetreten. Die Mauern der alten Cella sind erhalten und fassen das Hauptschiff der Kirche ein, sind aber durch eine Reihe von Rundbogen durchbrochen. Sie herbergten ehemals ein berühmtes Gemälde, welches die Reiterschlacht des Agathokles darstellte, und siebenundzwanzig Bilder sicilianischer Könige und Tyrannen. Diese sowie

die Reliefs der von Gold und Elfenbein gearbeiteten Cellathüren schleppte mit so vielen anderen Kostbarkeiten der räuberische Verres mit sich fort. Der alte Dianatempel, der wohl zwölf Fuß unter dem Niveau der danebenhin-laufenden Straße liegt, ist zum größeren Theile von kleinen Häusern über-baut, so daß nur noch der Aufgang und die Säulenstumpfe des Prostylos sichtbar sind. Vier mächtige Stufen führen hinan; es sind ihnen aber vor dem Eingange kleinere vor- und aufgesetzt.

In einem kleinen Museum wird gesammelt, was die gelegentlichen Aus-grabungen zu Tage fördern. Die Perle der Sammlung ist die Venus von Syrakus, eine gute griechische Variation der mediceischen. Leider fehlen Kopf und rechter Vorderarm. Mit der Linken hält sie das herabsinkende Gewand, das sich etwas nach hinten zurückbauscht; der Delphin ist neben ihr. Die Formen dieser Venus sind voller und weicher, als bei der medi-ceischen und capitolinischen; man möchte sie als das Ideal einer femme de trente ans bezeichnen. Ihr ebenbürtig ist ein neben dem Amphitheater ge-fundener leider sehr verstümmelter Zeuskopf; er ist dem des Phidias nach-gearbeitet, doch schien mir, als sei hier die Schwellung von der Stirn nach der Nase hinab stärker, als bei dem vatikanischen. Eine kleine sterbende Amazone und besonders ein Medusenköpfchen in Bronze verdienen alle Auf-merksamkeit; der letztere gehört zu den besten Arbeiten. Einen großen Reich-thum besitzt das Museum an kleinen Terracottafiguren und einzelnen Köpfchen von reizendster Bildung; die Vorbilder der besten griechischen Zeit haben bei der Modellirung dieser für den gewöhnlichen Bedarf gearbeiteten Sachen nachgewirkt. Interessant ist eine Sammlung von sieben hauptlosen Toga-statuen, die in den sogenannten Bädern gefunden sind. Stellung und Drapirung ist bei allen fast die nämliche, und ganz offenbar sind sie in Vorrath angefertigt gewesen: die Köpfe nämlich wurden, wie man deutlich sieht, erst später nach Bestellung aufgesetzt. Gar nicht übel! Gilt doch auch bei unseren großen Männern, die man eines Denkmals würdigt, die billige Voraussetzung, daß sie einen repräsentationsfähigen Durchschnitts- und Normalleib gehabt haben.

Vom Museum eilten mir, an einer ganz einsam stehenden Säule vorbei, die man als den Rest des Prytaneums bezeichnet, zu den Theatern, die zu der Neustadt, Neapolis, gehörten. Beide sind in den Kalkfelsen gehauen. Das Amphitheater hat, ohne sonst Souterrains zu haben, in der Mitte der Arena, ähnlich wie das von Pozzuoli, eine oblonge ausgemauerte Vertiefung. Ein Aquäduct führt hinein, ein anderer hinaus, und hier ist es ganz ersichtlich, daß sie als Wasserbassin zur Aufnahme von Krokodilen und anderem Wassergethier diente. Zwei Pfeiler, die sich in der Mitte derselben

bis zur Höhe des Arenabodens erheben, ließen sich mit einem Bretterboden überdecken, auf dem die zum Kampfe bestimmten, vielleicht verurtheilten Personen ihren Platz fanden. Die Käfige für die Thiere waren unter den Sitzreihen angebracht und mündeten auf die von einer Felsbarriere umgebene Arena.

Das Theater, höher gelegen als das Amphitheater, sieht auf den Hafen zu. Die Anlage der (im Uebrigen wie im pompejanischen Amphitheater gebildeten) Sitzplätze ist ganz griechisch, ohne Vomitorien: das Volk erreichte sie von Oben her oder von Unten durch die Orchestra. Bemerkenswerth ist aber, daß das Theater und das Scenenhaus durch den natürlichen Felsen verbunden geblieben sind, so daß die beiden Zugänge zur Orchestra eine Decke über sich haben; eine Einrichtung, die sonst nur der römischen Construction eigenthümlich ist. Der Platz, auf dem die Scene stand, bietet ein großes Interesse durch eine Anzahl von Vertiefungen, die ich sonst nicht gefunden habe. Zunächst nämlich führte ein Aquäduct unter den mittelsten Sitzplätzen hindurch in das Scenenhaus und weiter darüber hinaus. Er kann, da er ein sehr starkes Gefälle hatte, zur Speisung eines Springbrunnens, möglicherweise auch zum Getriebe von Maschinen verwandt worden sein. Alsdann liegt zwei Schritt hinter der vorderen 44 Schritte langen Quervertiefung, die man als Vorhangsbehälter annehmen muß, parallel damit eine zweite, etwas breitere in der ganzen Länge der Scene. Sie endet auf der einen Seite in einer kleinen in den Felsen gehauenen Rotunde, in deren Boden sich eine viereckige Vertiefung befindet. Es ist ganz offenbar, daß von hier aus auf eine Maschine in jenem Gange, etwa durch ein Spillwerk, gewirkt wurde. Auf der anderen Seite ist die Rotunde nicht so deutlich, aber wie es scheint, liegt sie noch unter dem Schutte, mit derselben Einrichtung wie die andere. Vier Schritte hinter diesem ziemlich tiefen Gange findet sich auf der rechten Seite der Scene (vom Schauspieler aus) wieder ein solcher von zwei Schritt Breite und mit mehreren rechtwinklig davon abgehenden schmaleren Nebenvertiefungen; offenbar wieder eine Versenkung. Von dem Vorhangsbehälter etwa funfzehn Schritt, also in der gewöhnlichen Theatertiefe, trifft man auf ein Mauerfundament, welches die Hinterwand der Scene getragen haben wird. Weitere neunzehn bis zwanzig Schritte zurück liegen die äußersten Fundamentsteine des ganzen Baues. Zwischen diesen und der Scenenwand befindet sich auf der linken Seite eine Anzahl von kleinen Kellern, wie ich sie sonst auch nicht gefunden habe. Zwei davon sind etwa zwölf bis funfzehn Quadratschritt groß, und es führen kleine Treppen hinein; der eine hat eine Verbindung mit allen übrigen Gängen, so daß hier der Schauspieler, gedeckt durch die Scenen-

wand, ein- und aussteigen konnte, um auf der Scene von Unten zu erscheinen oder nach Unten zu verschwinden. Einige kleinere Löcher, die sich noch vorfinden, scheinen nicht zur ursprünglichen Anlage zu gehören. Der ganze Boden ist von solcher Beschaffenheit, daß man annehmen muß, er sei mit einem bretternen Podium belegt gewesen, wodurch dann die erwähnten Gänge und Keller noch mehr Höhe erhielten. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich in den Wänden derselben Nuthen befinden, die nur für die Einlassung von Pfählen gedient haben können.

Oben über dem Theater, ein wenig zurück, befindet sich ein in den Felsen gehauenes Gewölbe, an dessen Front man noch die Reste eines Giebelfeldes und einiger Pilaster wahrnimmt. Den Namen eines Nymphäum dankt es wohl der reichlichen Quelle, welche sich hinein ergießt. Ehemals stand darin die Statue des Apollo, dem das Theater geweiht war; der Platz rings umher war sein Temenites, sein heiliger Bezirk; man schloß ihn erst während des athenischen Krieges mit in die Ringmauer der Stadt ein. Dicht neben der Grotte kommt vom Felsen herab aus einem unterirdischen Aquäduct ein starker Strom gestürzt, der gegenwärtig eine Turbine treibt; eben dieser wird es gewesen sein, der ehemals durch das Theater ging. Das Wasser des im Nymphäum entspringenden Quells fließt in einer Rinne oben um den halben Rand der Zuschauerplätze herum. Rechts und links vor der Grotte reihen sich im Felsen Gräber an Gräber, so daß die Todten die oberste Zuschauerreihe bildeten. Nach der einen Seite zieht sich dann eine Gräberstraße hinauf: lauter große, vorn mit einer Platte verschließbare Kammern in den Felsen gehauen, mit gewölbten Nischen für die ganzen Körper in den Wänden. Kleine Marmorplatten, die draußen eingelassen waren, verkündeten die Namen der Inhaber.

In der Nähe der Theater befindet sich einer der gewaltigen Steinbrüche, aus denen die Quader für die mächtigen Bauten des alten Syrakus genommen wurden. Man sieht sich da einer anderthalbhundert Fuß hohen steilen, ja vorn überhängenden Felswand gegenüber, in welche bis zu hundert Fuß Höhe colossale Kammern geschnitten sind, die ziemlich regelmäßig geschweifte Seitenwände und flache Decken haben. Sie sind auf mannichfache Weise unter einander verbunden, auch zu größeren Räumen erweitert, für deren Stützung man dann einzelne Pfeiler in der Mitte hat stehen lassen. Eine dieser Grotten oder Felskammern ist das berühmte „Ohr des Dionysos.“ Sie hat den einen Theil ihres Namens von der Form der äußeren Oeffnung, welche nach Oben beinahe wie ein spätgothischer Bogen abgespitzt, ungefähr wie die eines Pferdeohres aussieht. Dazu kommt, daß der Grundriß derselben die Windung eines Gehörganges darstellt. Dieser

letzteren Eigenschaft verdankt sie wohl ihr so höchst empfindliches Echo, welches z. B. mit ganz überraschender Kraft antwortet, wenn man am Eingange mit dem Fingernagel gegen ein Papier schnippt. Auf einen Pistolenschuß entwickelt es ein wahrhaft unglaubliches Getöse und ein zweistimmiger Canon, den man vorn singt, erscheint vierstimmig. Oben am Eingange der Grotte befindet sich eine kleine Kammer, deren Zugang ein Erdbeben herabgestürzt hat und in die man sich nur an Stricken hineinlassen könnte; die Erzählung, daß von hier aus Dionys die Gespräche seiner Gefangenen belauscht haben soll, ist jedenfalls erst aus dem Namen der Grotte herausdramatisirt worden, den ihr gewiß nicht erst, wie gelegentlich behauptet wird, der Maler Michelangelo Caravaggio gegeben hat. Gerade da oben sind, wie der Marchese Landolina durch vielfältige Versuche festgestellt hat, nur ganz verworrene Geräusche wahrzunehmen. Das Kämmerchen diente wahrscheinlich zum Aufenthalt für den Wächter, wenn es nicht ein etwas seltsam und abenteuerlich angebrachtes Grab war oder am Ende aus einer Zeit stammte, wo die Steinbrüche noch gar nicht bis zu ihrer gegenwärtigen Tiefe ausgehauen waren. Was die ganze Anlage der Grotte betrifft, so wird man nach einem Zwecke dabei nicht allzu tief suchen dürfen. Um den nöthigen grausigen Lärm für das naheliegende Theater, z. B. bei der Vorstellung der Eumeniden, zu erzeugen, wie Manche geglaubt haben — das ist wenig griechisch gedacht. Aber da nun einmal ein Steinbruch hier angelegt werden sollte und es für diesen nächsten Zweck auf die Form desselben nicht ankam, so durfte man diese wohl einem Experimente zur Verfügung stellen, das irgend ein Vorgänger des Archimedes mochte anempfohlen haben. Man wollte eben, so glaube ich, da man es nebenher recht gut thun konnte, einen Gehörgang im Großen darstellen, um das Wesen des Schalles zu studiren. Dann mochte die Grotte, von absoluter Sicherheit und Festigkeit wie sie ist, den praktischen Zweck haben als Gefängniß zu dienen, und für diese Benutzung sprechen die in den Stein gehauenen Ringe. Daß aber gerade hier die unter Nikias und Demosthenes gefangenen Athenienser eingesperrt gewesen seien, bezweifle ich, weil Thukydides dann wohl nicht von unbedeckten Räumen gesprochen haben würde. Auch möchte ich fast glauben, daß erst Dionysos den ganzen Steinbruch anlegen ließ, da die Steine der von ihm aufgeführten Mauer die entschiedenste Aehnlichkeit mit den hier gebrochenen zeigen, und so möchte die Grotte wohl ihrem Urheber den zweiten Theil ihres Namens verdanken.

6. März.

Wir begannen den Tag mit einer Fahrt über den Hafen, unter einer großen Brücke durch in den Anapus hinein, von wo aus wir die Trümmer des Olympieion sahen, und zur Quelle Cyane hinauf. An deren Ufern wächst — es ist die einzige Stelle in Europa — in großen Massen die Papyrusstaude, eine mächtige schlanke dreikantige Binse mit wallenden Haaren: ein leichtbewegliches, reizend nymphenhaftes Geschöpf. Unser Führer, der wackere Maler Michelangelo Politi, verfertigt aus dem Stengel nach der Weise der Alten den Papyrus, der freilich nur noch zu kleinen Souvenirs verwandt wird. Er nimmt dazu das untere Ende der Binse, schält es und schneidet ganz dünne, etwa zollbreite Streifen herunter, die er mit einem aus derselben Pflanze gewonnenen Gummi an einander klebt und zwei Tage lang preßt. Dann kommt ein von kräftigen Fasern durchzogenes, sehr festes, durchschimmerndes gelbliches Blatt zum Vorschein, auf welches sich malen und schreiben läßt, ganz der nämliche Stoff, wie man ihn in allen ägyptischen Museen findet. Diesem herrlichen Stoffe ist die Poesie immanent, denn die reizende Binse liefert außer ihrer Faser einen Saft, der eilig trunken macht. Da hatten Aeschylos, Pindar und Plato, Stesichorus und Theokrit, die obenein an den Gewässern der lieblichen Nymphen selbst lustwandelten, gut schreiben! Unseren mittelalterlichen Vorfahren wehte von ihrem Pergament doch nur ein Eselsgeist entgegen, und wir selbst gar schreiben auf dem entgeistertsten Stoffe, den es giebt, auf dem wahren Inbegriffe aller Abgetragenheit, der völlig verworfenen Reliquie des Herrn Omnes.

Sonderbar — so ganz einfach dieses bachdurchflossene Stückchen Landschaft ist, so mächtig wirkt es auf die Phantasie. Zwischen diesen hohen, schwankenden Binsen hinfahrend, welche träumerisch im Winde die haarumwallten Häupter neigen, fühlt man sich in die entlegenen Tage der Kindheit unseres Geschlechtes versetzt: Aegypten und Hellas reden hier zu uns. Von diesen kornblumen-blauen, durchsichtigen Wellen flüstert eine jener einfachen, lieblichen Mythen, in denen der Grieche Wahrheit und Dichtung, Religion und Natur, Glauben und uralte Anschauung so sinnig verband. Hier war es, wo sich die Nymphe Cyane dem Pluto entgegenwarf, als er, von Eros' Pfeil getroffen, die Persephone auf blumiger Aue geraubt hatte; wo sie ihn auf das Recht der Mutter und auf das Beispiel ihres sittsameren und bescheideneren Gatten Anapus verwies. Aber der Gebieter der Unterwelt hörte nicht auf sie, mitten in den Teich hinein trieb er die schrecklichen Rosse, stieß mit wuchtigem Arme den Scepter in den Boden und fuhr in

die geöffneten Tiefen hinab. Cyane aber verzehrte sich in Thränen und floß ganz in das Gewässer aus einander, dessen Gottheit sie gewesen war; es blieb nichts Greifbares von ihr zurück.

Man fühlt alsbald durch, daß der reizenden Poesie gewisse natürliche Vorgänge zu Grunde liegen. Es ist die Geschichte vom Korne und der Kornblume, wehmüthig durchzogen von der Klage über das Ende der Erdkindheit, des süßen zwecklosen Träumens aller Creatur. Persephone, das Kind der Ceres und des Zeus, der nahrungsprossenden Erde und des Himmels, spielt auf der Wiese und pflückt Blumen; da entführt sie Pluto in sein unterirdisches Reich, zu dessen Gebieterin er sie macht. Aber auf die unablässigen Klagen der Mutter bestimmt endlich Zeus, daß sie nur die Hälfte des Jahres drunten zubringen, die andre Hälfte aber in die Fröhlichkeit der Oberwelt zurückkehren solle. Sie ist das Korn, das in die Erde gelegt wird, um lachend wieder daraus hervorzusprießen. Aber wie in das früher ungebundene und spielende Leben der Persephone nun die Regelmäßigkeit der Zeiteintheilung gebracht ist, so hat auch die Freiheit ihrer Freundin Cyane ein Ende; fortan kann sie nicht mehr von den Ufern ihres Quells hinwegeilen, nicht mehr, wie sie bisher gethan, an breiten träumerisch gelagerten Sümpfen ruhen, ja ihr eigentlich persönliches Leben hat sogar aufgehört, denn sie existirt nur noch als das Wasser, dessen Nymphe sie gewesen ist. Cyane spielt auch nicht mehr, sie wird verbraucht für fremde Zwecke; sie muß, mit einem Worte, das Korn berieseln und nähren, das in die Erde gesenkt ist. Die Arbeit beginnt, mit der Poesie ist's vorbei; jener Scepterstoß des Pluto war ihr Todesstoß gewesen.

Aber jene Geschichte geht noch weiter. Ceres, die unglückselige Mutter, kommt zur Stelle. Wie gern hätte ihr Cyane alles erzählt — aber sie vermag es nicht, neuerdings reden die Bäche nicht mehr. Nur mit Zeichen deutet sie auf den Gürtel der Persephone, der auf ihren Wellen schwimmt. Ceres, rasend vor Schmerz, verflucht den Boden, auf dem sie steht, und opfert ihrem Zorne, was er zu erreichen vermag. Da erhebt nicht weit von ihr Arethusa, die eleische Nymphe, ihr Haupt, streicht das feuchte Haar von der Stirn hinter die Ohren zurück, und beginnt sie mit freundlichen Worten zu trösten: von Elis her durch die Tiefen der Erde hindurch strömend habe sie die Geraubte im Reiche der Schatten als Königin thronen sehen. Und Arethusa weiß aus eigener Erfahrung, wie weit die Gewalt der Liebe gehen kann; auch sie hat eine Geschichte, in welcher eine Fahrt in die Unterwelt vorkommt. Folgenderweise singt Virgil davon:

„Gegen die Brandungen hin bei Plemmyrium lieget ein Eiland,
Vorn am sikanischen Golf, Ortygia nannten's die Väter.

Hierher, gehet die Sage, durchgrub sich verborgene Pfade
Unter dem Meer Alpheos, der Strom von Elis, und mischt sich
Jetzt mit der Sikulerfluth durch deinen Mund, Arethusa."

Alpheos nämlich, der unerschrockene Jäger, sah die Nymphe Arethusa auf der Jagd und von Liebe zu ihr entbrannt, verfolgte er sie, um sich ihrer zu bemächtigen. Sie aber wurde auf ihr Flehen von Artemis in einen Quell verwandelt, stürzte sich in's Meer und grub sich unter demselben einen Pfad bis zur Insel Ortygia, wo sie wieder zum Tageslicht emporbrang. Aber unmittelbar neben sich erblickte sie den stürmischen Alpheos; auch durch die Erde hindurch hatte er sie verfolgt und war nun im Meere, unmittelbar neben der Stelle, wo am Ufer sich Arethusa herausgearbeitet hatte, liebeglühend zu Tage gekommen. So vieler Inbrunst war nicht zu widerstehen, und Beide blieben fortan vereint, bis erst die neueste Zeit (wir sahen es gestern) durch eine Mauer sie hämisch gegen einander trennte. Occhio della Zilica nennt man jetzt den süßen Quell, der durch das Salzwasser aufrauscht.

Dieser Mythus ruht auf drei, vier Naturbeobachtungen, welche die Phantasie des Volkes personificirend verband und verdichtete. Der Alpheos, der größeste Strom des Peloponnes, verliert sich mitten im Lande in Katabothren und verschwindet von der Oberfläche des Bodens; bei Ortygia aber kommt neben einer hart am Ufer entspringenden Quelle ein süßer Born zum Vorschein, der sein Gewässer mit ihr vermischt. Untrügliche Zeichen schienen darauf zu deuten, daß er mit dem Alpheos des Peloponnes in Verbindung stehe, denn wenn dessen Wellen von Opferblut gefärbt waren, erzählte man sich, so brachte auch er rothes Wasser zum Vorschein; ja, eines Tages warf er einen goldenen Becher herauf, der nur von den olympischen Festspielen stammen konnte, und Anderes mehr. Welch eine uralte Verbindung zwischen Griechenland und Sicilien kommt in dem daraus entstandenen Mythus zum Vorschein! Es spricht sich darin unverkennbar jener unwiderstehliche Zug nach der schönen Trinakria aus, der die Hellenen von je beherrschte. Hier der kühne, rüstige und verschlagene Jäger, der im Gefühl seiner Jugendkraft kein Hinderniß kennt, dort die scheue, liebliche Nymphe, — so ist das Verhältniß beider Länder poetisch wahr bezeichnet; und wer gedächte nicht, wenn er den Fluß betrachtet, der mit Gewalt sich den ungewohnten Pfad bricht, um die Jungfrau zu seinem Eigen zu machen, des jugendmuthigen Alcibiades, dessen Flotte sich auf diesem Golfe schaukelte?

Aber ich thue ja wirklich, als ob Alpheos unter dem Meeresgrunde durchfließen oder gar, als ob er sich in eine Nymphe verlieben könnte, und obenein so wahnsinnig. Und doch hat der gelehrte Cluverius die Sache

längst ein für allemal abgethan: „Possen sind es," sagt er, „reine Possen und die ungeheuerste und affectirteste Erdichtung griechischer Faselei." O, hätte es doch der Vorsehung gefallen, diese Insel mit dem Geschlechte der Cluverius zu bevölkern, es würde uns Späteren jegliches Ding so viel einfacher und klarer entgegentreten. Da gäbe es keine Persephone, keine Erycina, keine Cyane und Arethusa, keinen Typhoeus, keine Scylla und Charybdis und keine Rinder, wenigstens keine göttlichen Sonnenrinder. Denn wahrhaftig, diese kindischen Griechen haben ja dies Alles in ihrer ewigen Sonntagslaune mit Gewalt erfunden und unter die Wirklichkeit hineingestreut. Das ist in der That sehr merkwürdig und verdient doch noch ein Wort der Erörterung.

Wenn man nämlich zuerst diesen sagenübersponnenen Boden betritt, so hat man, trotz aller Schönheit der Formen, die sofort in die Augen fällt, doch das Gefühl, daß da irgend etwas fehle, was man zu finden erwartet hatte. Wir hatten uns das Land reicher, üppiger, wir hatten uns mehr Wälder, blumige Wiesen und Quellen, mehr Stimmungslandschaft, so zu sagen, vorgestellt. Nach einiger Ueberlegung erkannten wir, daß wir es in unserer Phantasie rückwärts aus den Poesien der Alten belebt hatten. Das Land ist im Ganzen kahl und ist nie viel anders gewesen; aber in ihm wohnte ein Volk, das mit einem seltenen Maße von plastischer Phantasie begabt war, aus drei Bäumen sich einen Wald dichtete und einem Quell, der mitten im flachen Boden entspringt, die reizendste Poesie ablauschte. Eines mußte zum Andern kommen, damit gerade eine so geartete Mythenwelt entstünde: zu der wunderbaren Großheit der landschaftlichen Formen, welche den Sinn im Ganzen poetisch stimmt und plastisch schult, die Seltenheit anmuthender Gegenstände im Einzelnen: denn nun erst wurde der Baum, der Quell, der Fels ein Gegenstand liebevoller Betrachtung, — er wurde zum Ereigniß. In die Phantasie hineingenommen, ging er umgebildet, personificirt, seelenhaft wieder daraus hervor, und der vollendeten Gestalt fühlt man es sehr wohl an, wie viel Liebe daran formte und bildete. An einem größeren Reichthum wäre diese Liebe verflattert, bei minderer Schönheit der Landschaft im Ganzen die Phantasie minder kräftig erregt; so aber fühlte sich der beschauende Sinn unwiderstehlich gedrängt, die öden Gefilde von sich selbst aus zu beleben. Die Verwandlung allgemeiner natürlicher Processe in epische Vorgänge, oder wenigstens die Personificirung derselben findet sich auch in anderen Mythologieen, z. B. in der germanischen, wie denn der Mythus überhaupt nichts Anderes als lebendig gewordene Natur ist; und der Unterschied liegt nur besonders darin, daß die Figuren hier mehr, dort weniger frei und plastisch herausgebildet sind, hier deutlichere, dort schwächere

Spuren ihres elementaren Ursprungs zeigen. Während die Gestalten des germanischen Mythus noch ganz unverkennbar den Charakter ihres Elementes an sich tragen, sind die des griechischen so ganz in's Menschliche hinübergedichtet, daß man sie bis in die neuere kritische Zeit hinein für nichts anderes als reine Phantasiegeschöpfe halten konnte. Aber was nun der griechische Mythenkreis besonders voraus hat, das ist, neben den Personificationen allgemeiner Naturmächte, wie des Himmels, der Sonne, der Winde, der Regenwolke u. s. w., die Fülle von Figuren und Figürchen, in denen bloß ein einzelner interessanter Gegenstand poetisches Leben gewonnen hat. Da wird ein bestimmter Bach zu einer bestimmt personificirten Nymphe, die immer ihre kleine Liebesgeschichte für sich hat, ein paar Schwefelquellen zu Zwillingsbrüdern, die einem heißen Verhältnisse zwischen Zeus und Thalia entstammen, ein erloschener Vulkan zum geblendeten Polyphem, ein Fluß zum Jäger, die Sterneidechse zu einem unartigen Jungen, der sich an einer Göttin versündigt, ein ewig thauender Fels zur Niobe, und was dieser zahllosen Wandlungen mehr ist. Eben diese Gestalten zweiten und dritten Ranges sind es, welche die dichtende Phantasie benutzt, um die Abenteuer der vornehmeren vorzubereiten, zu fördern oder zu kreuzen und die großen Motive der Erzählungen durch untergeordnetere zu unterstützen und zu durchsetzen. Ihre eigene Geschichte enthält in der Regel die poetische Erklärung ihres gegenwärtigen Zustandes; aber einmal erfunden greifen sie auch in die Erlebnisse Anderer ein und führen ein freies bewegliches Leben. So ist der Mythus der Arethusa mit der Erzählung ihrer Flucht vom Peloponnes nach Sicilien nicht abgeschlossen, sondern sie tritt auch noch in der Geschichte der Persephone auf; so begegnen wir dem Polyphem, in dessen Blendung das Erlöschen eines Vulkans dargestellt werden sollte, auch noch in mancherlei Liebeswerbungen, die mit seiner ursprünglichen Naturbedeutung nichts gemein haben.

Und eben diesen Reichthum untergeordneter mythologischer Gestalten verdankt Griechenland — welches landschaftlich denselben Charakter zeigt wie Sicilien — einer gewissen Dürftigkeit der Natur, welche den einzelnen Gegenstand um so schätzbarer erscheinen läßt. Wir, die wir mit Wäldern, Quellen, Flüssen, mit jeder Romantik der Landschaft überreich gesegnet sind, konnten es zu solcher Gestaltenfülle nicht bringen. —

Von der Cyane aus fuhren wir zu Wagen, vorbei an dem Sumpfe Syrako, welchem die Stadt ihren Gesammtnamen verdankt, nach dem Westende des langgestreckten Plateaus, auf welchem vier ihrer fünf Weichbilde lagen. Den äußersten Rand desselben krönen die Ruinen einer Burg, welche man als die des Dionys bezeichnet; wir erstiegen sie, um einen Ueberblick

über die ganze Landschaft zu gewinnen und die Angaben des Thukydides und Livius mit den natürlichen Bedingungen des Terrains zu vergleichen. Es ist ein prachtvoller Blick da oben auf diese eigenthümlich langgestreckten Höhenzüge des Hybla und Noto, die mit uralten Oelbäumen besetzte Ebene des Anapus, die beiden großen Buchten rechts und links von Ortygia, nördlich über Thapsus hinweg bis zu dem Vorgebirge, auf dem das Theater von Taormina steht. Welch ein breites mächtiges Terrain! Hier mußten große Anlagen versucht, große Kämpfe gekämpft werden; hier ist — man sieht es sofort — einer der prädestinirten Schauplätze großer Geschichte.

Das Westende des die Stadt überragenden Plateaus hieß nach dieser seiner Lage Epipolä; man konnte von da aus in die tiefer liegenden Stadttheile hineinsehen. Die Höhe streicht von Westen nach Osten und gleicht in ihrem Umrisse dem Durchschnitte einer Birne; ihre Spitze liegt landeinwärts nach Westen, ihr abgerundet breites Ende dem Meere zu. Den größern Theil dieser breiteren Seite nahm nach Norden zu Achradina, der größeste Stadttheil, ein, den kleineren nach Süden belegenen Rest die zuletzt gebaute Stadt Neapolis. Neben Neapolis lag weiter landeinwärts, der Spitze zu, Tyche; die Spitze selbst war, als die Athener gegen Syrakus zogen, in ziemlicher Ausdehnung noch unbebaut. Durch eine Einsenkung von ihr getrennt erhebt sich weiter landeinwärts noch eine isolirte Kalksteinpyramide, von wo aus man die Pfade am Hyblagebirge, die in's Land führenden Wege und die Ebenen rechts und links vom Syrakuser Plateau, sowie dieses selbst übersehen kann.

Bei ihrer ersten Recognoscirung hatten die athenischen Feldherrn die Ueberzeugung gewonnen, daß man, um Syrakus zu erobern, sich vor Allem der Höhe von Epipolä bemächtigen müsse. Auch den Syrakusanern, welche diesen Punkt unbegreiflicher Weise bisher unbefestigt gelassen hatten, war jetzt durch Hermokrates' Bemühungen die Bedeutung desselben klar geworden, und sie waren gerade im Begriff ihn durch eine auserlesene Mannschaft zu besetzen, als sie von der Wiese am Anapos aus, wo sie Heerschau hielten, die Athenienser oben erscheinen sahen. Diese hatten die Syrakusaner durch eine falsche Nachricht getäuscht, waren zwischen Thapsos und Ortygia am sogenannten Löwen gelandet und sofort im Laufschritt auf Epipolä losgegangen. Das ist ein Weg von etwas über 4000 Fuß. Die Syrakusaner, welche von der Wiese aus viel weiter bis zur Höhe hatten, kamen zu spät und wurden abgeschlagen: die Athenienser blieben im Besitze des Euryelos, des höchsten Punktes von Epipolä, und begannen am folgenden Tage auch jenen weiter westlich liegenden Kalksteinhügel durch das Fort Labdalon zu befestigen, um da ihre Vorräthe und ihre Kriegskasse in Sicherheit zu bringen.

Alsdann gingen sie an die Belagerung selbst und legten weiter nach der Stadt zu eine kreisförmige Verschanzung an, welche die Mitte einer langen Mauer bilden sollte, vermittelst deren sie vom äußeren Meere an (vom trogilischen Busen) bis zum großen Hafen die feindliche Stadt einzuschließen und vom Lande abzuschneiden gedachten.

Dem Herzoge von Serradifalco scheint der Zweck einer Befestigung auf jenem isolirten Hügel, in so großer Entfernung von der Stadt, nicht eingeleuchtet zu haben; er hat deshalb auf seiner Karte die Punkte Labdalon und Euryelos vertauscht und den Hügel mit letzterem Namen belegt. Dieser Annahme folgen die Syrakusaner. Aber wie dieselbe durch die Angabe unmöglich gemacht wird, das Unternehmen der Athenienser sei im Laufe gemacht worden — der Hügel ist nämlich vom Landungsplatze eine starke halbe Meile entfernt, und dann war immer noch die Höhe von Epipolä selbst zu ersteigen —; so ergeben sich auch aus der gegentheiligen Ansicht keine Schwierigkeiten, durch die sie uns aufgenöthigt würde. Denn es ist gar nicht gesagt, daß die Athenienser, als sie den entfernteren Hügel befestigten, nun die nähergelegene Höhe aufgegeben hätten, sie rückten im Gegentheil mit einer Verschanzung ganz nahe an die Stadt heran und sorgten selbstverständlich für eine Verbindung beider Punkte: nur was sie selbst zu verlieren haben, das bringen sie für alle Fälle ziemlich weit hinter die Gefechtslinie an eine Stelle, die von Natur sehr fest und mit wenig Mitteln zu vertheidigen ist. Uebrigens sahen wir nachher, als wir uns den Gang der römischen Belagerung vergegenwärtigten, daß die Annahme Serradifalco's mit den Angaben des Livius sich noch weniger vereinbaren lasse, als mit denen des Thukydides.

Dessen Erzählung machten wir uns nun weiter deutlich. Der Bau jener Einschließungsmauer, welche queer über das Plateau von Meer zu Meer führen sollte, wurde an verschiedenen Punkten zugleich in Angriff genommen; die Höhe selbst sollte zuletzt zugesetzt werden, jedenfalls weil man sich hier auf die Kreisverschanzung und auf die unmittelbare Gegenwart des Heeres einstweilen glaubte verlassen zu können. Der Zweck der umständlichen Arbeiten war auch beinahe erreicht, der Muth der Syrakusaner bis zur Verzweiflung gebeugt, als der thatkräftige Spartaner Gylippus im Jahre 414 zu ihrer Unterstützung vor der Stadt erschien. Ob Nikias der Meinung war, daß das neue Heer besser innerhalb der Stadt sei, weil es da die Verlegenheit in Betreff des Lebensunterhalts vermehren werde, als draußen, wo es ihn im Rücken belästigen könne, oder ob er in vollkommener Verwirrung handelte: genug, er ließ dasselbe an seiner Verschanzung vorbei und durch die Lücke seiner Mauern hindurch unbehindert in die Stadt einziehen. Dieser Fehler

rächte sich nur zu schnell. Dem spartanischen Feldherrn, der den Muth der Syrakusaner zu heben und ihre Macht vortrefflich zu organisiren verstand, gelang es sehr bald, nicht nur das Fort Labdalon im Rücken der Feinde, die er oben durch ein Gefecht festzuhalten wußte, wegzunehmen, sondern auch das nördliche Stück der Einschließungsmauer durch eine Quermauer todt zu legen. Die Athenienser gaben nun mit Epipolä auch den Landkrieg überhaupt auf, zu welchem ihnen ohnehin die ausreichende Reiterei fehlte, und beschlossen den Seekrieg zu versuchen. Sie legten sich an den Hafen, befestigten, um sich die Zufuhr und auf alle Fälle den Abzug zu sichern, Plemmyrion und warteten Verstärkung ab. Als diese erschien, gingen sie noch einmal zur Offensive über. Der neue Feldherr erkannte sofort, daß es für den Angriff nur eine einzige vernünftige Maßregel gebe, nämlich die Wiedererstürmung von Epipolä, und daß, wenn diese fehlschlage, dem Heere keine Wahl bleibe, als schleunigst abzuziehen. Der Angriff wurde energisch in's Werk gesetzt, war so gut wie gelungen, scheiterte aber zuletzt noch an den Mißverständnissen, welche die Dunkelheit der Nacht erzeugte. Nun drang Demosthenes mit Gewalt auf den Abzug, aber Nikias gab einigen elenden Zeichendeutern nach, welche denselben wegen einer Mondfinsterniß um einen ganzen kostbaren Monat aufgeschoben wissen wollten, obschon das Heer auf's Tiefste entmuthigt war und nun auch noch an Sumpffiebern zu leiden begann. Inzwischen hatten die Syrakusaner eine solche Anzahl Schiffe gebaut, daß sie der athenischen Flotte die Spitze zu bieten wagten, und fingen jetzt gar an die Hafenmündung zu sperren: es war für den Feldherrn, trotz aller Zeichendeuter und trotz aller Furcht vor der Volksversammlung von Athen, nicht die mindeste Zeit mehr zu verlieren. Mit aller Macht suchten die Athenienser die Ausfahrt zu erzwingen, aber es war bereits zu spät; es entspann sich jene fürchterliche Schlacht, deren ich schon Erwähnung gethan habe. So tief gebeugt waren die Geschlagenen, daß sie nicht wieder zu bewegen waren, zu einem wiederholten Versuche die Schiffe zu besteigen, auf denen sie sonst ihre Heimath gehabt hatten. Sie versuchten zu Lande um den Hafen herum nach Katania zu entkommen, fanden aber die Pässe bereits besetzt und wandten sich nun nach Süden, um Kamarina zu erreichen. Beim Flusse Asinaros wurden sie umstellt und nach einer grausamen Metzelei gefangen genommen; noch heute bezeichnet eine aufgemauerte Säule den Platz, wo der edelste Staat des Alterthums, nachdem er in einer Stunde des Uebermuthes von der rechten Bahn abgewichen war, sein tragisches Ende erreichte. So endete, schließt Thukydides seinen Bericht, das wichtigste Ereigniß des hellenischen Krieges, ja überhaupt das wichtigste von allen, die wir aus der Geschichte der Hellenen kennen.

Die Höhe von Epipolä erlitt nach dem Kriege eine wichtige Veränderung. Der kriegserfahrene Dionys, der sich im Jahre 406 der Herrschaft zu Syrakus bemächtigt hatte, befestigte sie, als er einen Krieg mit den Karchedoniern anfangen wollte; denn ihre entscheidende Wichtigkeit hatte sich zu deutlich fühlbar gemacht. Diodor giebt an, daß die gewaltige Arbeit in zwanzig Tagen vollendet gewesen sei, und wenn man die Reste der mächtigen Mauern und ihren Umfang sieht, so scheint das fast unmöglich; liest man aber die anschauliche Darstellung des Baues selbst, so wird man die Angabe ganz glaublich finden. Dionys wählte nämlich aus dem Volke der Landschaft nicht weniger als 60,000 Arbeiter aus. Von diesen wurden 24,000 angestellt, die Steine zu behauen, die dann durch 6000 Paar Ochsen zur Stelle geschafft wurden. 30 Stadien (18,000 Fuß) waren zu bauen; diese Strecke wurde unter 36,000 Arbeiter so vertheilt, daß 200 Mann unter einem Bauaufseher je 100 Fuß zu bauen bekamen; über je sechs Bauaufseher stand ein Architekt, das Ganze leitete Dionys, unterstützt von seinen nächsten Freunden. Ganze Tage lang brachte er draußen zu, ermunterte die Leute, wenn sie müde wurden, griff selbst mit an wie ein gemeiner Arbeiter, behielt sich überall das Schwerste selbst vor und wußte durch ausgesetzte Belohnungen, die nicht blos für die Bauführer, sondern auch für die Handwerker selbst berechnet waren, einen solchen Wetteifer unter den einzelnen Abtheilungen hervorzurufen, daß Viele auch einen Theil der Nacht hindurch arbeiteten. Diese Erzählung, weit entfernt unwahrscheinlich zu sein, exemplificirt mir vielmehr auf's Deutlichste einige der Eigenschaften, welche den Dionys befähigten, die Alleinherrschaft in der demokratisirten Stadt zu gewinnen.

Nach Norden zu legte Dionys das Sechsthor, welches Diodor nicht anders als durch diesen Namen beschreibt. Daß hier sechs Pforten neben einander gebaut sein sollten, wie die Stadtkarten angeben, läßt sich nicht denken; denn welchen Zweck könnte dies gehabt haben? Wohl aber kann man sich bei dem abschüssigen, terrassenförmig gebildeten Terrain, bei einer Plateauhöhe von etwa 200 Fuß ein Werk vorstellen, welches sechs Thore hintereinander hatte, wie man noch heute nach dem stark befestigten Ortygia hinein fünf Thore zu passiren hat. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß nach Vollendung der Mauer zum Schutze des Ganzen auf dem Euryelos das Fort gebaut wurde, auf dessen Trümmern wir standen. Der ganze Bau erhob sich über sehr ausgedehnte Souterrains, die erst ausgehöhlt sein werden, um einen Theil des Materials für die Mauern zu gewinnen. Um einen inneren Hof geht eine offene, durch natürliche Pfeiler gestützte Gallerie, auf welche die verschiedenen Gänge münden. Um in die Festung zu gelangen,

mußte man eine Brücke passiren, die über einen sehr breiten trockenen Graben führt, von dem aus wieder tiefe Kammern in den Felsen getrieben sind: Vorrathsgewölbe, Ställe oder Gefängnisse. Von dem ganzen Werke führt ein geräumiger bedeckter Gang mit Oberlicht in der Richtung auf Tyche zu; er ist jetzt zum Theil zusammengestürzt, vielleicht auch niemals vollendet gewesen. Da Dionys die Festung ohne Zweifel erbaut hat, so trägt sie mit Recht seinen Namen; aber als seine Akropolis darf sie, wie öfters geschieht, nicht bezeichnet werden, da diese nach Diodor's ausdrücklicher Angabe in Ortygia gelegen war.

Als nun im zweiten punischen Kriege die Römer sich vor die Stadt legten, fanden sie ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden, als früher die Athenienser, und obenein lebte damals ein Mann darin, der die Kräfte der Vertheidigung durch seine Kunst und Wissenschaft zu verdoppeln verstand, Archimedes. Hat er auch nicht, wie erst ganz späte Schriftsteller erzählen, die feindliche Flotte durch Brennspiegel in Brand gesteckt, so fügte er ihr doch durch verbesserte Wurfmaschinen und seine neuerfundenen Greif- und Hebeapparate solche Verluste zu, daß sie von der Achradina ablassen mußte. Ebenso schlug er die Angriffe des Landheeres lange Zeit hindurch ab. Endlich aber ging die Stadt durch Verrath und durch die Unachtsamkeit der trunkenen Wächter verloren. Die Römer überstiegen Nachts die Mauern der Nordseite, am Thurme Galeagra, öffneten das Hexaphylon und drängten sich zwischen den Euryelos und Tyche-Neapolis ein. Damit war nun bei Weitem noch nicht Alles gewonnen, weil die einzelnen Stadttheile ihre besonderen Mauern hatten und die Besatzung der Festung des Dionysos (auf dem Euryelos) den Römern im Rücken drohte. Aber eben diese Besatzung capitulirte nach einigen Tagen, als sie nicht mehr glaubte, auf Hilfe rechnen zu können, und das Heer war nun im unbeschränkten Besitze von Epipolä. Auch Tyche und Neapolis öffneten ihre Thore. Achradina, wo es viele römische Ueberläufer gab, vertheidigte sich, und da nun doch unter dem Syrakusaner Hippokrates und dem Karthaginienser Himilko ein Entsatzheer herankam, so gab es für die Römer noch einmal einen Moment großer Bedrängniß. Aber der erste Angriff wurde abgeschlagen und jeden ferneren machte eine fürchterliche Pest unmöglich. Nun wurde auch Achredina halb mit stürmender Hand, halb durch die Mitwirkung einer befreundeten Partei eingenommen.

Erwägt man nun, wie Livius die Lage des Euryelos beschreibt, daß es ein in dem vom Meere entferntesten Stadttheile belegener Hügel sei, der die Wege in die Felder und in's Innere beherrsche und sehr geeignet liege für Abfangung von Zufuhren; daß Marcellus seiner Lage wegen die

große Sorge hatte, es möchte etwa in seinem Rücken eine feindliche Macht in die Festung aufgenommen werden und sein, zwischen den Mauern eingeschlossenes und in seiner Bewegung gehemmtes Heer bedrängen, — so kann man nicht mehr zweifeln, daß er am Rande von Epipolä und innerhalb der Mauern desselben lag; denn theils brauchte er vor einem, außerhalb dieser Mauern liegenden Heere jene Furcht nicht zu haben, theils hätte ihn nichts gehindert, den Euryelos, wenn derselbe, wie die entgegengesetzte Ansicht will, ein detaschirtes Fort war, schon früher nachdrücklich anzugreifen. Wie er aber erst jetzt daran dachte, als er sich innerhalb der Umfassungsmauern von Epipolä befand, so sah sich auch jetzt erst die Besatzung des Euryelos in solcher Weise bedroht, daß sie nach wenigen Tagen capitulirte. Aus dem Zusammenstimmen beider Umstände erläutert sich die Lage des befestigten Hügels zur Genüge, und es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Bezeichnungen „Euryelos" und „Burg des Dionys" eine und dieselbe Oertlichkeit bedeuten, die eine den Hügel, die andere die darauf befindliche Befestigung. Auf jenem anderen freistehenden Kegel, der jetzt Belvedere genannt wird, findet sich auch keine Spur alter Vertheidigungswerke, auch nicht in dem Material der gegenwärtig darauf stehenden Häuser, und die Reste der Umfassungsmauern des Dionys reichen nicht über Epipolä hinaus.

Hier oben auf Epipolä nun wird auch das saracenische Heer gelegen haben, welches im Jahre 827 unter dem Kadi Asadben-Forad die Stadt vergeblich belagerte; denn es wird berichtet, daß es in einigen an der Stadt gelegenen Höhlen sich niedergelassen habe. Da es undenkbar ist, daß dies die Latomieen der Achradina, der Hauptstadt, und höchst unwahrscheinlich, daß es die der Neapolis waren, eines prachtvollen Stadttheils, der sich gewiß erst zuletzt entvölkerte, so müssen es diejenigen gewesen sein, die hier oben durch den Bau der Befestigungen selbst entstanden waren und deren Lage am meisten lockte. Es ginge daraus hervor, daß die Syrakusaner die in kriegerischer Zeit errichteten Werke von Epipolä allmählich wieder hätten eingehen lassen.

Wenn wir nun von der Burg aus auf den breitersteckten Baugrund der alten Stadt hinuntersahen, so mußten wir immer von Neuem erstaunen, daß sie so völlig vom Erdboden verschwinden konnte. Wir stiegen hinunter, nach den Resten zu suchen; aber außer den tiefeingeschnittenen Wagenspuren und den in den Fels gehauenen Bettungen für Fundamente von Häusern ist nichts mehr vorhanden. Vielleicht möchte Manches unter einer Humusschicht zu finden sein, welche den Boden theilweise, namentlich an der Stelle der alten Tyche, bedeckt; aber sie sieht sehr flach und im Ganzen wenig verheißungsvoll aus. Lange Jahrhunderte haben systematisch an der Abtragung

der Stadt gearbeitet; wo irgend an den Küstenstädten gebaut werden sollte, holte man sich Schiffsladungen behauener Steine von dem großen Trümmerfelde. Vieles ist auch in die neueren Festungswerke der Insel verwandt; es steckt z. B. das ganze Scenenhaus des Theaters darin, das Karl V. sündhafter Weise abbrechen ließ.

Indem wir das Plateau auf der Südseite verließen, trafen wir auf den Zug der alten vom Hybla kommenden Wasserleitung, welche die Athenienser, als sie im Besitze von Epipolä waren, abschnitten. Der Aquäduct, in gewissen Zwischenräumen mit Luftlöchern versehen, ist unterirdisch in den Felsen gearbeitet und nur so breit und so hoch, daß bloß für je einen Arbeiter Platz war; es muß eine entsetzlich qualvolle Arbeit in dieser Enge gewesen sein.

Die sogenannten Römerbäder außerhalb der Stadtmauern, welche wir nun aufsuchten und von denen bloß die Fundamente erhalten sind, weichen im Grundrisse von den in andern Städten erhaltenen Bädern ganz und gar ab. Daß es überhaupt welche waren, hat man wohl nur aus dem Vorhandensein einiger Wasserbassins schließen dürfen, die den Hauptbau umgeben. Dieser selbst sieht ganz einem Tempel ähnlich, und da nun eben hier jene jetzt im Museum verwahrten sieben Togafiguren und die Statue einer Frau des kaiserlichen Hauses gefunden sind, so möchte ich fast glauben, daß man es hier mit einer Art von Ruhmeshalle oder mit einem Augustustempel zu thun hat, welchem durch die Außen herumgehenden Wasserbassins ein besonderer Schmuck verliehen wurde. Auch können die Baureste möglicherweise zu einer größeren Villaanlage gehört haben. In der Nähe ragen noch Marmorstücke aus dem Boden.

Nicht weit davon zeigt man die Gräber des Archimedes und Timoleon, einander dicht benachbart. Beglaubigt sind sie nicht; nur durch den architektonischen Schmuck ihrer Vorderseite, Pilaster und Giebel, sind sie vor den übrigen ausgezeichnet. Woran Cicero das Grab des Archimedes erkannt hat, die Kugel auf dem Cylinder (ein Monument, welches der große Mathematiker selbst für sich bestimmte), eben davon ist keine Spur mehr vorhanden. Von diesen Gräbern ging's zu einem modernen deutschen, in welchem aber ein Mann ruht, dessen Geist in Griechenland wohnte, zum Grabe Platens. Es liegt an einer Felswand im Garten des Marchese Landolina, welcher den Protestanten hier einen Friedhof gewährt hat, und ist mit einem kleinen auf die Wand geklebten Marmorobelisken geschmückt, der das Wappen des Dichters und eine Inschrift trägt, die ihn den Horaz Deutschlands nennt. Neuerdings aber hat man seine Gebeine auf einen

abgesonderten Platz nicht weit davon übertragen, und in nächster Zeit wird sich über ihnen ein Monument mit der Büste erheben, dessen Kosten eine in Deutschland veranstaltete Sammlung aufgebracht hat. So ist ihm nun das poetische Grab geworden, um welches er von Neapel hierher wallfahrtete. Unser Führer machte uns darauf aufmerksam, daß der Bruder des früheren bayerischen Consuls Buffardeci (der indessen, so viel ich weiß, österreichischer war) noch im Besitze eines von Platen eigenhändig geschriebenen Buches sei, das er den Erben auszuliefern wünsche: es enthalte eine Sammlung griechischer Gedichte. Wir sind dann Abends hingegangen, das Manuscript zu sehen; aber der Inhaber war leider verreist, und so kann ich nicht sagen, was es enthalten mag. Platen war zuletzt viel mit dem Pindar beschäftigt; vielleicht sind es Abschriften oder Nachbildungen seiner Hymnen. Ich will mich der Sache annehmen.

Wir sahen nun noch zwei große und höchst interessante Latomieen. Die eine ist im Besitze der Familie Borgia, die einen prächtigen Garten darin augelegt hat. Er ist ringsherum von mehr als hundert Fuß hohen Felswänden eingeschlossen, deren eine einen mächtigen Saal enthält, welcher schon einmal zu einem Balle benutzt wurde. Es fiel mir darin eine eigenthümliche rosarothe Ausschwitzung des Kalkfelsens auf, die mir ganz dem pompejanischen Rosa zu gleichen schien, dessen färbendes Princip Chaptal für Krapp, Davy, glaube ich, für Purpurissum erklärt hat, das aber nach seiner auffallend guten Erhaltung zu urtheilen ein Mineralproduct sein dürfte. Zwischen die colossalen phantastisch geformten Felspfeiler, die im Garten frei stehen geblieben sind, hat das Erdbeben von Oben herab riesige Blöcke gestürzt. Zwischen ihnen erheben sich mächtige Orangen- und Limonenbäume von sehr zahlreichen Varietäten. Im Herumwandern erweiterte der Gärtner unsere naturhistorischen Kenntnisse durch Vorstellung eines Skorpions, der unter einem Blumenscherben hervorgezogen wurde. Das kleine krebsartige wüthende Geschöpf, grau wie eine Kellerassel, packte mit seinen Scheerchen die Ruthe, mit der es geärgert wurde, und stach danach, wobei es alle sein Gift ausspritzte. Das Volk ist hier der Meinung, daß sein Stich tödtlich wirke; das ist aber nicht der Fall. Man heilt die davon entstehende Entzündung durch ein Oel, in welches eine Anzahl Skorpionen gelegt sind, die man zu diesem Zwecke sammelt.

Die andre Latomie ist die der Kapuziner, die größeste und mächtigste von allen, ein höchst malerischer Irrgarten von den großartigsten Prospecten. Hier befindet sich eine ähnliche Anlage wie das Ohr des Dionys; aber die Grotte ist oben nicht ganz mehr geschlossen.

Von Denkmälern des Mittelalters beansprucht nur die Kirche San

Giovanni einiges Interesse. Das Portal zum Vorhofe ist normannisch, mit sehr niedrigen Säulen und Rundbogen, offenbar der ältesten Periode angehörend. Die Krypte gilt für die älteste christliche Kirche in Sicilien; ihr hohes Alter wird durch die Form einiger Capitelle bezeugt. Fresken aus der Zeit Giottos sind bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Neben S. Giovanni ist der Eingang zu den Katakomben, die wie diejenigen von Neapel in drei Etagen über einander angelegt sind. Die Nischen in den Wänden sind hier ungleich tiefer und enthalten auf dem Boden wohl zwanzig Gräber horizontal neben einander, vorn die größeren, hinten die kleineren; die Scheidewände zwischen den einzelnen sehen wie die Sprossen einer niedergelegten Leiter aus. Die größeren gekuppelten Räume, welche die Knotenpunkte für die einzelnen langen Gänge bilden, sind hier regelmäßiger und gleichartiger geformt, als in Neapel, ein Umstand, der die Orientirung noch schwieriger macht, obschon man hier gelegentlich durch oben angebrachte Luftlöcher, die im Terrain der Achradina münden, das Tageslicht erblickt. In den zwanziger Jahren verirrte sich in diesen Gängen ein Lehrer mit vier Schülern; einige Zeit darnach fand man ihre Leichen etwa vier Miglien vom Eingange. Auf meine Frage, ob sich Gemälde in den Katakomben fänden, sagte der Custode, es sei ein einziges da; aber er vermochte nicht es wieder aufzufinden; so leicht ist es sich hier zu verirren.

Katania, 8. März.

Da das von Malta erwartete Schiff gestern früh nicht ankam, mußten wir uns entschließen den Weg nach Katania zu Wagen zurückzulegen. Er führt an dem honigberühmten Hybla hin und über dessen nördliche Abhänge. Alles einsam und öde weit und breit, meist auch steiniger Boden. Nur dann und wann passirten wir in einem heimlichen Thale eine Heerde von Schafen oder Ziegen, die zwischen Ginster, Asphodelos und wildem Oleander an den Abhängen graſ'ten. Die Hirten lagen ihnen im Wege oder schaukelten in einem leisen Winde auf den tiefgehenden Zweigen eines Johannisbrotbaumes, so traumselig und naturversunken, als hätten sie da noch einige Wochen bis zur völligen Reife zu hängen, dann eines stillen Morgens abzufallen und mit den übrigen Autochthonen glücklich und harmlos fortzuwandeln. Ob sie dann wohl noch die schalkhaften Lieder des Battos und Korydon, des Daphnis und Menalkas, das Lakon nnd Komatas lernen? Denn das ist nun etwa die Landschaft, welche Theokrit zum Hintergrunde für seine Genrebildchen und für seine — ja man kann sie nicht anders nennen — für sein Schnaderhüpfl'n gewählt hat. Hier gingen seine Vermählungen ohne Aufgebot, hier jene reizenden humoristischen Wettgesänge

vor sich, bei denen es sich um ein Zicklein, eine Syrinx oder einen Becher handelte (jenes Cabinetsstück der Archäologen, dessen Schnitzereien uns Gädechens' Gelehrsamkeit kürzlich so trefflich reproducirt und erläutert hat). Hier liebte und verschmachtete Daphnis, der liebenswürdigste aller Hirten und der seine Genossen singen lehrte, hier auch überfiel den Polyphem mitten in seinen Flegeljahren eine solche Schwärmerei für die schöne Galathea („schön wie Quarkkäse"), daß er ihr ein glühendes Eichenscheit anbot, um ihm auf Gefahr seines Auges die Borsten abzusengen, die ihn entstellten, und daß er sich Kiemen wünschte, um zu ihr in's Meer tauchen zu können. Was für ein leichter spielender Humor und eine allerliebste Selbstironie durch diese Scenen geht! Ich muß doch wenigstens ein paar Zeilen aus dem einen und anderen Idyll hierhersetzen. Da schmollt z. B. Daphnis in der Fülle seiner Hirtenwürde:

„Als an der Grotte vorbei des Mägdleins mit mächtigen Brauen
Ich mit den Kühen mich trieb, da rief sie mir spöttisch: Wie schön doch!
Doch kein bitteres Wort, kein einziges, gab ich zurück ihr,
Sondern die Augen gesenkt, so zog ich weiter. Nun ja denn,
Lieblich ist mir des Kalbes Geblök und lieblich sein Duft mir,
Lieblich im Freien zu ruhn im Sommer am plätschernden Bache:
So wie der Eiche die Eichel, dem Obstbaum der Apfel ein Schmuck ist,
Und wie der Kuh ihr Kalb, sind's dem Hirten, versteht sich, die Kühe."

Oder Battos jammert dem Korydon die Qual verlorenen Liebesglückes vor:

„Ach, Amaryllis du holde, obgleich du nun todt bist, so denk' ich
Deiner allein doch. O glaub', du warst mir so theuer im Leben,
Als mir die Ziegen nur sind, — o wehe des traurigen Schicksals!

Korydon:

Fasse, mein Battos, nur Muth! Vielleicht wird's morgen schon besser,
Hoffnung blühet im Leben, und fertig allein sind die Todten;
Heute regnet's einmal und morgen scheint wieder die Sonne.

Battos:

Wie du mich tröstest!" —

Unter solchen Reminiscenzen langten wir in Lentini an, das am Ausgange einer ziemlich engen malerischen Felsschlucht gelegen ist. Das ist das alte Leontini, das den Syrakusanern in seinem Trotze so viel zu schaffen machte, jetzt ein kleines armseliges Städtchen. In einer wenig einladenden Herberge stärkten wir uns an einem Hirtenmahle, so classisch wie wir es nur wünschen konnten, nämlich an Ziegenbraten und Wein, und fuhren

eiligst weiter, um noch vor Nacht Katania zu erreichen. Aber nicht lange, so begegnete uns ein Wagen, der am Simeto hatte umkehren müssen, weil derselbe durch Regengüsse im Innern der Insel zu stark angeschwollen war, um vermittelst der Fähre passirt werden zu können. Auch weiter landeinwärts gab es keine Möglichkeit hinüberzukommen, und es blieb uns nichts weiter übrig, als den Weg nach Lentini zurückzumachen, um in der Frühe den Uebergang zu versuchen; bis dahin mochte sich ja die Fluth verlaufen haben. Da wir keinen Bürgen einzulösen hatten wie Möros, der vielleicht dieses selben Weges gezogen war, so durften wir uns mit diesem minder heroischen Entschlusse begnügen, ohne uns jedoch mit unserer Situation besonders ausgesöhnt zu fühlen.

Mit widerspenstigen Empfindungen und sauren Mienen begrüßten wir unsere Wirthsleute von Lentini, die uns ihrerseits herzlich genug empfingen und uns patschten und streichelten wie langerwartete Söhne, die aus fernen Landen endlich zurückgekehrt sind. Um allen Mißmuth von unserer Stirne zu bannen gelobte Mutter Wirthin unserem Vetturin, unsere Betten mit reiner Wäsche versehen zu wollen. „Aber mit der reinsten, die ihr habt", sagte der entschlossene Mann, um uns ganz glücklich zu machen. „Ganz gewiß mit unserer reinsten", erwiderte die Familie. Ich entdeckte in diesem Augenblicke, daß es Fälle gebe, wo der schlichte Positiv mehr Vertrauen einflöße, als der grandiose Superlativus.

Ein Gang durch die Stadt verschaffte uns einen komischen Anblick. Auf dem Markte nämlich ergingen sich bei beginnendem Dunkel die lästrygonischen Männer von Lentini, sämmtlich in lang herabhängenden weißen Nachtmützen, wohl hunderte. Es sah aus, als hätte sie ein plötzlicher nächtlicher Lärm aus den Betten geholt, und doch machten sie nur ihre gewöhnliche Unterhaltungspromenade und waren in ihren Sonntagsstaat gekleidet. Dergleichen hatten wir in keiner der bisher besuchten Städte gesehen, wie wir auch z. B. die obenerwähnte Frauentracht nur in Katania wahrgenommen hatten: so mag wohl jede dieser Gemeinden ihre charakteristische Eigenheit haben und eben diese Mannichfaltigkeit eine Reise in's Innere wohl lohnen. Auf einer Insel individualisirt sich Alles fester und bestimmter.

Wir hatten uns in unserem schmucklosen mit sechs Betten besetzten Schlafsaale beim Schein einer dreiarmigen Lucerna zum Schreiben niedergesetzt, als unser dicker Wirth, der eben offenbar ein wenig brünstig zum Dionysos gebetet hatte, auf der Schwelle erschien, um sich zu überzeugen, wie wir Beiden das Schicksal ertrügen, in sein Haus verschlagen zu sein. Er fand nach einigen Fragen, daß wir es als bravi uomini beständen, und

fing nun an auf die ergötzlichste Weise zu schildern, wie Andre vor uns in ähnlicher Lage in demselben Saale, an demselben Tische sich benommen hätten. Da führte er zuerst einen preußischen General vor: — der kleine dicke Wirth ging in die Höhe und wurde stark und groß. Ich sah den alten Herrn vor mir, mit kräftig geröthetem Antlitz, weißem Barte, „unerschrocken noch unter Ruinen". Ungebrochnen Muthes aß er, wie wir, seinen Ziegenbraten. Das Beste an ihm war aber seine Tochter, zwar mit einer Brille, aber bella — bella! — bella!! (hier konnte er mit der Stimme nicht weiter in die Höhe) come il sole; dabei warf er langsam drei tiefausgesogene Kußhände in die Gegend, wo sein Gestirn verschwunden war. Alles in Allem erklärte er die Preußen für die erste Nation der Welt; „denn sie vertheidigt ihr Vaterland und das meine." Dann erschien eine englische Familie. Gesprochen scheint sie nicht zu haben; aber in der Phantasie unseres Erzählers spiegelten sich nun die Vorräthe eines Eß- und Vorrathskorbes, der unerschöpflich wie ein Füllhorn gewesen sein muß. Da placirte er vor uns auf den Tisch einen frischen Schinken von Malta, ein Roastbeef umgeben von undefinirbaren Saucen von Worcester, einen Chesterkäse, eine Büchse Mixed-Pickles; gerade da wo unserer saurer Nachttrunk stand, wuchs eine Flasche Portwein heraus, gegenüber ein Pale-Ale; das Ganze umwölkte sich mit behaglichen Theedämpfen. Während dieser Nachdichtung lagerten sich unermeßliche Längen über das bewegliche Angesicht unseres Piemontesen, und seine Oberlippe wurde kürzer. Den Schluß der Vorstellung machte ein Franzose, der zwei Stunden lang aus dem Sacre nom de Dieu nicht herauskam, kategorisch erklärte, nicht zwei Minuten hier aushalten zu können, jeden Augenblick seinen Jean heraufrief, ob er nicht eine rettende Idee ausfindig gemacht habe, dann sich niederlegte, bis in den hellen Morgen schlief und beim Abschiede dem Wirthe und seinem Hause ein schönes Zeugniß ausstellte. Ueber unseren Gemüthszustand glaubte das muntere Männchen beruhigt sein zu können, wünschte uns eine glückselige Nacht und ging, wie es schien, um seinen Gottesdienst fortzusetzen.

Früh um 3 Uhr ein unbehagliches Erwachen. Von einem engen Gange vor unserer Kammer sah man in den geräumigen Pferdestall hinunter, wo Kutscher und Kärrner munter wurden. Die Pferde rasselten, die Jungen gähnten, unsäglich übernächtige Laute drangen herauf: „Leih mir deine Laterne" u. s. w. Wir machten die Rechnung. Mutter Wirthin, oben drapirt wie eine Madonna und unten wie eine Nymphe, hatte die Nacht über eine hübsche Ziffer herausgebracht. Da sie mit Ergebung aufgenommen wurde, streckten gleichzeitig der Hausknecht, noch ein solcher und wieder einer, endlich gar der Sohn des Hauses ihre Hände nach einer buona mano, einem

Trinkgelde, aus. Auch der dicke Wirth äußerte im Vorübergehen das gleiche Verlangen, und aus den ängstlichen Blicken, mit denen er seine entfernt stehende Gattin beobachtete, wurde nur zu sehr ersichtlich, daß sie ihn an den regelmäßigen Einnahmen seines Hauses nicht in ausreichendem Maße zu betheiligen pflegt.

Fort ging es in die Nacht hinein; ein bescheidenes Mondviertel erleuchtete sie so, daß man dabei zur Noth hätte lesen können. Auf dieser Straße kann man zu jeder Zeit vollkommen unbesorgt reisen. Wir passirten eine Menge Lastkarren und bepackte Esel, die alle zum Simeto hinabgingen. Als wir die Höhe über der breiten Ebene des Flusses erreicht hatten, ging rechts von uns über dem Meere die Sonne auf; sie beschien eine Landschaft, wie ich sie in breiteren und größeren Formen nie gesehen habe. Nirgends eine kleine gebrochene Linie; Alles weit und mächtig geschweift, großartig hingelagert. Unmittelbar vor uns die mehrere Stunden breite Thalsenkung, die sich nach dem Meere zu vollständig abflacht und in einer schönen Bogenlinie begränzt; jenseits erhebt sich, ohne Vorberge, der Aetna, dessen beschneiter Gipfel eben jetzt zart geröthet wurde; vom Meere wie vom Lande her steigt er in einer herrlich geschwungenen Linie ebenmäßig zu majestätischer Höhe empor, in seiner ganzen Größe wirkend; in all diese Breite und Mächtigkeit hinein die ernste rothglühende Sonne, in solchem Moment nicht wie ein Allgemeines empfunden, sondern wie eine Persönlichkeit angestaunt und verehrt, wie ein Held, der aus seiner Kammer hervorgeht zu beginnen den Lauf. Es war ein unvergeßlich großer Augenblick.

Bald kamen wir zu Thal; der Fluß ging noch in gelben reißenden Wogen.

Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Hunderte von Männern, alle in ihre blauen Kapuzen gehüllt, standen mit ihren Eseln und Karren an beiden Ufern und warteten, ob sich die Ueberfahrt würde bewerkstelligen lassen. Man glaubt es kaum, daß dieser größeste Fluß Siciliens so lange ohne Brücke bleiben konnte; eine jammervolle Fähre, auch für den gewöhnlichen Bedarf unzureichend, hat bis jetzt den Verkehr vermittelt; eine Eisenbahnbrücke ist im Bau begriffen, aber noch nicht vollendet. Das Volk wartete geduldig und fing an sich zu lagern, und es hieß, daß die Leute noch den ganzen Tag würden warten müssen; wir benutzten eine Barke, auf welcher die Passagiere der Post überfuhren, und fanden drüben unter den Wagen, die zurückkehren mußten, einen, der uns aufnahm. Unser treuer Vetturin von Syrakus verließ uns nicht eher, als bis er uns wohl untergebracht wußte.

Hier in Katania erfuhren wir, daß das Dampfschiff, welches wir von Messina aus benutzen wollten, bereits abgefahren sei. Bis zum nächsten haben wir noch drei Tage zu warten.

Katania, 9. März.

Mannichfache Mittheilungen bestätigten uns, was uns schon in einem flüchtigen Verkehr mit der sicilianischen Bevölkerung bemerkbar geworden war: daß sie sich durch einen sehr tiefgehenden Zug zu innerer und äußerer Selbstbestimmung, durch ein stark persönliches Leben und Wollen sehr wesentlich von der italienischen unterscheide, welche bei Weitem mehr geneigt ist, sich einem unter ihr aufkommenden übermächtigen absoluten Willen zu fügen und die wichtigsten Functionen des Lebens seiner Allmacht zu überlassen. Um nur einiges besonders Auffällige anzuführen, so bestanden bis in dies Jahrhundert hinein die Reste einer sehr unparteiischen Vehmgerichtsbarkeit, die einer größeren Autorität genoß, als die königliche. Ebenso wurde die öffentliche Sicherheit weit wirksamer durch die Mannschaften der Adligen und Grundbesitzer geschützt, als durch die öffentliche Gewalt. Wer nur irgend der Gastfreundschaft eines Insulaners empfohlen war, reiste vollkommen sicher von einem Ende der Insel bis zum andern; in belebten Districten war es genug, daß ihn der Name seines Freundes begleitete, in unwirthlicheren Gegenden ritten Freiwillige mit ihm, denen es eine Ehrensache war, ihn sicher bis zum nächsten Edelhofe zu bringen. Diese Einrichtung mag im Innern bis auf den heutigen Tag bestehen. Man darf auch heute durchaus auf die persönliche Ehre eines Jeden rechnen, mit dem man in ein auch noch so entferntes persönliches Verhältniß getreten ist: der Vetturin würde den Fahrgast, den er einmal übernommen hat, mit seinem eigenen Leibe schützen, selbst der Bandit Niemanden verletzen, dem er eine Ruhestätte unter seinem Dache gewährte. Derselbe stark persönliche Zug zeigt sich neuerdings auch in einem Bereiche, wo er schöpferisch wirken, ja von wo aus er das ganze private und öffentliche Leben regeneriren kann, nämlich in dem der religiösen Ueberzeugungen. Es ist sehr bedeutsam, daß mit dem Augenblicke, da die gegenwärtige Regierung den Kultus freigab, unter den Sicilianern waldensische Gemeinden aufkamen. Ich weiß zunächst von zweien, in Messina und hier. Hier wuchs sie ganz aus ursprünglicher Wurzel, aus der Bibel selbst, hervor und es gab hier früher eine Gemeinde, als einen Geistlichen. Sie besteht aus etwa sechzig Mitgliedern, fleißigen und tüchtigen Leuten; außerdem aber schicken Viele, die selbst nicht mehr übertreten mögen, ihre Kinder zu den Waldensern in die Schule. Und was sehr merkwürdig ist, man hört hier nichts von Dogma und Confession: Alles

ist ursprüngliches Leben, geläutert und durchwaltet von dem Geiste, den sich ein einfältiger Sinn aus der Bibel zu schöpfen vermag. Wenn man ihnen nur keine Missionäre schickt!

Die bourbonischen Regierungen haben solche autonome Neigungen der Insel nie zu würdigen vermocht; aber auch die gegenwärtige scheint sie mehr zu fürchten, als ihnen zu vertrauen. Wenn irgendwo, so sind in Sicilien die Elemente für ein tüchtiges Selfgovernment vorhanden; aber was in dieser Richtung die italienische Constitution zuläßt, vermag sich nicht zu entwickeln: denn fast jährlich, ja hie und da öfter, wechseln die Präfecten, welche die Regierung vom Festlande herüberschickt, so daß sich Keiner von ihnen mit den Interessen seines Bezirkes zu identificiren vermag. Was Wunder, daß die Insel, der man nun einmal einen revolutionären Sinn zutraut, auch wirklich in beständigem Mißvergnügen verharrt?

Von der Bibliothek der Universität (wo uns ein alter freundlicher Professor unterhielt, der — eine in Italien höchst seltene Erscheinung! — auf bloß literarischem Wege Deutsch gelernt hatte) holte ich mir einen Vitruv, um endlich über die Schallgefäße der griechischen Theater auf's Reine zu kommen. Da habe ich mich denn auch in Bezug auf diese Frage überzeugt, daß man mit den Vorschriften und Schilderungen des gelehrten Baumeisters sehr vorsichtig sein muß. Möchte er immerhin seine Theorieen spinnen, wenn er sie nur nicht mit der bis dahin gültigen allgemeinen Praxis vermengen, wenn er nur nicht seinen Vorschlägen den Anschein geben wollte, als wären sie schon irgendwo ausgeführt. So aber wird man nicht selten verleitet, an die Untersuchung der vorhandenen antiken Baureste mit falschen Voraussetzungen zu gehen und mit Gewalt Einrichtungen in ihnen zu suchen, die nur im Kopfe des Vitruv bestanden haben.

Er schreibt vor, man solle in der mittleren Sitzreihe des Theaters rings im Halbkreise zwischen den Sitzen, also im Körper der steinernen Bank, 13 kleine Cellen anbringen. In diese Cellen setzt man glockenartige eherne Gefäße, so zwar, daß sie, mit der Oeffnung nach unten gekehrt, mit einer Seite des Randes auf dem Boden, mit der gegenüberliegenden auf einem einen halben Fuß hohen Keile ruhen, an keiner Seite aber die Wand berühren. Sie stehen also schräg; ihre Mündung ist der Scene zugewandt, und vor derselben hat die Celle eine Oeffnung von zwei Fuß Länge und einem halben Fuß Höhe, also gerade so hoch wie jener Keil ist, der den Rand des Gefäßes emporhält. Diese Oeffnung muß aus der Sitzfläche der nächstunteren Stufe ausgespart bleiben, sonst könnte das Gefäß nicht hoch

genug gemacht werden. Die Gefäße werden gegen einander abgestimmt und dann so vertheilt, daß in jede der beiden einander gegenüberliegenden Flügelcellen der Ton a, in die beiden nächstfolgenden das e, weiterhin das h, dann das d, hierauf das a der Octave zu stehen kommt. Für die beiden dem Centrum zunächstliegenden Cellen scheint Vitruv wieder die Octave des a, in der einzelnen mittelsten endlich die allertiefste zu fordern. Ist das Theater aber ein größeres, so soll man drei solche Cellengürtel anbringen, von denen der untere die eben bezeichnete, der mittlere die chromatische, der obere die diatonische Tonfolge enthalten soll. Von dieser Einrichtung verspricht Vitruv die Wirkung, daß die Stimme, wenn sie von der Scene, wie von einem Centrum aus, sich ringsum ergieße und die einzelnen Gefäße treffe, eine vermehrte Helligkeit und durch das Mittönen einen ihr harmonischen Zusammenklang hervorrufen werde.

Was nun zuerst die Nischen des Theaters von Taormina betrifft, in denen Andrea Gallo von Messina (1773) und so viele Andre nach ihm jene Vasencellen haben erkennen wollen, so sind sie durch Stellung, Zahl und Einrichtung von den bei Vitruv beschriebenen erheblich unterschieden. Zunächst — um den Umstand ganz zu übergehen, daß das Theater, als ein sehr großes, drei Cellenreihen haben sollte — liegt der Nischengürtel nicht in der Mitte des Zuschauerraums, sondern zwischen dem oberen und mittleren Drittel; alsdann zählt er nicht 13 Höhlungen, sondern 36; endlich haben diese Nischen (die abwechselnd oben gespitzt und gewölbt sind, was Vitruv sicher nicht unerwähnt gelassen hätte) nicht die niedrigen Oeffnungen von einem halben Fuß Höhe, die Vitruv verlangt, sondern sie sind ihrer ganzen Höhe und Breite nach offen. Von einem Keil, mochte er nun von Eisen oder von Stein sein, ist ohnehin keine Marke auf ihrem Boden wahrzunehmen. Hat man also weiter keine Beweise für das Vorkommen der Schallgefäße: — die Nischen des Theaters von Taormina können gewiß nicht als solche dienen. Es haben ohne Zweifel, wie schon d'Orville richtig vermuthete, Statuetten darin gestanden.

Aber die ganze Einrichtung, wie Vitruv sie vorschlägt, ist ja an sich völlig unpraktisch. Denn gesetzt, seine ehernen Glocken (die aber nicht einmal hängen, sondern auf die Kante gestellt sind) resonirten auf so große Entfernung der Stimme des Schauspielers: was müßte dies für ein unerträgliches Gebrumme werden! Zu jedem Ton, den er anschlägt, mag er in die Höhe oder in die Tiefe gehen, derselbe Accord, wie der einer Aeolsharfe, aus den Cellen hervorsummend, — das Publicum würde diese Marterhöhlen sehr bald auf die einfachste Weise von der Welt zuzusitzen wissen. Aber nun käme in großen Theatern gar noch die chromatische und die diatonische Ton-

folge hinzu, und der Schauspieler weckte mit seiner Stimme die Reihe aller nur möglichen Töne: wie wäre dies irgend zu ertragen? Doch glaube ich in der That eher, daß dem Prediger die Pfeifen der Orgel, als daß dem Schauspieler die vitruvischen Gefäße mitklingen. Kein Zweifel, wir haben es hier nur mit einem Hirngespinnste zu thun. Der Verfasser, der von dem jungen Architekten außer dem Zeichnen, der Geometrie und Arithmetik auch die Kenntniß der Optik, der Geschichte, der Philosophie, der Musik, der Medicin, des Rechts und der Astrologie verlangt, hatte in diesem Hange zur Vielseitigkeit eben des Aristoxenos Werk über die Musik gelesen und mußte die frisch geschöpfte Weisheit in einer kühnen Idee an den Mann bringen. Ueber die Aufnahme derselben ist er denn auch nicht ganz sicher. „Wenn man aber fragt,“ sagt er am Ende, „in welchem Theater dergleichen ausgeführt sei, so kann ich zu Rom keines zeigen, aber im Gebiete Italiens und in mehreren Städten der Griechen. Auch habe ich als Zeugen dafür den Lucius Mummius, der aus dem zerstörten Theater von Korinth die ehernen Gefäße nach Rom brachte und von der Beute zum Tempel der Luna weihete.“ Als ob diese Gefäße gerade seine Glocken sein müßten! Als ob Mummius so schmucklose Geräthe in einen Tempel würde gestiftet haben! Gewiß, hätte Vitruv nur ein einziges Theater anführen können, wo es solcher Schallgefäße gab, so hätte er es mit Namen genannt. Ja, nach seiner Theorie durfte es, außer den hölzernen, nicht eines geben, das jene Einrichtung nicht gehabt hätte, denn er sagt ausdrücklich, daß Stein, Marmor und Mörtel der nöthigen Resonanz ermangeln. Wie wenig es aber in der That auf den antiken Theatern einer künstlich akustischen Vorrichtung bedurfte, davon habe ich mich zu Pompeji, Taormina und Syrakus nun hinlänglich überzeugt. Die Schallgefäße sind eine Erfindung Vitruvs, nichts weiter, — und ihm selbst ist niemals der Auftrag geworden, sie irgendwo auszuführen.

Messina, 10. März.

Auf der Fahrt hierher versicherte uns ein deutscher Kaufmann, der sechzehn deutsche Häuser hier vertritt (es ist hier viel Handel mit Deutschland), daß in Katania und überhaupt in Sicilien weit mehr Reichthum herrsche, als es den Anschein habe. Er habe heute einem Manne, mit dem er, seines ärmlichen Aussehens wegen, sich gescheut habe zu handeln, doch schließlich für 60,000 Gulden Felle verkauft und sogleich Zahlung erhalten. Man lasse hier das Capital nicht arbeiten, sondern vergrabe es. Eine Thatsache, die von unsäglich langer Mißregierung redet. Die alte Regierung hatte sich so gewöhnt, ihr Amt als eine finanzielle Entreprise anzusehen, daß der Unter-

than zu ihr auch eben nur ein finanzielles Verhältniß hatte und folgerecht sich so arm als möglich stellte.

Neapel, 12. März.

Das Wetter war die ganze Woche über so arg, daß der ganze Verkehr zur See gestört wurde. Wenig Schiffe segelten ab, und die fälligen kamen nicht an. In wenigen Tagen waren vor dem Eingange zur Meerenge und an der Nordküste Siciliens fünfzehn Schiffe zu Grunde gegangen. Als wir den Nachmittag zum Leuchtthurme fuhren, um uns bei den kundigen Leuten nach der muthmaßlichen Folge des Wetters zu erkundigen, sahen wir am Fuße desselben ein großes Wrack auf dem Sande. Die Mannschaft war gerettet, man barg eben die Ladung. Auch drüben die Skylla hatte ihre Opfer gefordert. Wer die Meerenge in solchem Aufruhr sah und wie die Wogen an dem mehrere hundert Fuß hohen Felsen emporzischten, der konnte nicht mehr über den guten Homer lächeln. Homer hat nicht übertrieben, er hat nur personificirt; er hat auch, wie Goethe schon bemerkt und vertheidigt, zusammengerückt, denn Charybdis liegt der Skylla nicht gerade gegenüber, sondern etwas weiter in die Meerenge hinein, zwischen Reggio und Messina, außerhalb des Hafens. Aber wie gut hat er oder hat das schon vor ihm diese Sagen dichtende Schiffervolk Alles beobachtet! Dreimal, erzählt Homer, schlürft die Charybdis den Tag über ein, ebenso oft speit sie aus, und in der That hat der Strudel diese Perioden noch heute. Von sechs zu sechs Stunden nämlich wechselt die Fluth an den beiden Ufern der Meerenge, geht sie hier nach Süden, drüben nach Norden und umgekehrt. Da kommt denn auch dreimal (bei heller Zeit) der Moment, wo der Strudel — der mir eben in der Friction der beiden Strömungen seinen Ursprung zu haben scheint — keinen Trichter mehr bildet, sondern heftig siedet und unruhige Wellen schlägt.

Spie sie empor, so glich sie dem Kessel auf mächtigem Feuer:
Brodelnd wallte der Gischt des trüben Gewässers; empor flog
Weißlicher Schaum auf die Höhen der beiden umragenden Felsen.

Wie anschaulich und zugleich wie maßvoll! Virgil muß natürlich das Wasser weit über die Felsen hinaus und bis an den Himmel speien und „mit der Woge die Gestirne peitschen!“ Er brauchte freilich seinen Aeneas nachher nicht noch über die Charybdis wie eine Fledermaus an den Feigenbaum zu hängen.

Auch das Bild, welches Homer von der Skylla giebt, war in allen einzelnen Zügen auf die Wirklichkeit bezogen und ihr personificirend nachgebildet.

Links ist ein doppelter Fels; gen Himmel erhebt sich der eine
Steil mit spitzigem Haupt, umgeben von dunklem Gewölke.
Niemals zieht es hinweg, und die Höhe des Felsens umglänzet
Weder im Herbst noch im Sommer des Aethers sonnige Helle.
Nimmer vermöchte ein Mensch hinauf und hinab hier zu steigen,
Wär' er auch selber begabt mit zwanzig Händen und Füßen;
Denn ringsum ist der Fels so glatt, als wär' er behauen.
Mitten in diesem Gestein, gen Abend, nach Erebos' Seite
Ist eine düstere Kluft, und da ist der Pfad, wo am besten
Ihr das geräumige Schiff vorbeilenkt, edler Odysseus.
Selbst ein kräftiger Mann vermag vom geräumigen Schiffe
Nicht bis zum Felsengeklüft den Pfeil vom Bogen zu senden.
Dort nun wohnt in der Kluft die graunvoll bellende Skylla;
Zwar nicht stärker an Stimm' als ein neugeborenes Hündlein
Ist sie von Riesengestalt doch, ein Ungethüm; und sie zu schauen
Möchte sich Keiner wohl freun, ja begegnete selber ein Gott ihr.
Denn zwölf Füße, die all' unausgewachsen, besitzt sie
Und sechs Hälse, die lang in die Höhe sich strecken, auf jedem
Sitzet ein greuliches Haupt, und in jeglichem starren drei Reihen
Zähne in dichtem Gefüg' und in Masse, die schrecklichen Tod drohn.
Bis zur Mitte des Leibes bedeckt vom gewölbeten Felsen
Streckt sie die Häupter hinaus zum grauenerregenden Schlunde,
Denn nach Fischen dort jagt sie, den Fels mit Begierde umspähend,
Hascht Meerhunde, Delphine, ja oft auch größeren Haifisch,
Wie sie zu tausenden nährt die brausende Amphitrite.

Ich sage, die einzelnen Züge dieser Beschreibung waren der Wirklichkeit nachgebildet, denn diese hat sich inzwischen zum Theil verändert, aber zum Theil läßt sich das Original auch noch heute nach dem Bilde erkennen. Die Felszacken, welche der Dichter zu ragenden Hälsen macht, sind abgesprengt, aber in Bläuws' malerischem Werke über Italien kann man sie noch sehen; die nicht ganz ausgewachsenen Füße — ein gutes Bild für die nicht ganz an die Oberfläche des Wassers sich erhebenden Riffe — sind auch zum Besten der Schifffahrt beseitigt. Aber geblieben ist das Geheul des Windes, das sich in den Klüften fängt, und der Reichthum von Delphinen, Schwert- und Thunfischen um den Felsen her. Schon Polybius und Strabo machen auf die Thatsache aufmerksam, daß die an der Küste Italiens herabkommenden Fische vor der Meerenge auf ihrer Fahrt in's Stocken geriethen, und daß sich Raubfische wie Fischer diesen Umstand zu Nutze machten. Davon müsse der Dichter Kenntniß gehabt haben. Und in der That hat die Geschichte von der Jagd der Skylla etwas so Individuelles, daß er schwerlich darauf gekommen sein würde, wenn die Sage sie ihm nicht entgegengetragen hätte. Wir haben es hier mit einer alten localen Fischer- und Schiffer-

sage zu thun, die von einer noch heute zu beobachtenden Thatsache ihren Ursprung genommen hat, und die Schrecken, mit denen Skylla den Vorüberfahrenden bedrohen sollte, waren nichts weniger als bloße Fabel; sie waren es in weit geringerem Grade, als was die verwandte Sage von der Loreley und vom Binger Loch erzählt.

Charybdis (man nennt sie jetzt Garofalo) hat ihre Schrecken zum Theil verloren. Dies mag daher kommen, daß man in der Meerenge Felssprengungen vorgenommen und daß die Natur selbst, seit Homers Zeiten, dieselbe jedenfalls erweitert, und damit der eingepreßten Fluth einen Theil ihrer Kraft genommen hat. Auch mag man jetzt wohl geschickter zu steuern verstehen, als damals, so daß man heutzutage schon den Versuch machen darf, sich im Strudel des Garofalo herumtreiben zu lassen.

Skylla aber heulte so unangenehm, daß wir den Gedanken einer Landreise durch Kalabrien in ernstliche Erwägung zu nehmen anfingen, denn bei solchem Wetter wäre kein Schiff ausgelaufen: der Wind war so mächtig, daß er den Staub der Sahara zu uns herübertrug. Aber gestern früh begrüßte uns ganz unerwartet die heiterste Sonne, und Alles gratulirte uns zu einer fröhlichen Fahrt. [illegible] wenigen Stunden, die uns noch verblieben, benutzten wir, um nach S. Gregorio hinaufzusteigen. Vor dem wunderlichen Thurme mit seiner schneckenförmig gewundenen Spitze und der päpstlichen Krone oben drauf (als ob gepredigt werden sollte, nur auf Spiralen komme man zum Höchsten) hat man eine herrliche Aussicht über die Stadt und die Meerenge. Das schöne grüne Gewässer fluthete mit ruhiger Macht vor den Bergen Kalabriens dahin; darüber erheben sich in unbeschreiblichem Duft die edelgezeichneten Formen des Gebirges. Alles zeigte sich in den wunderbarsten Uebergängen und Schillerungen von Gelb und Violett bis in das zarteste Blau hinein; auf dem Aspromonte und den benachbarten Gipfeln lag ein zarter Schnee. Vor dem ganzen Bilde war ein feiner glänzender Schleier ausgespannt, der es nicht undeutlicher, aber ferner, verklärter und ätherischer machte. Diese eigenthümliche Verschleierung, die wie der Flor vor einem lebenden Bilde wirkt, kommt im Norden nicht vor; es bedarf der reineren Luft und der heißen Sonne des Südens, um sie so fein und durchsichtig zu machen.

Nachdem wir im Kloster vergeblich nach den fünf Bildern des Antonello di Messina gefragt, durch die es berühmt ist — die Regierung hat sie einpacken lassen, aber nicht weiter darüber verfügt — stiegen wir zum Hafen hinab und gingen an Bord. Noch einen Blick auf die schöne Palazzata, auf den Quai, wo man in diesem Augenblicke viele hunderte von Fässern mit zerschnittenen Orangen und Citronen füllte, die einen berauschenden Duft

über den Hafen entsandten, — und das Schiff bog an der Citadelle vorbei in die Meerenge hinaus. Wie lebhaft wurden wir durch die Umstände an des Odysseus Abfahrt von Trinakia erinnert:

„Und wie den siebenten Tag hersendete Zeus Kronion,
Jetzo ruhte der Wind von der heftigen Wuth des Orkanes
Schnell dann stiegen wir ein und steuerten durch die Gewässer,
Aufgerichtet den Mast und gespannt die schimmernden Segel.“

Aber wir genossen eines besseren Gewissens, als die Gesellschaft des edlen Dulders und hatten nichts zu fürchten; kein göttliches Rind lag uns auf der Seele, selbst in schlimmsten Lagen hatten wir uns mit mageren Ziegenschenkeln begnügt. Freilich fuhren sechs arme Teufel von verbrecherischen Matrosen mit uns, um an die Galeeren abgeliefert zu werden; aber sie waren ja bereits abgeurtheilt und in Ketten. Alles stieg, bei dem herrlichen Wetter, frohen Muthes auf dem Verdeck umher, und eine Freude war es, wahrzunehmen, welch eine Fülle der schönsten nautischen Kenntnisse unter der Reisegesellschaft vertheilt war. Wie leicht es doch sei, die Skylla und den Faro zu passiren, und daß in der vorigen Woche die Schiffe bloß durch Schuld der Führer zu Grunde gegangen, das wußte von diesen seebefahrenen Leuten ein Jeder. Ein Geistlicher, der mich in den Kirchen Messinas hatte herumsuchen sehen, warf sogar im Gefühle der Vollkraft seine geistliche Angel nach mir aus; eine saturirte Stimmung herrschte auf dem ganzen Schiffe, einem guten festen Kasten, wie es die Kenntnißreichsten zutraulich nannten.... Aber was war das? Plötzlich klappten die Segel, die man zur Unterstützung der Maschine aufgesetzt, todt am Maste herunter, und die Luft wurde gelb. Den Stromboli, an dem wir doch hart vorüberfuhren, sahen wir nur undeutlich wie ein riesengroßes Ungethüm sich erheben. Eine Stunde ging es noch so in der Windstille weiter. Aber

„Als wir nunmehr von der Insel entfernt hinfuhren, und nirgends
Anderes stand noch erschien, nur Himmel umher und Gewässer:
Siehe, da breitete Zeus ein düsterblaues Gewölk aus
Ueber das räumige Schiff; und es dunkelte drunter die Meerfluth.“

Die nautische Weisheit verstummte; „die Männer erseufzten“ und trugen dem Capitain das hingebendste Vertrauen entgegen; der schob verlegen die Mütze von einem Ohr auf's andere. Auf dem dritten Platze war schon seit einer halben Stunde jede Schranke zwischen Tugend und Sünde gefallen: das Volk der Gerechten erholte sich Trostes bei den verurtheilten Matrosen. Der Geistliche wurde von Minute zu Minute subjectiver und mehr auf die eigenen Zustände aufmerksam; ergrünend griff er zum Brevier und fragte mich allgemein menschlich nach dem geeignetsten Verhalten während der Seekrankheit. Alle höheren Plane dahin! In tiefster Seele gebeugt wankte er in die Kajüte hinab, aus der schon unendlicher Jammer hervorquoll. Ich blieb oben, dem furchtbaren Toben der Elemente zuzusehen. Wir waren nicht umsonst den Inseln des Aeolus nahe.

„Aber in Nächten erhebt sich der Sturm, zum Verderben der Schiffe,
Fürchterlich! Wo könnt' Einer entfliehn vor der grausen Vertilgung,
Wenn mit plötzlicher Wuth des Orkans der gewaltige Südwind
Oder der sausende West herwirbelte: welche vor allen
Drohn zu zerschellen ein Schiff, auch trotz obwaltenden Göttern?“

Ich war allein, außer der Mannschaft, oben; da mich zu frieren anfing, suchte ich endlich auch die Kajüte wieder zu erreichen. Aber unmöglich; zweimal stürzte ich hin, mit Mühe erreichte ich meine Bank wieder. Und so saß ich eine endlos lange Nacht, mich oben und unten zugleich anklammernd, in einem phantasiegepeinigten Halbschlummer. Ueber den Rücken von der einen, über die Stiefel von der anderen Seite gingen die Sturzwellen. Im elendesten Zustande von der Welt sah ich doch nicht ohne Vergnügen, daß das Meer leuchtete: in freien Gruppen schwamm etwas wie eine Gesellschaft von Leuchtkäferchen darauf herum; wenn die Wellen über Deck kamen, erloschen die Lichterchen mir zwischen den Füßen. Zwischenein beschäftigte mich die Frage, ob Homer nicht irgendwo der Seekrankheit gedenke. Sollten denn seine Helden so viel seefester gewesen sein, als die ergrauten Matrosen, die eben jetzt...? Ich kam zu keinem rechten philologisch abgeklärten Resultate. Personificirt, so viel ergab die rasch im Geiste angestellte Ueberschau, personificirt hat Homer das männermordende Scheusal nicht; wenigstens haben wir die Skylla, die mit ihren sechs ausgereckten Hälsen und den aufgesperrten Rachen, oder die Charybdis, die mit der zweiten ihrer Thätigkeiten dafür in Anspruch genommen werden könnte, ja nun schon anderweitig untergebracht. Aber hat er sie nicht selbst gezeichnet, so hat er.... sie vielleicht.... in ihren Folgen..... echt poetisch...... angedeutet.... darnach wirst du.... demnächst... die Werke des unsterblichen... Sängers... durchsuchen.

In dieser löblichen Idee stieg ich heute früh an's Land, entschlossen zu thun, wie Odysseus und die Seinen gethan, als sie endlich Aeäa erreicht, nämlich

„zween Tage zu rasten, von Arbeit lass' und Betrübniß. —
Denn nichts kenn' ich fürwahr Graunvolleres sonst wie die Meerfluth,
Einen Mann zu verwüsten, und sei er auch noch so gewaltig."

Neapel, 15. März.

Des Märzen Idus sind nun da und mit ihnen der Tag unserer Abreise; es geht nach Rom. Gestern Abend erschienen aus freien Stücken unsere neapolitanischen Dienstleute (die besten, die man finden kann) phantastisch costümirt im Salon und tanzten, eigentlich recht sehr zum Weinen aufgelegt, eine stürmische Tarantella. Auch die alte Angela, Mutter von fünf Kindern, that gerührt einige mächtige Sprünge.

Den Tag über waren wir noch einmal auf den Höhen und am Meere gewesen, um die Bilder des wundervollen Gestades fest und unverlierbar in die Seele zu fassen. In einer Stunde liegt Alles hinter uns wie ein schöner und auserlesener Traum. Ade, ihr Cyklopen und Sirenen!

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

